This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 07025372 3

Miss R. H. Knorr

341803

Diätetik des Geistes.

Eine

Anleitung zur Selbsterziehung.

Von

Lic. Dr. Friedrich Kirchner.

Motto: „Der Geist besitzt nichts
als was er thut."
Schiller.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Berlin.
Verlag von Brachvogel & Boas.
1886.

Diätetik des Geiſtes.

Eine

Anleitung zur Selbſterziehung.

Von

Lic. Dr. Friedrich Kirchner.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Motto:
„Der Geiſt beſitzt nichts als was er thut."
Schiller.

Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage.

Berlin.
Verlag von Brachvogel & Boas.
1886.

(Kirchner)
YEG

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
341803
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1906

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort zur ersten Auflage.

Als „Diätetik“, d. h. Gesundheitslehre des Geistes, schildert das vorliegende Buch den Normalzustand der verschiedenen geistigen Funktionen, dann deren Gefahren, Schwächen und Verirrungen, um schließlich praktische Winke zu einer geistigen Diät zu geben. Da hierbei Alles auf die eigene Thätigkeit des Einzelnen ankommt, so kann dasselbe auch als eine „Anleitung zur Selbsterziehung“ dienen.

Die Nothwendigkeit derselben wird in der Einleitung begründet, dann der Werth des Lebens, das ja doch die Voraussetzung alles Thuns ist, und sodann die Eigenart des Menschen besprochen. Daß sich hierauf das zweite Buch ausführlich mit der Zucht des Leibes beschäftigt, steht nur scheinbar im Widerspruch mit unserm Thema; denn nur in einem gesunden Leibe kann ein gesunder Geist hausen. Das dritte Buch behandelt die Zucht des Denkens; denn ohne klare Einsicht giebt es weder Wissen noch Können; weder Aesthetik noch Ethik. Die beiden letzten Bücher beschäftigen

ſich endlich mit der gerade heutzutage brennenden Frage: „Was heißt Bildung?“ Denn aus der falſchen Beantwortung dieſer entſpringen die meiſten Fehler unſres privaten und öffentlichen Lebens. Ich habe mich deshalb bemüht zu zeigen, daß „Bildung“ nicht bloß eine gewiſſe Summe von Kenntniſſen oder ſelbſt ein ſyſtematiſches Wiſſen bedeute, ſondern auch äſthetiſchen Sinn, Takt und, was mehr iſt, Charakter und Religioſität umfaſſe. Nur wer außer dem intellektuellen Gebiet auch das äſthetiſche und ethiſch-religiöſe pflegt, iſt in unſern Augen ein Gebildeter. Der Menſch beſteht ja aus Leib und Seele, dieſe aber aus Verſtand, Wille und Gemüth!

Berlin, 1884.

Der Verfaſſer.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die überaus freundliche Aufnahme, welche die „Diätetik“ beim Publikum wie bei der Kritik gefunden, hat mich veranlaßt, den Grundplan unverändert beizubehalten und nur an zwei Stellen größere Aenderungen vorzunehmen. Möge das Buch ſich auch in dieſer Form manchen neuen Freund gewinnen.

Berlin, 1886.

Friedrich Kirchner.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erstes Buch: Der Zweck des Daseins 1

1. Kapitel. Nothwendigkeit der Selbsterziehung . . . 3
Schule und Elternhaus vollenden die Erziehung nicht S. 3. Der Erwachsene muß sich selbst seine Weltanschauung, seinen Charakter bilden S. 5. Voraussetzung dafür ist ein gesunder Leib S. 6. Die Selbsterziehung geht übrigens der Erziehung durch Andre parallel S. 8. Alle bedeutenden Menschen haben sich selbst erzogen S. 12. Ziel der Erziehung: Humanität S. 14.

2. Kapitel. Der Werth des Lebens 17
Es ist eine Lust zu leben S. 17. Das Leben ein hohes Gut S. 20. Sein Wesen Selbstbethätigung S. 21. Hat es einen Zweck? S. 27. Kritik des Materialismus S. 27; des Pessimismus S. 38. Die Ansicht des Christenthums S. 47 und Kant's S. 52. Resultat S. 54.

3. Kapitel. Der Mensch 56
Der Mensch ein Organismus S. 56. Unterschiede vom Thiere S. 59. Das Wesen des Menschen S. 66. Uebersicht S. 70.

Zweites Buch: Die Zucht des Leibes 73

4. Kapitel. Bedeutung des Leibes 75
Der Leib ist Organ des Geistes S. 75. Materialismus

Seite

S. 76, Dualismus S. 79. Monismus S. 80. Der Leib darf daher weder vernachlässigt S. 81, noch verzärtelt werden S. 82. Begriff der Gesundheit S. 82.

5. Kapitel. Der Bau unsres Körpers 86
Seine Grundstoffe und Theile S. 86. Stoffwechsel S. 87. Bewegungssystem S. 88. Nerven S. 91. Vegetatives System S. 93.

6. Kapitel. Physische Selbsterziehung 98
Das Triebleben S. 98. Luft S. 103. Licht S. 106. Wohnung S. 107. Kleidung S. 110. Die Mode S. 112. Reinlichkeit S. 119. Die Nahrung S. 122. Getränke S. 128. Rauchen S. 132. Gymnastik S. 134. Pflege des Nervensystems S. 140. Resultat S. 146.

Drittes Buch: Die Zucht des Denkens . . . 147

7. Kapitel. Der Denkprozeß 149
Das Selbstbewußtsein S. 149. Der Geist und die Außenwelt S. 151. Realität der letzteren S. 153. Der Satz der Identität S. 158, des Widerspruchs S. 161. Der Satz vom Grunde S. 163. Glauben und Wissen S. 164. Die Zweckbetrachtung S. 170. Zusammenfassung S. 174.

8. Kapitel. Denkregeln 177
Was ist Wahrheit? S. 177. Die Sinneswahrnehmung S. 179. Aufmerksamkeit S. 180. Zerstreutheit S. 185. Bildung der Begriffe S. 187. Urtheilen S. 194. Vorurtheile S. 196. Schließen S. 201. Bekämpfung des Irrthums S. 204.

9. Kapitel. Die Phantasie 208
Ihr Wesen S. 208. Gedächtniß S. 209. Einbildungskraft S. 212. Ihr Einfluß auf das Leibesleben S. 214. Sinnestäuschungen S. 217. Aberglaube S. 218. Wahnsinn S. 219. Ihr Einfluß auf das Geistesleben S. 221. Sprache und Logik S. 221, die andern Wissenschaften S. 223. Die Kunst S. 224. Die Ethik S. 225 und Religion S. 227. Zucht der Phantasie S. 231.

Seite

Viertes Buch: Bildungsideale 237

10. Kapitel. Was heißt Bildung? 239

Definition S. 239. Gegner der Bildung S. 240. Allgemeine Bildung S. 244. Sie umfaßt den ganzen Menschen S. 246 und ist nur durch sittliche Selbstbethätigung erreichbar. S. 248.

11. Kapitel. Intellektuelle Bildung 252

Kenntnisse gehören zur Bildung S. 252, vor allem richtiges Denken, Sprechen und Schreiben S. 253. Schriftliche Übungen S. 261. Tagebuch S. 262. Lektüre S. 264. Das Lesen selbst S. 268. Sprachstudien S. 269. Geschichte und Geographie S. 273. Mathematik und Naturwissenschaft S. 276. Philosophie S. 277.

12. Kapitel. Aesthetische Bildung 281

Definition S. 281. Verhältniß des Schönen zum Wahren und Guten S. 282. Was heißt „schön"? S. 288. Wie zeigt sich die ästhetische Bildung? S. 291. Mittel zu ihrer Erlangung S. 295. Kunstgeschichte, Umgang mit Kunstwerken S. 296. Musik S. 300. Poesie S. 305. Theater S. 307. Dilettantismus S. 311. Naturgenuß S. 319. Geschmack im Alltagsleben S. 322.

Fünftes Buch: Der Charakter 323

13. Kapitel. Die Individualität 325

Werth des Charakters S. 325. Seine Grundlage S. 326. Eigenartigkeit des Individuums S. 327. Konstitution S. 329, Temperament S. 331. Verhältniß der Seelenvermögen S. 334. Mann und Weib S. 336.

14. Kapitel. Sittlichkeit 340

Sittliches Streben S. 340. Die moralische Anlage: Gewissen S. 342, die Triebe S. 343, Freiheit des Willens S. 345. Der moralische Charakter S. 349. Selbstbeherrschung S. 351. Das Sittliche in seinem Unterschiede vom Recht

Seite

und von der Religion S. 357. Vom Angenehmen, Schönen und Nützlichen S. 359. Die vier Kardinaltugenden S. 362.

15. Kapitel. Religiosität 372
Wichtigkeit der Religion S. 372; ihr Gegensatz zur Wissenschaft S. 373. Versöhnung von Glauben und Wissen S. 375. Beweise für Gottes Dasein S. 377. Segen der Religiosität S. 380. Die Ruhe des Gemüths S. 381. Schluß S. 384.

Erstes Buch.

Der Zweck des Daseins.

Erstes Kapitel.

Nothwendigkeit der Selbsterziehung.

Daß die Kinder erzogen werden müssen, bezweifelt Niemand. Denn der Augenschein überzeugt Jeden, daß, mögen sie mit noch so guten Anlagen geboren sein, sie doch der Erziehung, d. h. Entwickelung durch Zucht und Unterricht bedürfen, um tüchtige Menschen zu werden. Aber mit Unrecht halten oft Eltern die Erziehung für abgeschlossen, wenn der Zögling „ins Leben tritt", sei es, daß er nach vollendeter Schulzeit sich einem praktischen Berufe widmet, sei es, daß er sich durch akademische Studien auf eine Kunst oder Wissenschaft vorbereitet.

Bald jedoch merkt er selbst, daß seine Erziehung noch lange nicht abgeschlossen war, ja daß er erst am Anfange der zu durchmessenden Bahn stand, als er sich schon für vollkommen hielt. Auf die Schule folgt das Leben; eine zweite, härtere Schule gilt es durchzumachen. Wie wenig weiß man, trotz allen Lernens, und was man weiß, wie wenig versteht man es zu brauchen! Neue Verhältnisse verlangen neue Kenntnisse und Fertigkeiten. Immer mehr davon erweist sich als nothwendig oder nützlich; immer mehr erweitert sich der Kreis unsrer Bildung,

in dem wir uns heimisch machen müssen. Und hatte man früher auf der Schule geglaubt, genug, ja fast zuviel zu wissen, so kommt man nun zu der Einsicht, welche Sokrates für den Anfang der Weisheit ansah, daß man im Grunde nichts weiß. Nun erwacht ein wahrer Heißhunger nach Kenntnissen: Man liest, was man an Büchern, Brochüren, Zeitungen und Zeitschriften zu erhaschen vermag; man hört öffentliche Vorträge oder private Vorlesungen, soweit sich etwa solche darbieten; man sucht Unterhaltung und Verkehr mit geistreichen Männern und Frauen. Aber bald tritt Ermattung oder Enttäuschung ein.

Denn mit Schmerz bemerkt der strebsame Erwachsene, daß all sein Arbeiten fast umsonst ist. Entweder sind die Bücher, welche er durcharbeitete, zu schwer für ihn, da es ihm an der nöthigen Vorbildung dafür fehlt, oder sie bieten ihm nicht, was er in ihnen zu finden hoffte, oder aber, er wird durch die vielfach sich widersprechenden Urtheile der Autoren oder Redner, denen er seine Aufmerksamkeit widmet, so verwirrt, daß er schließlich selbst nicht mehr aus noch ein weiß. Soll er den Materialisten glauben, welche Geist und Gott, Freiheit und Gewissen leugnen; oder den Idealisten, welche diese Begriffe lebhaft verfechten? Soll er dem Kirchenglauben streng treubleiben, trotzdem ihm vieles daran zweifelhaft, ja unhaltbar erscheint — oder soll er irgend einen Philosophen zum Führer wählen, so beunruhigend auch die Uneinigkeit der verschiedenen Philosophenschulen sein mag? Soll er sich der konservativen Partei anschließen, deren Prinzipien ihn abstoßen, deren Macht ihm aber viel Vortheil bietet — oder der liberalen, die zwar nicht ungefährlich, aber ihm durchaus sympathisch ist?

Mit einem Worte, unser Freund, der sich für einen „wohlerzogenen" Menschen hielt, bemerkt mit Betrübniß, daß es seinem

ganzen Leben an Einheit, seinem Handeln an Grundsätzen, seinem Denken an Klarheit und seinem Wesen an Folgerichtigkeit fehlt. Er hat Kenntnisse, Fertigkeiten, aber er hat keine — Weltanschauung.

Dieselbe traurige Erfahrung machen die Meisten auf moralischem Gebiete. Zu Hause und in der Schule haben sie die Befehle ihrer Erzieher vollstreckt, sie haben die einfachen Forderungen der Alltagsmoral erfüllt, ohne viel darüber nachzudenken! Die bisherigen Verhältnisse waren auch nicht sehr verwickelt. — Nun aber gilt es sich auf sich selber zu stellen; den mannigfachen Versuchungen des Lebens zu widerstehen; es gilt nicht mehr, wie bisher, gewohnheitsmäßig das Gute zu thun, welches Andre vorschreiben, sondern nach eignem Wissen und Gewissen, auf eigne Verantwortung zwischen vielen Möglichkeiten das Rechte erst zu finden. Wie schwierig, ja fast unmöglich ist das oft. Und wenn man es gefunden hat, dann erheben sich allerlei Zweifel im Busen; man weiß nicht, ob es auch wirklich das Beste ist, ob seine Folgen nicht doch unrecht oder schädlich sein werden; man billigt wohl den Zweck, den man verfolgt, aber die Mittel erscheinen fragwürdig. Tausend Bedenken werden wach. Immer tiefer grübelt man über Gut und Böse nach, über Freiheit und Nothwendigkeit, Tugend und Glück, Pflicht und Neigung. Aber jemehr man darüber nachdenkt, desto verwirrter wird man. Ja, manchmal ist man wohl gar geneigt, alle sittlichen Vorschriften für Wahn zu halten. Dazu kommen die praktischen Widersprüche des eigenen Herzens. Man möchte ja das Gute thun, welches vom Gewissen so ernst gefordert wird; man strengt sich auch redlich an. Und doch genügt man sich niemals. Doch bleibt eine Kluft zwischen Wollen und Können befestigt; doch vereitelt die Sinnlichkeit oft unser lauterstes Streben. Ja, gerade wenn wir uns selbst für irgend eine gute That loben möchten, ertappen wir uns auf einer Un-

lauterkeit, Schwäche oder Selbstsucht. Es fehlt uns eben an Charakter.

Dieser aber hängt nicht bloß vom Wissen und Wollen, sondern auch vom Leibe ab. Denn er ist ja das Organ des Geistes, das Instrument, auf dem er spielt, der Hebel, mit dem er die Dinge um sich her in Bewegung setzt. Wie es in der ganzen Welt keine Kraft giebt, die sich nicht an irgend einem Stoffe äußerte, so kann auch unser Geist nur durch seinen Leib wirken. Und wenn wir auch von Menschen hören, die bei schwachem, gebrechlichem Leibe Großes auf geistigem Gebiete geleistet haben, so ist doch im allgemeinen ein gesunder Geist nur in einem gesunden Leibe denkbar. Je kräftiger, abgehärteter dieser ist, desto mehr wird jener leisten; je mehr der Leib zum willigen Werkzeug des Geistes gebändigt worden, desto weniger Hindernisse wird er ihm bei seinen idealen Bestrebungen bereiten. Ganz zu geschweigen ferner von dem seelischen Einfluß, den körperliches Uebelbefinden auf unser geistiges Sein hat, wollen wir nur noch auf den Zusammenhang hinweisen zwischen dem Leibes- und Gefühlsleben, zwischen diesem und der Weltbetrachtung. Unser Zeitalter würde zufriedener und daher auch frömmer sein, wenn es körperlich durchgebildeter wäre. —

Im klassischen Alterthum, wo man eine richtige Ansicht vom Zusammenhang zwischen Leib und Seele hatte, ging Gymnastik und Musik Hand in Hand. Von Kind auf übten sich Männer und Frauen in körperlichen Bewegungen. Ein Mann, der nicht ringen, springen, tanzen, Diskus werfen u. s. w. konnte, galt für ebenso ungebildet, als wer in Musik, Rhetorik, Grammatik und Philosophie unbewandert war. Selbst die Erwachsenen, die Dichter, Feldherrn und Staatsmänner, verschmähten es nicht, die Arena fleißig zu besuchen. — Als aber das Christenthum

zur Herrschaft gelangte, gerieth der Leib, als Träger der Sinnlichkeit und der Sünde, in Verachtung. Anstatt ihn zu salben, zu üben und zu schmücken, wie die „Heiden", vernachlässigte und geißelte man ihn; der heilige Antonius mit seinem durch Fasten, Wachen und Askese abgemagerten Körper erschien bei weitem nachahmenswerther als der „göttliche Renner Achilleus". Ja, das Mittelalter verstieg sich sogar zur Abtödtung des Geistes. Wozu bedarf der Gläubige der grübelnden und zweifelnden naseweisen Vernunft? Und wenn auch gegen dieses Verdummungssystem der Humanismus und die Naturphilosophie der Renaissance sich erhob, wenn auch die Reformation, ohne es zu wissen und zu wollen, den Subjektivismus begründete, wonach jeder dasjenige glauben durfte, was er aus der Bibel herauslas — so hat es doch jene Zeit noch nicht geahnt, daß zur Erziehung der Jugend auch die körperliche Ausbildung gehörte. Hin und wieder sprachen es wohl einzelne erleuchtete Pädagogen aus, aber ins allgemeine Bewußtsein drang diese Einsicht erst in unserm Jahrhundert. Und doch liegt es auf der Hand, daß ein Geschlecht, welches fleißig den Leib übt, fähiger sein wird Strapazen zu ertragen, als ein verweichlichtes; daß jenes auch dem Kopfe mehr zumuthen darf, wenn die Organe, welche ihn mit reichem und reinem Blut versorgen, flott funktioniren; ja daß solche Generation die Natur ganz anders genießen, die Sorgen und die Kämpfe des Lebens viel tapferer aushalten wird, als ein schwächliches, sieches, verzärteltes Geschlecht.

Nun aber kann, wie jeder leicht einsieht, die Schule und das Elternhaus diese großen, eben angedeuteten Bedingungen zu einem glücklichen Dasein nicht erfüllen. Sie können dem heranwachsenden Geschlecht weder alle Kenntnisse, noch geschweige eine Weltanschauung geben, denn nur das Wenigste begreift schon das kindliche Verständniß; sie können ihm ebenso wenig

einen durchgebildeten Charakter geben, denn dieser ist das Werk des ganzen Lebens; endlich können sie ihm keinen zu allen körperlichen und geistigen Strapazen geeigneten Leib verschaffen, denn er muß ja täglich geübt und gestärkt werden. Mit einem Wort: Die Erziehung legt nur den Grund, die Selbsterziehung allein errichtet das Gebäude. Jene weist dem Menschen den Weg, leitet ihn an die ersten Schritte darauf zu thun, giebt ihm gute Rathschläge und Winke, mit — aber wandern, wirken muß der Mensch selber.

Ja, wir behaupten, diese Selbsterziehung beginnt nicht erst mit dem Tage, wo wir „ins Leben treten," d. h. der Zucht der Schule und des Elternhauses entwachsen sind, sondern sie geht schon seit der frühesten Kindheit neben der Erziehung durch andre stets einher.

Beobachten wir ein Kind vom Anfange seiner Entwicklung an. Sobald es fähig ist, Geberden, Mienen und Worte zu verstehen, beginnt es sich selbst zu erziehen, d. h. der bessere Theil in ihm, die Vernunft, strebt sich gegen die Sinnlichkeit und Selbstsucht des natürlichen Menschen zu behaupten und immer mehr zur Herrschaft zu bringen. Jedes Kind hat seine ihm angebornen schlechten Neigungen zu Neid, Eigensinn, Rücksichtslosigkeit, Grausamkeit u. dgl. Wohl wirkt auch die Aussicht auf Strafe oder Belohnung, Tadel oder Lob; am meisten aber doch der Zögling selbst. Er muß zunächst dem Erzieher überhaupt Aufmerksamkeit schenken, wenn dessen gute Lehren nicht ganz nutzlos sein sollen; er muß sie sodann im Gedächtnis, d. h. im Herzen bewahren, um sie nicht sogleich wieder in den Wind zu schlagen; er endlich muß sie vor allem befolgen wollen, sei es aus Liebe, sei es aus Ehrgeiz, sei es aus Empfänglichkeit fürs Gute. Wie selbstthätig dabei das kleine Kind ist, wie sich schon 3—5jährige erziehen, hat wohl Jeder beobachtet.

Oft regt sich ein Fehler aufs neue, der schon ertödtet schien, z. B. der Eigensinn: wie ernst ringt da ein wohlerzogenes Kind mit sich selbst! Ist da der Erzieher mit Liebe, Einsicht und Strenge zur Hand, so siegt der kleine Zögling über sich selbst. — Ein andres Gebiet der Selbsterziehung, das man leicht an Kindern beobachten kann, ist ihr Sprechen. Unzählige Mal sagen sie sich selbst das neue, noch nie gehörte Wort vor, bis sie es deutlich und klar aussprechen können. Wie eifrig und ernst sind sie ferner im Laufen, Zählen und Spielen! Sie ruhen nicht eher, als bis sie es zu einer gewissen Fertigkeit darin gebracht haben.

Diese Selbsterziehung tritt aber noch weit mehr hervor in ihrem Verkehr mit Geschwistern und Gespielen. Denn da wird jedes Kind zunächst gezwungen, sich andern zu fügen, oder wenigstens etwas nachzugeben; um überhaupt als Spielkamerad mitzuzählen, muß es seine Eigenliebe, Herrschsucht und Rechthaberei einschränken; sein Nachahmungstrieb erwacht und läßt es eifrig darnach streben, den bessern Freunden gleichzukommen; durch die Erfolge und Lobspenden, welche jene erreichen, fühlt es sich veranlaßt, über die Gründe davon nachzudenken.

Kommt das Kind zur Schule, so nimmt seine Selbsterziehung noch viel größere Dimensionen an. Denn nun gilt es, sich in die Disziplin der Anstalt zu fügen; es muß auf viele Neigungen verzichten, vieles ihm eigentlich Unbehagliche thun. Dazu kommt die Rücksicht auf die Mitschüler, von denen es nicht verachtet und gehänselt sein möchte, weshalb es freiwillig manches läßt, was im Elternhause geduldet oder gar gepflegt wurde. Der Ehrgeiz beginnt sich zu regen; insgeheim arbeitet das Kind, repetirt und präparirt, um nicht den andern zu sehr nachzustehen. Gemeinsame Turnübungen nöthigen es sich anzustrengen und es überwindet, wenn auch oft mit vieler Anstrengung, seine Schwäche

und Feigheit. Daſſelbe thut es beim Schwimmen, Tanzen, Schlittſchuhlaufen und bei gemeinſchaftlichen Ausflügen. — Hoffentlich giebt der Erzieher dem Zögling zu dieſem allen reichlich Gelegenheit. Er begreift hoffentlich, daß das Weſen des Menſchen, wie das eines jeden Organismus, die von innen heraus geſtaltende Selbſtkraft iſt! Daher behaupten wir, der beſte Maßſtab aller Erziehung iſt, ob und wieweit ſie zugleich Selbſterziehung iſt.

Der Jüngling und die Jungfrau erziehen ſich ſelbſt natürlich ſchon in vieler Beziehung mehr als ſie von andern erzogen werden. Denn bei ihnen hat die Reflektion bereits ziemliche Macht gewonnen. Sie denken oft über Gegenwart und Zukunft nach; ſie betrachten mit Bewunderung die Vorbilder der Geſchichte, erwägen die Dichterworte und Weisheitsſprüche der Klaſſenlektüre, empfinden mit den Erſcheinungen der Natur, den Ereigniſſen ihres Vaterlandes, nehmen lebhaft Theil an den Freuden und Leiden ihrer Eltern, Geſchwiſter, Freunde und Mitmenſchen. In dieſer Periode, welche den Lenz des Lebens eröffnet, regt ſich vor allem die Liebe. Zunächſt zu gleichaltrigen Freunden. Mit Begeiſterung giebt ſich der heranwachſende Menſch einem andern hin, deſſen Weſen ihm ſympathiſch iſt, in deſſen Eigenſchaften er eine Ergänzung ſeiner eigenen findet, dem er alles, was ihn bewegt, mittheilen, ja dem er ſein ganzes Ich hingeben möchte. Ihm zu Liebe läßt er vieles, was ihm bisher gut ſchien, thut er manches, vor dem er bisher zurückſcheute. Nach dem Freunde bildet ſich der Freund, ihm zu gefallen iſt ſein höchſtes Streben, ſein Lob gilt ihm mehr als der Beifall einer Welt. — Aber mehr noch ruft die Liebe zum andern Geſchlecht die Selbſterziehung hervor. Schon der geſellige Umgang beider Geſchlechter thut es. Denn um hier zu gefallen, ſpornt ſchon die Eitelkeit Jüngling und Jungfrau, daß ſie

ihr Aeußeres, ihr ganzes Auftreten sorgsam prüfen, ob es auch nicht durch Roheit, Ungeschicklichkeit oder Unfeinheit Anstoß gebe. Alle kleinen Unarten, die früher vergeblich von den Eltern bekämpft wurden, sind mit einem Schlage wie weggefegt. Anmuth, Bescheidenheit, Nachgiebigkeit, Zartheit u. s. f. entwickeln sich unvermerkt. Und wenn nun gar echte, herzinnige Liebe den Menschen ergreift — wie ängstlich prüft er sich dann selbst, ob sein Temperament, sein Benehmen, diese oder jene Eigenheit auch dem Geliebten gefalle; ob sein Aussehen, sein Gang, seine Haltung und Kleidung, sein Wissen und Können ihm genügen. Wenn nicht; wenn ein Blick, eine Miene, ein Wort auch nur die leiseste Mißbilligung ausdrückte, er ruht nicht eher, als bis er das Unliebsame ganz ausgerottet hat.

Nun regt sich auch der philosophische Trieb, der jedem Menschen von Natur angeboren ist, wie sein Gewissen. Unwillkürlich fragt er sich plötzlich: „Wozu bin ich denn eigentlich auf der Welt? Was ist die Bestimmung des Menschen, der Menschheit? Welches sind die Mittel sie zu erreichen?“ Und nun entwirft sich der jugendliche Geist kraft seiner Phantasie an der Hand der Geschichte und Literatur den schönen, aber schwierigen Weg, der die Menschheit zur Vollkommenheit, d. h. zum Guten, Wahren und Schönen emporführt. Noch glüht das jugendliche Herz für Ideale, noch bewundert es große Menschen, noch traut es sich alles zu, was es wünscht. Mit inniger Betrübniß erkennt es, wie weit, wie unendlich weit es noch davon entfernt ist. „O, wäre ich doch auch so keusch wie Joseph, so wahrheitsliebend wie Iphigenie, so tapfer wie Scävola, so gerecht wie Aristides! Ach, könnte ich doch auch so leben wie Fabricius und so sterben wie Epaminondas!“ So ruft der bessre Mensch in jedem Jünglinge, in jeder Jungfrau. Aber sie begreifen

auch leicht durch die Lektüre der Lebensbeschreibungen großer Menschen, daß diese nicht von Natur edel, gut und groß waren, sondern sich unter harten Kämpfen durch viele Versuchungen und Hindernisse zu der Höhe, auf welcher wir sie sehen, emporgerungen haben. Sie verstehen allmählich Goethes Wort: „Mensch sein heißt ein Kämpfer sein“. Aber sie entschließen sich auch umso ernsthafter, diesen Kampf mit sich selbst, mit der Unvollkommenheit um sie her und in ihnen selbst, tapfer aufzunehmen. Fortan machen sie es sich zum Prinzip, sich täglich mehr selbst zu erkennen und zu bessern, d. h. selbst zu erziehen. Denn sie begreifen, daß das ganze Leben eine Schule ist, worin sie selbst Schüler und Lehrer zugleich sind; eine Schule, die der Mensch erst mit dem Tode verläßt, die ihre Fort- und Rückschritte, ihre täglichen Erfolge und Mißerfolge, ihre ewigen Aufgaben hat; worin, wie in der Kinderschule, ein Stillestehen soviel bedeutet als Zurückbleiben, wo ein Fehltritt unberechenbare Nachtheile, jede Leistung aber auch den Segen größerer Kraft und Tüchtigkeit in sich schließt. Wie oft entscheidet ein Tag, eine Stunde, ja ein Augenblick über des Menschen ganzes Geschick! Denn jede Gegenwart trägt ihre Zukunft in sich. Darum thut Wachsamkeit, Nüchternheit und Selbstprüfung noth!

Und doch, gerade in solchem ernsten Ringen mit sich selbst, entfaltet da nicht der Mensch seine ganze göttliche Beanlagung? Kommen da nicht ungeahnte Fähigkeiten zu Tage? Was für Perspektiven erschließen sich dem forschenden Auge! Wie weit, hoch und herrlich wird die ganze Lebensauffassung des ernsthaft Strebenden. Was für Kräfte des Willens, welche Tiefe der Empfindung entdeckt er freudig an sich selbst!

Für den Menschenkenner ist es nicht schwierig herauszufinden,

ob jemand sich selbst erzieht und erzogen hat. Denn die sorgfältigste Erziehung durch andre, wenn sie eine äußerliche geblieben ist, vermag nur mittelmäßige Menschen hervorzubringen, d. h. Individuen, welche, nach der Schablone gedrillt, sich auf der breiten Heerstraße der Alltäglichkeit zwar leidlich einherbewegen, aber straucheln und zurückbleiben, sobald ernstere Aufgaben an sie herantreten. Wer sich dagegen selbst erzieht, erhebt sich über den Durchschnitt der Philisterhaftigkeit, sein Horizont ist viel weiter, seine Gesinnung edler, sein Empfinden tiefer, sein Wollen und Handeln energischer. Alle bedeutenden Charaktere sind ihre eigne Schöpfung! In dieser Hinsicht kann und soll jeder Mensch ein Künstler sein! Wohl, nicht jeder kann sich durch staunenswerthe Leistungen auf dem Gebiete der Kunst, Wissenschaft, Literatur oder des öffentlichen Lebens auszeichnen; nicht jeder hat besondere intellektuelle, künstlerische oder praktische Anlagen. Was aber jeder, auch der einfachste Bauer, vermag, das ist, sein Leben zu einem schönen Kunstwerk zu machen, sein Wesen zu einem harmonischen Charakter herauszugestalten. Mit Recht hat man diese Welt mit einer Bühne verglichen, worauf jeder Mensch eine Rolle zu spielen habe: Wohlan, wir wollen die unsrige studiren und so künstlerisch durchführen, daß, ob Niemand sonst, doch wir selbst uns am Schlusse, wenn für uns der Vorhang sinkt, uns Lob spenden dürfen. Uebrigens richtet sich die Bedeutung unsrer Rolle nicht nach dem Geräusch, dem Pomp und Schimmer, mit dem wir auftreten. In jedem Stande, in jeder sozialen Stellung giebt es eine moralische Größe, die gerade durch ihre äußre Unscheinbarkeit wächst. Wer hat mehr Einfluß auf die Menschheit gehabt, der unscheinbare Rabbi Jesus oder der als Gott verehrte Augustus? Paulus oder Nero? Luther oder Karl V.? Kant oder Friedrich Wilhelm II.? Da giebt es

eine hübsche Legende des Rudolf von Ems: „Der gute Gerhard.“ Als sich Kaiser Otto der Rothe einst seiner guten Werke vor Gott rühmte, wird er auf Gerhard, einen Kölner Kaufmann, verwiesen, der im Stillen das Schwerste gethan habe und dabei doch demüthig geblieben sei. Als Otto ihn neugierig aufsucht, will Gerhard zuerst nicht von sich selbst sprechen. Endlich erzählt er bescheiden, er habe einst für hohes Lösegeld Ritter, Gerise und Jungfrauen aus der Sklaverei befreit; eine der letzteren habe er nach Jahren seinem Sohne vermählen wollen, dieselbe aber dem Könige von England ohne Lösegeld übergeben, als er erfuhr, daß sie zu dessen Braut bestimmt gewesen. — Wieviel solche edle Thaten geschehen im Verborgenen; denn wer sie thäte, um damit zu prunken, der hätte seinen Lohn dahin.

Die Unmöglichkeit, daß unsre Erziehung von Eltern und Lehrern zum Abschluß gebracht werde, folgt auch aus dem unendlich erhabenen Ziele, dem sie nachstrebt. Dieses ist ja nicht etwa bloß die Vorbereitung auf den späteren Lebensberuf, damit wir uns zu tüchtigen Geschäftsleuten, Militairs, Gelehrten oder Künstlern ausbilden können; es ist auch nicht bloß die Befähigung, unsre Pflichten gegen Familie, Stadt und Staat ordentlich zu erfüllen: sondern das Ziel der Erziehung ist die Humanität. Ein Mensch zu sein im vollen Sinne des Wortes, das ist der höchste Ruhm, den wir erstreben können. Darum allein wird das klassische Alterthum der Griechen und Römer so gepriesen, so studirt, so nachgeahmt, weil wir überzeugt sind, in jenen herrlichen Zeiten sei das echte Menschenthum zu einzigartiger Ausprägung gelangt. Darum nannte sich Jesus von Nazareth der „Menschensohn“, weil er wahrer Mensch sein und die Forderungen des Menschenherzens zur Geltung bringen wollte. Das ist des Christenthums höchstes Verdienst,

daß es die Lehre aufgestellt hat, alle Menschen seien Gottes Kinder und daher Brüder. Weil die Papstkirche des Mittelalters die Forderungen der Humanität nicht erfüllte, regten sich fort und fort die Reformversuche. Denn das Mönchthum mit seinen Gelübden war ein Hohn auf die Menschheit; die Verpönung der Ehe, die Verherrlichung der Askese und Marter, die Inquisition, das Interdikt, der Bann und das Hexengericht verletzten die Menschlichkeit. Deshalb nannten sich die Freunde der antiken Literatur und Kunst Humanisten. Sie wollten den wahrhaft menschlichen Studien, Gesinnungen und Sitten eine Wiedergeburt (Renaissance) bringen. Nur dadurch siegte die Reformation, daß sie die menschliche Natur wieder in ihr Recht einzusetzen versprach; daß sie dem Menschenherzen freien Zugang zu seinem Gotte verschaffte; daß sie die Ehe und Familie heiligte, die Vergötterung der Priester und Heiligen aufhob und alle weltliche Arbeit, in braver Gesinnung verrichtet, für menschenwürdig erklärte. — Und ist nicht darauf die Arbeit der ganzen Neuzeit gerichtet gewesen, in Theorie und Praxis die Menschenrechte durchzuführen? Hat nicht vor Allem Philosophie und Naturwissenschaft mit größtem Erfolge gezeigt, daß des Menschen einziger Vorzug vor den Thieren seine Vernunft sei, welche sich in der Sprache äußere; welche auf sozialem, wissenschaftlichem, künstlerischem und moralisch-religiösem Gebiete alle jene staunenswerthen Gebilde hervorbringe, von denen uns die Kulturgeschichte erzählt! Diese Anschauung gewann im 18. Jahrhundert besondere Kraft durch die erneute Beschäftigung mit den Alten, und unsre klassische deutsche Literatur zeigt uns in ihren Heroen, in Lessing, Wieland, Herder, Göthe und Schiller glänzende Musterbilder wahrer Humanität. In ihr Zeitalter fällt die politische Revolution von 1789, welche die Menschenrechte

praktisch durchführte, sowie die geistige Revolution Kants, welcher sie unwiderleglich begründete. Und heutzutage ist jeder instinktiv oder klarbewußt davon überzeugt, daß Humanität das Wesen von Moral und Religion, daß sie Pflicht des Staates, der Gesetzpflege, ja selbst der Kriegsführung sei, daß sie das letzte Ziel aller Menschenerziehung sein müsse!

Ueberlegen wir aber, was in diesem einfachen Wort liegt, so erkennen wir leicht, daß ein ganzes Menschenleben dazu gehört, um die darin enthaltenen Forderungen zu erfüllen. Denn Humanität schließt nicht nur die Durchbildung aller leiblichen und geistigen Fähigkeiten, deren wir in der Gesellschaft, zum richtigen Denken, Fühlen und Handeln bedürfen, in sich, sondern auch deren harmonische Vereinigung. Humanität heißt ja nicht etwa nur Leutseligkeit oder Mitleid; es bedeutet vielmehr einen entwickelten Geist in geschultem Körper; es umfaßt eine Summe von Kenntnissen, Grundsätzen, Formen und Gefühlen, welche nicht leicht zu unserm vollen Eigenthum werden, welche uns vor allem kein Mensch außer uns anerziehen, sondern die wir nur durch Selbsterziehung gewinnen können.

Die folgenden Blätter wollen nun Winke zur Ausführung dieses schweren, aber unumgänglichen Werkes bieten. Möchten sie den richtigen Ton getroffen haben, der nicht allein belehrt und überzeugt, sondern auch zu energischem Handeln antreibt!

Zweites Kapitel.

Der Werth des Lebens.

1. „Es ist eine Lust zu leben!“ — so jubelte Ulrich von Hutten am Anfang des 16. Jahrhunderts, als das herrliche Zeitalter der Reformation anbrach. Ueberall in deutschen Landen keimte, knospete und blühte ein neues Leben, überall erhoben sich tapfre Streiter für Licht und Freiheit; das Recht der eignen Ueberzeugung ward auf politischem, kirchlichem und wissenschaftlichem Gebiete mit Erfolg geltend gemacht. Denn der Gesang der „Wittembergisch Nachtigall“, wie Hans Sachs Luther nannte, erweckte alsbald viele andre Vöglein, die ihr Lied lustig erschallen ließen, so daß die dumpfe Stille mittelalterlicher Scholastik mehr und mehr dem freudigen Schaffen tagheller Geistesarbeit weichen mußte. Wie eifrig untergruben Humanisten, Reformatoren, Naturforscher und Philosophen den morschen Bau ererbter Vorurtheile; in Predigten und Vorträgen, in Büchern und Flugschriften, in lateinischer und deutscher Zunge, in Volks- und Kirchenliedern verkündigten sie um die Wette die große Lehre, daß Jeder das Recht hätte zu glauben, was er nach eignem Wissen und Gewissen glauben könnte. Dieser Satz, die Grund-

lage der Toleranz, der uns heutzutage selbstverständlich erscheint, war damals so neu und unerhört, daß er allen tieferen Gemüthern als eine Himmelsbotschaft erschien, da sie ihnen ja Befreiung aus Gewissenszwang und Geistesknechtschaft verkündigte. Darum jauchzte Hutten und Tausende mit ihm: „Es ist eine Lust zu leben!“

Freilich, solche Glanzepochen der Weltgeschichte sind selten und durch lange Zwischenräume dumpfer Geistesschwüle getrennt, in denen die Menschen nicht jubeln, sondern klagen möchten, denn das Leben erscheint ihnen nicht als Lust, sondern als Last. Auch auf die Reformation folgte die Reaktion; auf die schönen Tage reinster Begeisterung Sektenstreit, Erschlaffung der Nation und der gräßliche Religionskrieg, welcher 30 Jahre lang Deutschland durchtobte und es fast in den Abgrund längst entschwundener Barbarei zurückschleuderte. Eine spärliche, rohe, unkirchliche, unsittliche und unkünstlerische Bevölkerung bewohnte unser Vaterland. Patriotismus, Treue, Selbständigkeit, Bildung und Freiheit waren fast unbekannte Dinge. Sprachmengerei, Französelei, Gelehrtenpoesie, Pedantismus und Kriecherei charakterisirten das deutsche Leben am Anfang des vorigen Jahrhunderts. Die Religion hatte durch die Kirche ihr Ansehen verloren, das politische Leben war vom Despotismus unterdrückt, die sozialen Verhältnisse waren kleinlich und drückend, die Moral entweder leichtfertig oder pietistisch, von Kunst und Poesie fast keine Rede.

Und doch *freuten* sich, wie wir wissen, auch damals die Menschen ihres Lebens. Auch damals gab es ja, trotz aller Misere, Quellen reinster Freude genug. Mochten die Verhältnisse noch so unerträglich scheinen, die *Natur* war auch damals schön und großartig. Wem es zu enge ward in der dumpfen Stadt, der wanderte hinaus in Feld und Wald und erquickte

sich an der würzigen Luft, am Gesange der Vögel und am bunten Spiel der Farben. Da fühlte er sich als Mensch, da war er frei. — Und außerdem hatte ja jeder seine Familie, welche auch in jener Zeit reich an Glückseligkeit war. Dieses Heiligthum blieb — wenigstens meistens — unberührt von der Gewalt der Großen, dem Haß der kirchlichen und politischen Gegner, der Verderbniß des öffentlichen Lebens. Am traulichen Heerd, bei Weib und Kind vergaß der Deutsche gänzlich, was ihm sonst fast das Herz abdrückte. Hier war er Mensch, hier durfte er denken, reden und thun, wie ihm beliebte. Dazu kam die süße Gewohnheit des Daseins überhaupt, welches dem Menschen stets erfreulich ist, mag ihm das Leben auch mehr Leid als Lust bieten. Ja, ohne Arbeit und Mühe und Sorge hätte es bald keinen Reiz mehr für ihn, während sich die Gegensätze von Tag und Nacht, Hitze und Kälte, Arbeit und Erholung, Freude und Schmerz für uns zu einer anmuthigen Melodie verbinden, welche uns über alle Spannungen des Moments sanft hinweghilft. — Eine fernere Quelle reinen Glücks war die Beschäftigung mit der Literatur, sowohl der nationalen, soviel davon vorhanden war, als auch mit der antiken. Die Poesie, welche den Leser mit angenehmen Rhythmen und schönen Bildern erfreut, verklärt die rauhe Wirklichkeit durch reizenden Schimmer; sie täuscht uns hinweg über eine unangenehme Gegenwart, tröstet uns im Leiden, spornt uns zur Thatkraft und erfüllt uns mit neuer Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Ja, sie ist fähig, uns für den Verlust aller übrigen äußeren Lebensgüter zu entschädigen, wie die Blüthe unsrer Literatur im 18. Jahrhundert beweist. Als von politischem Leben kaum noch eine Spur vorhanden war, als Bürger und Bauer von der Aristokratie in schmählicher Knechtschaft gehalten wurde, Deutschland nur noch

aus vielen feindlich geschiedenen „Vaterländern“ bestand, da gab allein die schöne Literatur den Deutschen das Gefühl der Zusammengehörigkeit und das Bewußtsein, einer großen Nation anzugehören.

Vor allem aber war und ist die Religion ein unversiegbarer Quell der Seligkeit. Die Religion überhaupt, sagen wir, nicht diese oder jene, sondern jede. Denn alle Religionen beseligen ihre Anhänger durch das Gefühl absoluter Abhängigkeit von Gott, mögen sie ihn bezeichnen, wie sie wollen. Hierauf kommen wir später ausführlich zurück; an dieser Stelle genügt der Hinweis, daß sich jeder Gläubige von seiner Gottheit geschaffen und erhalten weiß; daß er fühlt, alle seine Schicksale werden von jener höchst weise und liebevoll geleitet; daß er hofft, durch Gebet, Opfer und gute Werke ihr Wohlgefallen und dadurch früher oder später Wohlsein zu erlangen. Mag es ihm daher auch manchmal übel ergehen —: Gott selbst hat es so bestimmt; es wird das Beste sein. Mag ihn Krankheit, Gefahr und Tod bedrohen —: sein Leben steht in Gottes Hand, er wird es schirmen! Mag ihm selbst manche Lebensführung seltsam, ja unbegreiflich scheinen —: Gottes Gedanken sind hoch erhaben über Menschengedanken! Und sollte selbst sein ganzes Leben eine Kette von Unglück, Noth, Mißerfolg und Siechthum sein —: jenseits des Grabes hofft er für alles, was ihn hier schmerzte, glänzend entschädigt zu werden!

---

2. Daß nun das Leben selbst ein hohes Gut, wenn auch nicht der Güter höchstes ist, wird jeder zugestehen, mag er die Bestimmung des Menschen in dieser Welt oder in jener erfüllt glauben. Ist doch das Leben die unerläßliche Voraussetzung, für alles Genießen, Streben und Handeln! Darum wird der

Mord so schwer bestraft, weil er dem Menschen das wichtigste unersetzlichste Gut raubt, das Leben. Darauf hat also jeder Lebende ein angebornes Recht, das ihm niemand verkümmern darf. Er sich selbst auch nicht.

Dies bezeugt vor allem der Selbsterhaltungstrieb, der dem Menschen, wie jedem Lebewesen, einwohnt. Kein Lebendes will sterben, solange ihm das Leben irgend erträglich scheint. Von Natur sucht es sich zu erhalten und ein möglichst angenehmes Dasein zu führen. Dieser Trieb nach Selbsterhaltung, dieser Wille zum Leben, äußert sich zunächst in den sinnlichen Trieben nach Essen und Trinken, Ruhe und Abwechselung. Aber auch unsre natürliche Scheu vor Schmerz, Einschränkung, Gefahr und Tod gehört hierher. Ebenso ist es eine Aeußerung des Lebenstriebes, daß wir irgendwie leiblich thätig sein wollen; ferner, daß Langeweile und Müßiggang uns auf die Dauer unerträglich sind. Endlich, daß unsre Sinne nach Reizen, die sie beschäftigen, verlangen, und unsre Vernunft immer Vorstellungen aufnehmen oder verbinden will.

Diese „Selbstsucht" ist nicht nur berechtigt, sie ist auch nothwendig. Berechtigt, weil sie die dem lebenden Wesen eigenthümliche Selbstbethätigung ist; nothwendig, weil es ohne sie untergehen würde. Es bildet dies Recht so sehr den innersten Kern unsres Wesens, daß wir es weder verkaufen, noch verborgen, noch verschenken können. Auch wäre es ganz absurd, wollten etwa viele oder alle auf das Leben verzichten.

---

3. Was eigentlich das Leben sei? ist schwer, fast unmöglich zu bestimmen. Womit läßt es sich nicht vergleichen! Womit ist es nicht schon verglichen worden! Es ist ein Traum, sagen viele Dichter. Denn wir bewegen uns

zeitlebens in einer Welt, die nicht ist, nämlich in Erinnerungen, welche uns die Vergangenheit, und in Hoffnungen, welche die Zukunft verklären; ja stellt nicht unsere Phantasie sich auch die Gegenwart meistens ganz anders vor, als sie in Wirklichkeit ist? Und wie der Träumende sich mit lauter eingebildeten Personen und Gegenständen zu thun macht, so sind doch unsre meisten Sorgen ein Wahn, unser Hoffen und Lieben, unser Streben und Meiden mehr oder weniger unbegründet. Wir träumen von der Erfüllung unsrer Wünsche, wir jagen erträumten Zielen nach und bewegen uns zeitlebens in einer eingebildeten Welt. — Und doch welch ein bedeutender Unterschied ist zwischen Traum und Leben! Dort ist alles Wahn — hier wird der Wahn alsbald zur Wirklichkeit; dort kommt ein Moment des Erwachens, wo sich alle Freuden und Leiden des Traumes als nichtig herausstellen, — hier endet unser Sinnen und Sorgen einst mit dem Einschlafen. Dort ziehen unsre Worte und Thaten keinerlei schlimme Folgen nach sich — hier dagegen bleibt nichts ungestraft, mag es noch so unbedeutend erscheinen. Ja, das Leben ist zu furchtbar und ernsthaft, als daß es ein Traum genannt werden dürfte. Vielmehr dienen die Stunden, wo wir träumen, d. h. uns im Schlaf oder unter den Luftgebilden unsrer Phantasie befinden, dazu, uns zu stärken für die ernsten Stunden härtester Wirklichkeit!

Mit einer Reise haben es Andre verglichen, und auch hieran ist etwas Wahres. Denn unser Leben erscheint uns, wie jeder Zeitraum, als eine Straße, an der sich viele Gegenstände mehr oder weniger deutlich hervorheben. Die Geburtstage sind die Meilenzeiger am Wege, das Ziel, dem alle zustreben, das Grab. Der Weg führt bergauf und bergab, durch frische und öde, anmuthige und düstere Gegenden; bald ist er glatt, bald steinicht, bald mit Blumen, bald mit Dornen bestanden.

Ja, es kommt auf die Gesinnung des Einzelnen an, welchen Weg er einschlägt: ob den angenehmen und breiten, der zum Verderben hinab, oder den schwierigen, steilen, der zur Tugend emporführt. Und verschieden, wie die Stimmung, ist auch die Ausrüstung der Wandrer: der eine zieht kräftig und wohlausgestattet einher, der andre schleicht bettelarm und kränklich dahin. Fortwährend machen wir Bekanntschaften, mit denen wir kurze Zeit zusammengehen; dann bleiben sie zurück oder schließen sich andern an; hier strauchelt einer, da stürzt einer in den Abgrund, manches Grab bezeichnet unsre Lebensstraße — so geht's fort, bis man auch uns am Wege einschaufelt. — — Und doch, auch dieser Vergleich trifft nicht zu. Denn so schwierig auch das Wandern bisweilen sein mag, eine Reise ist doch immer viel gemächlicher als das Leben. Man müßte denn den Vergleich auch auf alle diejenigen ausdehnen, welche z. B. die Straße für andre ebnen, ihr Gepäck schleppen, Nahrung, Vergnügen und Schmuck für sie bereiten u. s. f. Und deren wird wohl die Mehrzahl der Menschen sein.

Auch mit einer Bühne kann man das Leben vergleichen, da jeder seine Rolle zu spielen hat. Der eine stellt einen König vor, der andere einen Bettler; einer quält die Menschen, ein andrer wird von ihnen gepeinigt; dieser tritt in bescheidnem Gewande auf, jener in Sammt und Seide. Alle aber spielen, d. h. sind nicht das, was sie scheinen, hinter dem einfachen oder prächtigen Aeußern verbirgt sich ein andres Wesen. Alle müssen sich den Vorschriften fügen, welche der große Dramaturg — Schicksal genannt — ihnen aufzwingt. Alle legen nach kurzer Zeit den Flitterstaat ihrer Rolle ab, um im Sterbehemd hinausgetragen zu werden. — Und doch, auch dieser Vergleich trifft nicht ganz zu. Das Leben ist kein Spiel, nicht einmal eine Tragödie. Denn der Schauspieler weiß, daß er eine Maske giebt und sich dem-

gemäß nicht so zu geben braucht, ja nicht so geben darf, wie er ist. Wer aber im wirklichen Leben so „spielen" wollte, wäre ein leichtfertiger Patron oder ein frivoler Heuchler.

Endlich kann man es noch mit einem Strome vergleichen, welcher breit und reißend dahinrauscht. Die Millionen von Menschen sind die zahllosen Tropfen, welche ihn bilden. Well' auf Welle hebt sich, um wieder zu sinken und von anderen begraben zu werden. Geschlecht auf Geschlecht, Volk auf Volk bildet einen kleinen Strudel in der ungeheuren Fluth — aber bald sind auch sie vergessen. Denn der Strom selbst ist das einzig Bleibende. — Auch diese Parallele genügt dem tieferen Nachdenken nicht. Denn darin unterscheidet sich das Leben vom Strome durchaus, daß es nicht so ziel- und zwecklos ist wie das Fließen, das Hüpfen und Plätschern der Wellen. Das Dasein auch des Geringsten hat seine Wirkung, sowohl für ihn selbst als auch für seine Umgebung.

Damit kommen wir zur Beantwortung unsrer Frage. Leben, antworten wir, ist Thätigkeit, und zwar Wechselwirken, d. h. Entstehung und Aufhebung von Gegensätzen. Das Gegentheil von Leben ist Tod, d. h. Ruhe, Gleichartigkeit, Einerlei. Im vollen Sinne leben nur Organismen, wenn auch kein Punkt im All absolut starr und todt ist.*) Die Organismen (d. i. Pflanzen, Thiere und Menschen) unterscheiden sich nämlich von den andern Naturwesen dadurch, daß 1. ihre Theile nicht mechanisch bloß neben einander liegen, sondern sich gegenseitig als Glieder derselben Einheit dienen. 2. Diese gestaltet sich selbst von innen heraus und behauptet sich trotz allen äußern Hindernissen. Ferner zeigen alle Organismen 3. eine

*) Vgl. meine „Psychologie" S. 116 f. Leipzig. J. J. Weber. 1883.

gewisse Selbstthätigkeit (Spontaneität), welche besonders bei der Erhaltung und Fortpflanzung hervortritt. So ist also jedes Lebewesen ein System von Kräften, das durch die in der Zelle angelegte Form spontan und zweckvoll ausgestaltet wird. 4. Der Mensch hat außerdem noch die Einsicht in diesen Lebensprozeß, kraft deren er seinen Zweck erkennen und mit einer gewissen Freiheit realisiren kann.

Leben heißt also für den Menschen: sich mit Bewußtsein und Selbstbestimmung bethätigen. Alle Selbstbethätigung aber gewährt Lust, daher ist schon das bloße Lebensgefühl, welches uns am Morgen nach gut durchschlafener Nacht erfüllt, angenehm. Daher macht uns die Bethätigung unsrer Muskeln, Sinnesnerven, unsrer Denk- und Sprachorgane Vergnügen; daher erfüllt uns die Ueberwindung jeder Schwierigkeit mit Freude. Daher ist alle Arbeit, mag sie an sich noch so langweilig, geistlos, unbedeutend sein, reizvoll. Denn das Wesen alles Lebens ist Thätigkeit.

Darauf weist uns auch eine Betrachtung unsrer Beanlagung Wohl sind uns mancherlei Fähigkeiten angeboren; aber es sind eben nur Fähigkeiten, d. h. Möglichkeiten: ungepflegt, unbethätigt verkümmern und verschwinden sie. Jeder Mensch bringt von Natur das Gewissen mit auf die Welt; aber das will geschärft und geklärt sein. Der Mensch wird frei geboren; aber dies bedeutet nicht einen Zustand des Freiseins, sondern die Aufgabe, sich täglich immer mehr zu befreien von Sinnlichkeit und Selbstsucht. Die logischen, ästhetischen und sittlichen Grundbegriffe sind dem Kulturmenschen eingeboren, aber eben nur ihrem Wesen nach; werden sie nicht durch Erziehung entwickelt, begründet und mit einander in lebendige Beziehung gesetzt, so verschwinden sie allmählich, wie die Verwilderung mancher Individuen und Volksklassen beweist. So muß alles Lebendige sich fortwährend be-

thätigen. Dasselbe gilt auch von unserm Leibe, dem treuen Diener des Geistes. Jeder Athemzug ist eine Reaktion desselben gegen das Ersticken; in jedem Moment findet der Stoffwechsel in ihm statt, der bei näherer Betrachtung ein vielfacher Wettkampf verschiedener Stoffe ist. Ja, der leibliche Organismus führt im wörtlichen Sinne einen steten „Kampf ums Dasein". Es ist bekannt, welche ungeheure Luftsäule wir immerfort zu tragen haben; fortwährend zerfallen Atome unsres Leibes, um sich alsbald zu regeneriren; der Schlaf, die Ruhe und Erholung sind die Mittel dem physischen und psychischen Ich neue Kraft zuzuführen; Essen und Trinken heizt die Maschine des Körpers zu neuer Leistung.

Und ist nicht das Leben auf geistigem Gebiete auch ein Kampf ums Dasein, d. h. ums Leben?

Wie ernst ringt das Kind in der Schule um seinen Platz. Jeder Tag, jede Stunde bringt eine Veränderung; kein Ausruhen ist gestattet, denn Stillstand bedeutet Rückschritt. — Wie mühsam erringt sich später der Jüngling eine Stellung in der Gesellschaft. Mag es sich um Geld, Ehre oder Amt handeln, zahlreiche Konkurrenten erschweren den Erfolg. Man denke nur an ein Examen: ist es nicht dem Wettlauf in der Rennbahn gleich, wo alle mit Aufbietung ihrer vollen Geschicklichkeit und Kraft demselben Ziele zustreben? — Und auch das weibliche Geschlecht hat solchen Kampf ums Dasein zu führen. Abgesehen von den Tausenden von Jungfrauen und Wittwen, welche mit Hand oder Kopf um das „liebe Brot" arbeiten müssen, oft ach! so schwer: bewerben sich nicht alle Mädchen um einen Mann? So ungerecht es auch erscheinen mag, daß sich nur der Mann sein Weib erwählen darf, nicht auch umgekehrt, so sehen sich die Mädchen doch durch die Verhältnisse gezwungen, auf alle

Weise den Beifall der Männer zu suchen. Handelt es sich dabei doch im wörtlichen Sinne um ihre Existenz; denn eine Gattin gewinnt durch die Heirath Unterhalt, Stellung und Ansehn, während das Loos der „alten Jungfer" in jeder Hinsicht beklagenswerth ist. Dadurch hat das weibliche Geschlecht allmählich eine förmliche „Kunst zu gefallen" herausgebildet.

Endlich ist auch vom moralischen Gesichtspunkt betrachtet das Leben ein steter Kampf, nämlich mit den Bösen um uns her und dem Bösen in uns. Zeitlebens hat der Mensch zu streiten mit den schlechten, indifferenten und schwachen Mitmenschen, mit Neid, Verkennung, Haß, Niederträchtigkeit und Bosheit; mit Schwäche, Halbheit und Charakterlosigkeit. Dieselben Fehler aber, oder andre, findet er bei rechter Selbstprüfung im eignen Herzen. Die Versuchungen seiner Sinnlichkeit und Selbstsucht lassen ihn zeitlebens nicht zur Ruhe kommen. Und der letzte Feind, den es zu bestehen gilt, ist der Tod!

---

4. Aus dem Bisherigen ergiebt sich auch die Antwort auf die Frage, worin der wahre Werth unsres Lebens beruhe, oder welchen Zweck es eigentlich habe.*)

Man möchte es nicht glauben, aber doch giebt es Leute, welche sagen, das Leben hat überhaupt gar keinen Zweck. Das sind die Heißsporne des Materialismus, die Fanatiker des Aberglaubens an den Stoff. Persönlich meist höchst achtbare und ernste Männer, sind sie, wie sie behaupten, durch gründliche Studien zur Einsicht gelangt, daß das Leben ein zweckloses Spiel des Zufalls sei. Und woher wissen sie das so genau?

---

*) Vgl. meine Schrift: „Ueber den Zweck des Daseins" Berl., Habel. 1882.

Sie haben, sagen z. B. Büchner, K. Vogt und Moleschott, auf dem Wege exakter Forschung weder im Menschen eine Seele, noch im All einen Gott gefunden. Von Zweck aber könne doch offenbar nur die Rede sein unter Voraussetzung beider. Daß alle Religions- und Moralsysteme sich widersprechen und sich im Laufe der Geschichte geändert haben, wisse jeder Kundige. Mithin sei keins für alle verbindlich, ja man müsse an der Möglichkeit überhaupt zweifeln, bindende Verpflichtungen aufzustellen. Vielmehr vollziehe sich das Menschenleben wie alles Geschehen in der Natur; gemäß den ewigen, unabänderlichen Gesetzen der mechanischen Bewegung, in welcher sich Atome und Moleküle befinden. Von Freiheit, Verantwortlichkeit, Zweck u. dgl. könne man also beim Menschen ebensowenig reden, als bei den Pflanzen oder Steinen.

Bei näherer Prüfung erweist sich diese materialistische Ansicht als völlig unhaltbar. Denn zunächst wird doch wohl niemand leugnen wollen, daß wir Menschen immer nach Zwecken handeln. Dies gehört so sehr zu unserm Wesen, daß wir den, welcher Zweckloses zu unternehmen scheint, für thöricht halten, und der gar offen eingesteht, daß er zwecklos zu handeln pflege, für verrückt erklären. Denn dadurch vornehmlich unterscheiden wir uns ja von den Thieren, daß wir uns Zwecke setzen können, d. h. uns irgend ein Ereigniß als Schlußglied einer Kausalreihe vorstellen, deren Anfang wir selbst sind. Dies bedeutet, daß wir nicht nur eine Vorstellung von einem Dinge haben, nebst dem Bewußtsein, daß es noch nicht in unsrer Gewalt ist, sondern auch die Lust, es zu erreichen, und die Absicht, die dazu führenden Zwischenglieder (die Mittel zum Zwecke) zu durchlaufen. *)

*) Vgl. meine „Psychologie" S. 262. Lpz. J. J. Weber. 1883.

So ist also das ganze Leben eines vernünftigen Menschen eine Kette von Zwecken, die immer wieder zu Mitteln werden. Denken wir z. B. an den Landmann. Sein nächster Zweck ist, den vom Vater ererbten Acker zu bestellen. Deshalb geht er nach der Stadt, um sich ein Pferd und einen Pflug zu kaufen, ebenso Futter, um das Pferd zu ernähren, und Korn, um zu säen. Dann fährt er hinaus, pflügt, um den Boden locker, düngt, um ihn fruchtbar, eggt, um ihn glatt zu machen. Dann streut er den Samen, um zu ernten; nachdem er geerntet, drischt er die Garben, um die Körner zu erhalten, die er dann mahlen läßt, und bäckt, um sie essen zu können. Wiederum verkauft er einen Theil der Ernte, um zu seinem Brote Zukost zu haben, um sich kleiden und seine Wohnung in Stand halten zu können u. s. w. So arbeitet der Landmann, um zu essen, und ißt, um zu arbeiten.

Wenn schon dieser einfache Mensch zeitlebens zweckvoll handelt, wieviel mehr wird das Leben eines Künstlers, Gelehrten, Predigers, Staatsmanns u. s. f. einen Zweck haben. Jedes Leben hat nämlich genau den Zweck, den der Betreffende sich setzt. Dies erhellt deutlich, wenn man die verschiedenen Menschen fragt, weshalb sie diesen oder jenen Beruf ergriffen. Um zu leben — wird die erste und nicht ganz falsche Antwort sein; denn leben will, wie oben gezeigt, Jeder. Aber nicht Jeder will nur das! Oder wäre es nicht eine ebenso frivole als lächerliche Behauptung zu sagen: Schiller hat bloß gedichtet, um zu leben? Bismarck hat so staunenswerth gearbeitet, um seinen Unterhalt zu haben? Nein, jener hat gelebt, um die Menschheit durch seine Dichtung zu veredeln, dieser, um sein Volk durch seine Politik groß und mächtig zu machen!

Aber, werfen die Materialisten ein, das menschliche Dasein

hat überhaupt keinen Zweck. Entstanden im Kreislauf der Erscheinungen, welche in ewigem Wechsel durch Verbindung und Trennung der Atome hervorgebracht werden, verschwindet es ebenso, um anderen Wesen Platz zu machen. Die Entscheidung über diese schwerwiegende Behauptung gehört in die Metaphysik.*) Hier wollen wir nur die Mißverständnisse beseitigen, die sich gewöhnlich an das Problem knüpfen.

Ob nämlich das Menschendasein als Ganzes, d. h. daß Menschen seien, überhaupt an sich (objektiv) einen Zweck habe; mit andern Worten, warum und wozu Menschen existiren; ob eine göttliche, alles umfassende Vernunft sie geschaffen und mit welcher Absicht sie das gethan habe — diese Fragen kann kein Sterblicher mit voller Sicherheit beantworten. Um das zu können, müßte er absolute Einsicht in alle Prozesse des Kosmos haben, d. h. er müßte eben Gott selbst sein. Wohl aber bieten sich uns zahlreiche Thatsachen, welche uns das Vorhandensein einer Alles durchherrschenden Weltvernunft beweisen. Hierauf gehen wir später, wo es sich um die Beweise fürs Dasein Gottes handelt, ausführlich ein. Wir geben an dieser Stelle zu, der objektive Weltzweck sei nur eine Hypothese, d. h. eine wissenschaftliche Annahme, die durch die Erfahrung der Bestätigung bedarf und desto sichrer ist, je mehr Fakta sie widerspruchslos erklärt. Aber, fragen wir, ist nicht das ganze System des Materialismus eine Hypothese? — Wer hat denn je ein Atom oder Molekül gesehen? Ja ihr Wesen beruht nur darin, untheilbar, ungreif- und unsichtbar zu sein! Und der Stoff, welche das Letzte, Bleibende, einzig Vorhandene sein soll, ist doch auch nur eine Fiktion der Ma-

*) Vgl. meine „Hauptpunkte der Metaphysik" S. 148. Köthen, Schettler. 1880.

terialisten. Denn reine, ungeformte Materie giebt es nirgends, immer ist sie schon irgendwie gestaltet. Wohl kann man den Marmor, aus welchem der Bildhauer ein herrliches Kunstwerk schafft, den „rohen" Stoff nennen, aber völlig umgestaltet, bloße Materie ist auch er nicht. So erweisen sich denn die Atome und die durch jene gebildete Materie als bloße Abstraktion, d. h. als ein Gedankengebilde des Menschen, und der krasse Materialismus schlägt, ohne es zu wissen, in Idealismus um. Bei näherem Zusehen findet man, daß die vielgerühmten „exakten" Thatsachen der Naturwissenschaft im Grunde bloß hypothetische Behauptungen sind. Man denke nur an die einfachsten Naturphänomene, an Licht und Schall, Gravitation, chemische Verwandtschaft, Entstehen und Bestehen der Organismen — was wissen wir denn davon „exakt"? Wohl haben wir gewisse „Naturgesetze" aufgestellt, aber ob darnach sich wohl die Natur richtet? Gesetz im physikalischen Sinne bedeutet ja überhaupt nur die Beobachtung irgend eines gleichmäßigen Geschehens. Sobald es nicht mehr so vor sich geht, ändern wir das Naturgesetz. Von „ewigen" Naturgesetzen zu reden ist mithin ungenau.

Und wie sehr alle unsre Aussagen über die Außenwelt idealistischen Ursprungs sind, zeigt das Grundgesetz aller Naturwissenschaft: Jedes Ding muß eine (oder mehrere) Ursache haben; aus Nichts wird Nichts. Dies Gesetz ist nur eine logische Kategorie, d. h. ein Gesetz unsres Denkens. Ob es im Sein, in den äußern Geschehen seine Anwendung finde, können wir nur behaupten und glauben, beweisen aber nicht. Denn kein Mensch hat ja die Ursache einer Wirkung gesehen: in dem Augenblick, wo diese hervortritt, pflegt jene nicht mehr beobachtet zu werden. Wo aber beide zugleich da sind, kann der Mensch immer nur ihre Zusammengehörigkeit erschließen. Nehmen wir ein

Beispiel: wir sehen eine, wie man uns sagt, geladene Kanone; plötzlich zieht der Kanonier an einem Faden, wir sehen einen Blitz, von Dampf umgeben, hören bald darauf einen Schall und erfahren durch unser Fernrohr, daß eine Viertelmeile von uns entfernt das Geschoß unsrer Kanone ihr Ziel prächtig getroffen hat. Dieser einfache Vorgang ist für das Problem, von welchem wir sprechen, sehr verwickelt. Woher wissen wir denn, daß die Vorgänge, welche *nacheinander* folgten, unter sich im Verhältniß von Ursache und Wirkung standen? Daß der Ruck des Kanoniers den Blitz, dieser den Dampf, dieser den Knall und alle drei die Verwüstung unter den Feinden hervorgerufen haben? Wir haben es eben nur *erschlossen*. Das einzige Gebiet, wo wir die enge Zusammengehörigkeit von Ursache und Wirkung unzweifelhaft beobachten, ist *unser eigner Leib*. Von den Vorgängen in ihm machen wir den Schluß auf die Außenwelt.

Auf Grund des Kausalitätsgesetzes allein ist nun aber *Naturwissenschaft* überhaupt möglich. Ihr Fundament ist mithin nur eine logische Kategorie, d. i. ein Grundgesetz des *Menschen*. Genügt somit dieses, um exakte Naturforschung zu treiben, so wird, denken wir, eine andre Kategorie unsres Geistes, die des *Zweckes*, ebenfalls als ausreichend anerkannt werden, um vom Zweck des menschlichen Lebens zu reden.

Ja, wäre selbst die Anwendung dieses logischen Grundgesetzes nur auf die *Menschenwelt* beschränkt, so brauchten wir auch das nicht zu beklagen, da wir ja hier bloß nach dem Zwecke des *menschlichen* Lebens fragten. — Uebrigens wollen wir, um dem Dünkel mancher Naturforscher entgegenzutreten, noch hinzufügen, daß sie mit ihren hochtönenden Reden, welche der ewigen, unabänderlichen Natur wer weiß welche Vorzüge vor dem Menschen beilegen, ihrer selbst unbewußt spotten. Denn offen-

bar gehört der Mensch als ein wesentlicher Theil zu jener Natur, die also, soweit die Menschenwelt reicht, höchst zweckvoll handelt. Sodann aber ist die Natur als Ganzes nur ein Gebilde unserer Phantasie. Hat doch kein Mensch den ganzen Kosmos gesehen, sondern er konstruirt ihn sich bloß nach den Gesetzen, die er aus seiner unmittelbaren Erfahrung abgeleitet hat. Und selbst hierbei kann er nicht umhin, die Kategorie des Zweckes anzuwenden. Denn bei jedem Experiment, welches er versucht oder nachprüft, setzt er voraus, der Kosmos sei von einer so harmonischen (d. h. zweckmäßigen) Ordnung, daß, was damals und dort als Resultat hervortrat, auch heute und hier erscheinen werde.

Nach dem Allen glauben wir den theoretischen Materialismus widerlegt zu haben, welcher es überhaupt für ungereimt erklärt, nach dem Zweck unseres Lebens zu fragen.

---

5. Wie unhaltbar diese Ansicht ist, beweisen ihre Anhänger selbst durch ihre Praxis. Denn wenn sie auch dem Menschenleben jeden Werth absprechen, trachten sie doch, dem Grundzuge der menschlichen Natur folgend, nach möglichster Befriedigung ihrer Triebe; oder vielmehr, weil sie kein höheres Ziel anerkennen, ist ihre Devise: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt!“ — Und gewiß, sie hätten völlig Recht mit diesem Grundsatze, wenn es keinen Gott, keinen Geist, keine Willensfreiheit und Verantwortlichkeit gäbe. Denn ist der Mensch nur ein Konglomerat von Atomen, ebenso mechanisch entstanden und erhalten wie ein Krystall, ist Pflicht, Tugend, Gewissen u. dergl. nur Wahn, dann handelt derjenige offenbar am vernünftigsten, der sein Leben genießt so gut es geht, auf andrer Wohl und Wehe nur soweit Rücksicht nimmt, als ihm selbst etwa nütz-

lich erſcheint, der zur einzigen Norm ſeines Handelns nicht die Moral, ſondern das Strafgeſetzbuch nimmt.

Prüfen wir dieſe Anſicht, die ſeit alters von Tauſenden getheilt, von Demokrit, Ariſtipp, Epikur, Holbach und Shaftesbury, Bentham und Mill als Syſtem des Eudämonismus (Glückſeligkeitslehre) ausgebildet worden iſt.

Zunächſt geben wir zu, daß die Lehre, welche als Zweck des Lebens das Glück des Menſchen anſieht, auf einer geſunden Baſis ruht. Denn das Streben nach Wohlſein, Luſt, Glückſeligkeit, oder wie man es nennen möge, iſt durchaus naturgemäß; erkennen wir doch darin den Selbſterhaltungstrieb, welcher die Vorausſetzung aller menſchlichen Thätigkeit iſt. Und wenn Asketen und Mönche dieſen Trieb nach Wohlbefinden gewaltſam zu unterdrücken verſucht haben, ſo war dies ein widernatürliches Beginnen. Aber in der Faſſung dieſes Grundtriebes liegt der Irrthum der Eudämoniſten.

Wird nämlich ſinnlicher Genuß als Lebenszweck proklamirt (z. B. von Ariſtipp), ſo hat wohl ſchon Jeder erfahren, wie unbefriedigend derſelbe iſt. Theils weil jede Sinnenluſt ſich abſtumpft, alſo uns zuletzt zur Laſt und Langeweile wird, theils weil ſie meiſtens direkt Unluſt nach ſich zieht. Kein Menſch mag immerfort ſchwelgen, immerfort ſchöne Bilder ſehen oder angenehme Melodien hören, ſchließlich wird er auch des beſten Vergnügens überdrüſſig und verlangt nach Ruhe. Auch ſtumpft ſich mit der Zeit, beſonders mit zunehmendem Alter, der Reiz der meiſten Genüſſe ab; unſre Sinnlichkeit verliert mehr und mehr an Empfänglichkeit. Wohl giebt es Lüſtlinge (Hedoniker), welche das Genießen zu einer förmlichen Technik erhoben haben; durch kluge Abwechſelung wiſſen ſie ihren Leib, den ſie ſorgfältig ſtudiren, lange friſch und empfänglich für die mannig-

fachen Reize zu erhalten. Aber zuletzt bemächtigt sich auch ihrer ein gründlicher Ekel an allen sinnlichen Genüssen, sodaß sie und ihresgleichen oft im späteren Leben zu asketischer Frömmelei geneigt sind.

Aber auch die höheren Sinnesgenüsse, welche die Kunst bietet, gewähren nicht auf die Dauer Befriedigung. Wohl erregt die harmonische Darstellung hoher Gedanken und tiefer Gefühle ästhetisches Wohlgefallen, aber zunächst fragen wir: wie viel oder besser wie wenig Menschen haben Gelegenheit und Befähigung zu solchen Genüssen? Darf aber eine so exklusive Art des Genusses, welche nur einer geringen Anzahl zutheil werden kann, als Zweck des Menschendaseins betrachtet werden? Sodann giebt es Stunden, und deren Zahl ist die überwiegende, wo wir, die wir im allgemeinen Empfänglichkeit für die Kunst besitzen, doch auch keinen Sinn dafür haben, ich meine die Stunden der Noth, der Sorge und des Kummers.

Ebensowenig kann der glücklich werden, welcher als Ziel seines Strebens Ehre, Macht, Reichthum oder überhaupt irgend etwas Aeußeres ansieht. Denn alle diese Güter, so wichtig sie für die Kultur der Menschheit sind und auch für die sittliche Entwickelung des Einzelnen sein können, sind der Veränderung fortwährend ausgesetzt. Wer heute geehrt, mächtig, reich ist, kann morgen verachtet, ohnmächtig und arm sein. Dazu kommt, daß diese Güter stets nur relativ sind, d. h. durch Vergleichung an Werth verlieren. Wer z. B. in diesem Kreise für reich gilt, ist in einem andern arm; wer hier allmächtig gebietet, hat wo anders garnichts zu sagen; wer in einem Städtchen die erste Rolle spielt, ist im nächsten Dorfe schon eine ganz unbekannte Größe. Beruf, Stand, Heimath, Partei und Interessen bestimmen fort und fort den Werth desselben Menschen anders.

Man denke nur an die verschiedene Beurtheilung, die Cäsar, Ludwig XIV., Luther, Wallenstein, Maria Stuart, Friedrich Wilhelm IV. und viele andere erfahren haben. — Ein ferneres, damit zusammenhängendes Moment ist, daß diese äußeren Güter den Menschen niemals befriedigen, weil sie stets die Begierde nach Mehr anfachen. So wichtig für uns die Anerkennung unseres Werthes bei andern ist, denn sie verleiht unsrer Thätigkeit neue Kraft und Freudigkeit, so erweckt sie doch in uns, wenn wir nicht dagegen ankämpfen, einen wahren Durst nach Ehre, welcher uns nie zu Ruhe kommen läßt. Denn immer erscheint uns die Stufe, die wir erreicht haben, gering, ja nichtig gegenüber dem noch zu Erstrebenden. Wir jagen einem schimmernden Irrlicht nach, welches vor uns hertanzt, sich aber immer mehr von uns entfernt, je näher wir ihm zu kommen glauben, bis es uns in den Abgrund des Verderbens gelockt hat. Dem Phantom der Ehre zuliebe haben schon Unzählige Ruhe, Gesundheit und Familienglück, ja selbst ihre Ehrenhaftigkeit daran gegeben. Andre wieder opfern dem Götzen des Reichthums. Von Habsucht innerlich verzehrt, arbeitet der Mensch rastlos Tag und Nacht, um nur immer rothes Gold zusammenzuscharren; anstatt es zum eignen oder fremden Besten anzuwenden, versagt er sich selbst die bescheidensten Genüsse; sein Herz verhärtet sich nicht nur gegen die Noth des Nächsten, sondern auch gegen seine Blutsverwandten; von wirklichen und eingebildeten Feinden umgeben, bringt er sein Leben freud- und friedlos hin. Sein Gold wird ihm zur Qual, denn bei allem Reichthum lebt er dürftig, als schmutziger Sklave eines herzlosen Tyrannen, der ihm das Leben vergällt und noch das Sterben erschwert. — Endlich haben alle äußern Güter noch den gemeinsamen Nachtheil, daß sie nur in beschränkter Anzahl vorhanden sind. Da ihrer

nun jeder Mensch mehr oder weniger bedarf, so ist ein großer Wettbewerb um dieselben unvermeidlich. Dieses Stück Acker, Wiese, Wald, dieses Pferd u. s. w. kann immer nur einer besitzen; die geistigen Güter hingegen: Wissenschaft, Kunst und Religion können viele zugleich haben; ja jeder hat desto mehr davon, je mehrere daran Theil nehmen. Durch jenen Wettbewerb um die Sachgüter mußte daher ein Kampf aller gegen alle entstehen, der so lange grausam geführt wird, bis ihn entweder die Unterdrückung der Schwächeren endigt oder die Sittlichkeit der Stärkeren mildert. Hierauf kommen wir später nochmals zurück, wenn wir von der Wahl des Berufes handeln werden.

Noch eine Form der Glückseligkeitslehre (des Eudämonismus) bleibt uns zu betrachten, nämlich der Epikureismus. Dieser hält zwar auch die Lust für das höchste Gut, aber er stellt doch Unterschiede darin auf. Denn da die seelischen Schmerzen schlimmer seien als die körperlichen, solle man stets sorgfältig abwägen, ob man nicht für die Vermeidung kurzer körperlicher Unlust einen langwierigen Seelenschmerz eintausche. Schmerzlosigkeit oder Ruhe des Gemüthes (Ataraxie) erscheint daher Epikur als das Ziel der Weisheit. Zu dem Zwecke empfiehlt er Gewöhnung an einfache Lebensweise, Vermeidung aller Excesse auf sinnlichem und geistigem Gebiete, besonders aber Einsicht in das Wesen und die Folgen der Lustempfindungen, um Aufregung, Uebel, Enttäuschung und Reue zu vermeiden. Aber bei alledem kommt diese eudämonistische Lebensklugheit doch nicht zum Ziele. Denn welcher Mensch hat so viel Ruhe und Einsicht, stets alle Folgen seines Begehrens abzuwägen? Abgesehen von der Unsittlichkeit der ganzen Ansicht, worauf wir an einer andern Stelle dieses Buches kommen werden, fehlt es ihr an

jedem festen Prinzip des Handelns. In der Hand des sittlichen und weisen Menschen mag der Eudämonismus noch ohne verderbliche Folgen sein — aber von der urtheilslosen Menge gehandhabt ist er eine zweischneidige Waffe.

---

6. Aber wie merkwürdig spielen in der Menschennatur die Gegensätze in einander! Aus dem Eudämonismus entwickelt sich gar zu oft der Pessimismus, d. h. die Weltanschauung, welche Alles für eitel, für ganz eitel hält, die Erde für ein Jammerthal oder eine Marterbank erklärt und nicht geboren zu sein oder wenigstens bald wieder zu sterben als Glück preist. Jenes Wort, daß Alles, Alles eitel sei, wird dem König Salomo in den Mund gelegt, der ein echtes Genußleben voller Pracht Ehre und Sinnenlust geführt hat. Dieselbe pessimistische Stimmung brachten und bringen viele Mönche aus einer leichtsinnig verlebten Jugend mit ins Kloster.

Und gewiß hat jeder schon manchmal dem „Prediger Salomonis" beigestimmt, mag ihm ein mühsam durchgeführtes Unternehmen mißglückt sein oder mag er am Sarge eines Mannes gestanden haben, den der unerbittliche Tod mitten aus einem reichen Wirkungskreise gerissen hat; mag der Mensch sein eignes Leben betrachten und darin die Kluft zwischen Wollen und Können, zwischen Ideal und Wirklichkeit erkennen; oder mag er nach der Lektüre der Geschichte ahnen, wie unendlich langsam ihr Fortschritt ist, wie oft derselbe durch Irrthum, Schwäche, Leidenschaft und Bosheit aufgehalten wird. Ja, gerade die Besten, deren Herz für alles Gute, Schöne und Wahre erglüht, sind am meisten in Gefahr, dem sogenannten „Weltschmerz" zu verfallen, wie Byron, Leopardi, Lingg und andre Dichter beweisen.

So lange übrigens dieser Weltschmerz vorübergehend ist, weil er durch die energische Reaktion einer gesunden Natur bald überwunden wird, hat er sein Gutes als Ferment der Entwickelung. Denn gerade wer die Nichtigkeit alles Irdischen erkannt hat, wird desto eifriger dem Uebersinnlichen, Ewigen nachjagen.

Als System aber ist der Pessimismus in Europa eine ganz moderne Erscheinung. Eine ähnliche Grundanschauung lehrt allerdings die Religion der Inder. Nach dem Brahmaismus ist der Mensch ein gefallener Geist, der zur Strafe in dieses irdische Dasein hineingeboren wird und nur durch eine Reihe von Wiedergeburten, eine unabsehbare Wanderung durch alle möglichen Existenzen, durch immer neue Plagen des Lebens und Qualen des Sterbens erlöst werden kann. Die Welt ist also eine große Strafanstalt! — Auch dem Buddhismus gilt alles Dasein als Qual, denn Alles verändert sich und altert, Alles ist zusammengesetzt und abhängig. Als einziges Mittel, sich von dieser Nichtigkeit zu befreien, empfiehlt er die Entsagung, d. h. die Absperrung von allen äußeren Eindrücken. Die vier Wahrheiten dieser Religion sind also: Qual, Verkettung, Entsagung und Meditation. Wer diese letztere systematisch betreibt, gelangt als Buddha (d. h. Weiser) ins Nirvana; er muß seine Persönlichkeit völlig vernichten, die Sinnlichkeit ertödten und nur noch durch selbstlose Spekulation in Gott leben.

Auch im Mittelalter verbreiteten die Mystiker, namentlich Meister Eckhart, ähnliche Ideen.*)

Durch solche Studien angeregt, hat nun Schopenhauer, dessen melancholische Natur durch allerlei Enttäuschungen gradezu verbittert worden war, den Pessimismus in ein System ge-

*) Vgl. meine Kirchengeschichte S. 122. Lpz., J. J. Weber. 1880.

bracht, das, wegen der ziemlichen Zahl seiner Anhänger, genauer betrachtet werden muß.

Die Welt müssen wir, lehrt Schopenhauer, als unsere Vorstellung ansehen, denn wir erkennen ja nicht die Dinge an sich, sondern nur ihre Erscheinung. Was ihr zu Grunde liegt, ist der Wille, der sich als physikalische Ursache, als sinnlicher Reiz und als moralisches Motiv kund giebt. Er allein ist die Lebensgrundmacht des Alls; er treibt die Menschen zum Handeln, die zwar ihrem Wesen nach frei, ihrem Thun aber der Nothwendigkeit unterworfen seien. Die Freiheit kann mithin nur dadurch hervortreten, daß sie die Erscheinung (die Maja) verneint und aufhebt, d. h. sich durch „Verneinung des Willens zum Leben" zur Heiligkeit hindurchringt. Diese beruht auch besonders in der Vernichtung der Individualität, welche ihm ein Abfall des Wesens in die Erscheinung bedeutet. Denn daraus allein kommt die Bejahung des Willens zum Leben, die Sinnlichkeit und Selbstsucht, die Verschiedenheit der Wesen, ihr Haß und ihre Bosheit. Daher sei diese Welt die denkbar schlechteste, nirgends gebe es reines Glück, die Summe des Weltelendes überwiege bei weitem diejenige des Weltglückes, sodaß das ganze Leben einem Geschäft vergleichbar sei, welches lange nicht die Kosten deckt.*) Nicht ein Geschenk zum Genießen sei es, sondern ein Pensum zum Abarbeiten; demgemäß sehen wir im Großen wie im Kleinen allgemeine Noth, rastloses Mühen, beständiges Drängen, endlosen Kampf, erzwungene Thätigkeit mit äußerster Anstrengung aller Leibes- und Geisteskräfte. „Der letzte Zweck von Allem, was ist er? Ephemere und geplagte

*) Vgl. A. Schopenhauer, Lichtstrahlen a. s. Werken. Leipzig, Brockhaus. 1874.

Individuen eine kurze Spanne Zeit hindurch zu erhalten, im glücklichsten Fall mit erträglicher Noth und komparativer Schmerzlosigkeit, der aber auch sogleich die Langeweile aufpaßt; sodann die Fortpflanzung dieses Geschlechts und seines Treibens" (Die Welt als Wille und Vorstellung II, 406). „Das Leben jedes Einzelnen ist, wenn man es im Ganzen und Allgemeinen übersieht und nur die bedeutsamsten Züge heraushebt, eigentlich immer ein Trauerspiel; aber im Einzelnen durchgegangen, hat es den Charakter des Lustspiels. Denn das Treiben und die Plage des Tages, die rastlose Neckerei des Augenblicks, das Wünschen und Fürchten der Woche, die Unfälle jeder Stunde mittelst des stets auf Schabernack bedachten Zufalls sind lauter Komödienscenen. Aber die nie erfüllten Wünsche, das vereitelte Streben, die vom Schicksal unbarmherzig zertretenen Hoffnungen, die unseligen Irrthümer des ganzen Lebens, mit den steigenden Leiden und dem Tode am Schlusse, geben immer ein Trauerspiel." (W. I, 380). Es giebt nur drei Motive zum Handeln: Egoismus, Bosheit und Mitleid (Grundprobleme der Ethik S. 209). Grenzenloses Mitleid mit allen lebenden Wesen, besonders aber dem elendesten unter ihnen, dem Menschen, ist die Basis der Sittlichkeit (ebenda 236). Jemehr man dadurch sich mit allen Wesen identifizirt (gleichsetzt) und ihre Leiden als die eignen empfindet, desto mehr wendet man sich von allem Wollen ab; man schaudert zurück vor den Genüssen desselben und gelangt zur völligen Entsagung, Gelassenheit und Willenlosigkeit. Diese Askese ist eine höhere Stufe der Tugend (W. I, 447); ein Mensch, der dadurch seinen Willen zum Leben ganz überwunden hat, gleicht einem ungetrübten Spiegel. Ihn kann nichts mehr ängstigen, nichts mehr bewegen; denn alle die tausend Fäden des Wollens, welche uns an die Welt gebunden

halten und als Begierde, Furcht, Neid, Zorn uns hin- und herreißen, hat er abgeschnitten. So verschmilzt in Schopenhauers pessimistischem Tugendideal Quietismus, d. h. Aufgebung alles Wollens, mit Askese, d. h. absichtlicher Ertödtung aller Individualität, und Mystik, d. i. Versenkung des Einzelnen in das All. Es giebt nur einen angebornen Irrthum, nämlich daß wir da sind, um glücklich zu sein. „Wenn man den verstocktesten Optimisten*) durch die Krankenhospitäler, Lazarethe und chirurgischen Marterkammern, durch die Gefängnisse, Folterkammern und Sklavenställe, über Schlachtfelder und Gerichtsstätten führen, dann alle Behausungen des Elends, wo es sich vor den Blicken kalter Neugier verkriecht, ihm öffnen und zum Schluß ihn in den Hungerthurm des Ugolino**) blicken lassen könnte, so würde sicherlich auch er zuletzt einsehen, welcher Art diese ‚beste der Welten' ist." Diese Welt ist also nach Schopenhauer die denkbar schlechteste, ein Jammerthal, weil eben die Menschen, wenn man sie näher betrachtet, meistens Schufte und Bestien sind, sodaß man sagen kann: Die Welt selbst ist das Weltgericht! —

Bevor wir dieses System prüfen, wollen wir versuchen uns seinen Ursprung zu erklären. Wie war es möglich, fragt wohl mancher, daß in unsrer als idealistisch bekannten Nation eine so abstoßende Weltanschauung aufgestellt und von Vielen angenommen wurde? — Der Grund dafür ist, abgesehen von Schopenhauers Persönlichkeit (denn darin wurzelt ja jedes System), die bis 1850 in Deutschland herrschende Misere. Auf die herrliche Zeit patriotischer Erhebung war eine Periode vollstän-

*) Leibniz, Theodicee 1710. Vgl. Kirchner „Leibniz. Sein Leben und Denken" S. 219 f. Köthen 1876.

**) Gerstenberg „Ugolino", Tragödie. 1786.

diger Stagnation gefolgt. Ueberall, auch in der harmloſeſten Sache, witterte man Rebellion; Ruhe war die erſte Bürgerpflicht; von politiſchem Leben keine Rede. Aengſtlich hütete die Ariſtokratie in Deutſchland ihre Rechte, während ſie in England nach alter Ueberlieferung, in Frankreich infolge der Julirevolution mit der Ariſtokratie des Geldes, der Kunſt und Wiſſenſchaft freundlich verkehrte. Dazu kam in unſerm Vaterlande Hegels Syſtem, welches alle einmal gewordenen Zuſtände, beſonders auch Kirchenthum und abſolute Monarchie vertheidigte. Dadurch deckte ſich der kraſſeſte Egoismus, welcher möglichſt nach Genuß, Ehre, Macht und Reichthum ſtrebte, ohne ſich um die Mitmenſchen zu bekümmern, höchſtens um ſie zu beneiden und zu beargwöhnen, ſobald ſie etwa Miene machten, auch an jenen Gütern theilzunehmen. Höhergeſtellten zu ſchmeicheln, Niedere zu treten galt als Lebensklugheit; eine frivole Anſicht von allen idealen Beſtrebungen ließ die ſogenannte gute Geſellſchaft verkümmern. Daß in ſolcher Periode der Weltſchmerz nicht bloß Mode-, ſondern Herzensſache Vieler wurde, iſt erklärlich. Auf Dichter, Byron, Heine und Börne, Lenau und A. Grün, folgte Schopenhauer, deſſen Peſſimismus beſonders ſeit 1848, wo ſo mancher Traum enttäuſcht worden war, zahlreiche Anhänger fand. In jüngſter Zeit iſt ſogar in E. v. Hartmann ein eifriger Fortbildner deſſelben aufgetreten.

Um nun die Unhaltbarkeit dieſer Weltanſchauung zu zeigen, betrachten wir, mit Beiſeitelaſſung der metaphyſiſchen Prinzipien*), die Behauptung, daß dieſe Welt die denkbar ſchlechteſte ſei. Die einfachſte Widerlegung dieſer Behauptung iſt die

*) Vgl. F. Kirchner „Grundprinzip des Weltprozeſſes" S. 267 f. Köthen, Schettler 1882.

Thatsache, daß die Welt seit vielen Millionen Jahren besteht. Wäre sie so schlecht, wie unser Denker meint, so wär' sie schon längst ins Chaos zurückgekehrt. Er selbst sagt, daß in ihr Vernünftigkeit herrsche, daß es einseitig und kurzsichtig sei, wollte man nur auf die schlechten Seiten sehen. Und doch thut er es. — Wie kann man überhaupt sagen, die Summe des Weltelendes sei viel größer, als die des Weltglücks: wer kann beides summiren und vergleichen? Und wenn man bedenkt, daß die Welt aus unbelebten und belebten Wesen besteht, von denen doch nur die letzten hier in Frage kommen; daß unter diesen jedenfalls die Thiere die Mehrzahl bilden, bei denen offenbar das, wenn auch sinnliche, Glück das Unlustgefühl überwiegt, so möchte man eher dem „Weltglück" als dem „Weltelend" das Uebergewicht zusprechen. — Behauptet nun aber Schopenhauer, alles Menschenglück sei nur negativ, so geben wir ihm in Bezug auf Ruhe, Gesundheit, Freiheit des Handelns, der Rede u. dergl. Recht. Aber die Hauptquelle alles Glückes: die Arbeit, besonders die von Erfolg gekrönte, ist doch jedenfalls positiv. Vor allem gewähren uns aber die geistigen Güter sehr hohes Glück, wie sich unser pessimistischer Philosoph ja selbst an Natur und Kunst, Literatur und Wissenschaft vielfach erfreut hat. Ja schon sein Bewußtsein, ein Genie, ein Asket zu sein, machte ihn hochbeglückt. Wollte er nun aber dagegen einwerfen, alle geistigen Güter seien ja bloß Illusionen, wie sich leicht an Erinnerung und Hoffnung, Freundschaft und Liebe, Kunst und Religion nachweisen lasse, so wollen wir dies hier nicht bestreiten, behaupten aber, daraus folge keineswegs, daß jene Illusionen uns nicht glücklich machen könnten.*) Im Gegentheil; da alles

*) Vgl. J. Frohschammer, Die Phantasie. München 1877.

Glück offenbar, soweit es nicht rein physisch ist, auf unsrer Vorstellung beruht von dem Zustande, den wir entweder erreicht haben, resp. erreichen oder verlassen sollten, so sind Illusionen gerade recht geeignet, den Menschen zu beglücken, wie die Erfahrung beweist. Und sind Illusionen nicht höchst reale Zustände des Menschen, sind sie nicht in seiner innersten Natur begründet?

Darin beruht überhaupt ein Hauptmangel des Pessimismus, daß er die Macht der Phantasie, des Gefühls und Gemüthes völlig unterschätzt. Wieviel reine Freuden quellen aus diesem Muttergrunde unserer Persönlichkeit!

Behauptet Schopenhauer aber ferner, das rastlose Streben und Ringen lasse den Menschen zu keinem ruhigen Glücke kommen, so müssen wir auch dem widersprechen. Gerade im Streben liegt das reinste Glück, denn unser Wesen fühlt sich nur wohl, wie oben (S. 24) gezeigt, in der Thätigkeit. Dies gesteht Schopenhauer eigentlich auch zu, wenn er so oft die Langeweile als etwas Schreckliches schildert. Der 90. Psalm hat Recht, daß unser Leben köstlich war, wenn es Mühe und Arbeit gewesen ist. Dies geht so weit, daß der Mensch, der etwa nichts zu arbeiten und zu sorgen hat, sich ausdrücklich irgend etwas sucht, dem er sich widmen kann. Ja, nicht bloß Sorge macht uns glücklich, sondern auch der Schmerz und sogar der Tod, den wir für Andre, für unsre Lieben, für Freunde, fürs Vaterland oder eine große Idee übernehmen. Oder will etwa ein Pessimist leugnen, daß die Helden und Märtyrer selig gestorben sind? Oder daß der Vater, die Mutter, welche sich für ihre Familie, der pflichttreue Beamte, der Gelehrte, die sich für ihr Volk aufreiben, dabei höchst glücklich sind?

Aber freilich, die Liebe in jeder Form hat Schopenhauer zu niedrig gewerthet. Wie wegwerfend, ja unwürdig spricht er vom weiblichen Geschlecht! Er wird nicht müde uns einzuschärfen, daß der einzige Zweck der Geschlechtsliebe die Erhaltung der Gattung sei. Nachdem er die mancherlei Verwirrung geschildert, welche Amor in der Welt anstiftet, fragt er: „Wozu der Lärm? Wozu das Drängen, Toben, die Angst und die Noth? Es handelt sich ja bloß darum, daß jeder Hans seine Grete findet! Aber der Endzweck aller Liebeshändel, sie mögen auf dem Soccus oder dem Kothurn gespielt werden, ist wirklich wichtiger, als alle andern Zwecke im Menschenleben, er ist nämlich die Erhaltung der Gattung und die Zusammensetzung der nächsten Generation“ (W. II, 608). — Nun ist ja freilich dies der objektive Zweck der Geschlechtsliebe, d. h. sofern man auf den physischen Zusammenhang sieht. Aber diesen Gesichtspunkt so einseitig hervorzuheben ist ebenso falsch, als wollte man die Musik definiren als Abwechselung verschieden langer Schallwellen, oder Homer als die sinnreiche Zusammenstellung des Alphabets! So wenig Prediger, Lehrer, Schauspieler u. dergl. nur thätig sind, um nicht zu verhungern, so wenig ist das Wesen der Liebe zum andern Geschlecht durch Schopenhauers Definition erschöpft. Und wie urtheilt er vom Weibe: „Schon der Anblick der weiblichen Gestalt lehrt, daß das Weib weder zu großen geistigen noch körperlichen Arbeiten bestimmt ist; es trägt die Schuld des Lebens nicht durch Thun, sondern durch Leiden ab, durch die Wehen der Geburt, die Sorgfalt für das Kind, die Unterwürfigkeit unter den Mann, dem es eine geduldige und aufopfernde Gefährtin sein soll. Die heftigsten Leiden und Kraftäußerungen sind ihm nicht beschieden, sondern sein Leben soll stiller, unbedeutsamer und gelinder dahinfließen als

das des Mannes." — Das Weib ist zum Gehorchen da, denn sie bedarf eines Herrn. Ist sie jung, so ist es ein Liebhaber, ist sie alt, ein Beichtvater. — Mit den Mädchen hat es die Natur auf das, was man im dramatischen Sinne einen Knalleffekt nennt, abgesehen, indem sie dieselben auf wenige Jahre mit überreichlicher Schönheit, mit Reiz und Fülle ausstattete auf Kosten der ganzen übrigen Lebenszeit, um dadurch die Phantasie eines Mannes dermaßen zu bezaubern, daß er die Sorge für sie auf Zeit Lebens übernimmt (Parerga und Paralipomena II, 493 f.).

Ebenso wie der Pessimist die Geschlechtsliebe unterschätzt, so geht es ihm mit der Liebe überhaupt, mag sie zwischen Eltern und Kindern, zwischen Freunden oder Menschen im allgemeinen bestehen. Wie leicht wird uns alles, was wir für eine geliebte Person thun! Mögen wir im Besitz derselben sein oder mögen wir etwas thun aus Dankbarkeit oder aus Hoffnung sie dadurch zu besitzen, immer verwandelt sich für den Liebenden dies Jammerthal in ein Paradies!

---

7. Aber mit der Behauptung des Pessimismus, der Mensch sei gar nicht auf der Welt um glücklich zu sein, stimmen zwei andere Weltanschauungen überein, die, im Grunde optimistisch; nur an einzelnen Punkten mit dem Pessimismus zusammentreffen. Wir meinen das Christenthum und die Lehre Kants. Betrachten wir jenes, soweit es hierher gehört, zuerst.

Daß das Christenthum, wie überhaupt jede Religion, optimistisch ist, erhellt nicht nur aus seiner Behauptung, daß Gott die Welt, und zwar gut geschaffen habe, sondern auch aus dem Glauben, daß er sie erhalte und regiere, und daß er das Schicksal jedes Einzelnen mit größter Macht, Weisheit und

Liebe zum Besten lenke. Trotzdem hat es einen pessimistischen Anflug. Denn da infolge von des Teufels Fall, der Adam verführt hat, die Sünde in die (irdische) Welt gekommen ist und sich seitdem von Geschlecht zu Geschlecht (als Erbsünde) fortgepflanzt hat, so liegt die ganze Welt im Argen. Anstatt der Liebe zu Gott herrscht Egoismus, anstatt des Geistes die Sinnlichkeit, anstatt des Lichtes die Finsterniß. Der Fürst dieser Welt ist der Satan, welcher überall, wo der Mensch schwankt, zur Stelle ist, um ihn zu versuchen und zu verderben. Auf die Sünde folgt aber nothwendig als Strafe das Uebel: Unfriede, Unglück, Schmerz, Krankheit und Tod. Deshalb betrachtet auch das Christenthum die Erde als ein Jammerthal und das irdische Leben an sich als werthlos. Nur als Vorbereitung auf das Jenseits hat es überhaupt Bedeutung. In dieser transcendenten Auffassung trifft es mit vielen Religionen zusammen, welche, beunruhigt durch das Mißverhältniß zwischen Tugend und äußerem Glücke, den Ausgleich in einem Leben nach dem Tode erwarten. Damit tröstet sich der Christ, wenn es ihm nicht nach Wunsch geht: Die Leiden dieser Zeit sind nicht werth der künftigen Herrlichkeit; dadurch aber fühlt er sich zugleich beunruhigt, denn es gilt seine Seligkeit zu schaffen mit Furcht und Zittern! Sein Streben ist, nicht von dieser Welt zu sein, in welcher der Teufel die Oberhand hat; er verzichtet auf irdische Freuden, Güter und Genüsse, um der himmlischen theilhaft zu werden; er kreuzigt sein Fleisch sammt den Lüsten und Begierden, verläßt Vater und Mutter, um Gott zu dienen, heirathet nicht, erwirbt nicht Reichthum, ja giebt lieber, was er hat, den Armen; mit einem Wort, er verleugnet sich selbst, giebt sein ganzes Ich, sein Leben selbst dahin, um die Seligkeit dafür zu erhalten!

Diese Weltanschauung, deren Schilderung jeder Kundige als richtig anerkennen wird, hat etwas Großartiges und Imponirendes. Sie ist so hinreißend, daß das Christenthum ihr fast noch mehr als seiner Dogmatik seinen Siegeszug durch die Welt verdankt hat. Denn es entsprach vorzüglich einer Zeit, welche an allen ihren religiösen, moralischen und sozialpolitischen Idealen irregeworden war. Wir wissen es, die heitre Religion von Hellas fand ebenso wenig mehr Glauben wie die orientalischen Kulte, die sittlichen Zustände des römischen Reiches waren gradezu unhaltbar. Auch die Mysterien genügten nur Wenigen. Von den philosophischen Systemen aber hatte entweder der Skeptizismus, welcher Alles bezweifelte, oder der Epikureismus, welcher die Lust für das höchste Gut ansah, Anhänger; die ernstere Stoa, welcher die Tugend als des Lebens Ziel erschien, genoß wenig Beifall. Daher kann man sich nicht wundern, daß sich selbst im Heidenthum, bei aller Unsittlichkeit und Auflösung der bürgerlichen Verhältnisse, phantastischer Wunderglaube und Freude an geheimnißvollen Weihungen, kühnen Entsagungen und blutigen Entsühnungen häufig findet.*) Im Kampf mit der heidnischen Weltmacht war diese asketische Auffassung des Lebens allein im Stande zu siegen. Wenn die Leiden dieser Zeit nicht werth sind der ewigen Herrlichkeit, wenn dem, der hier Eigenthum, Eltern, Weib und Kind aufgiebt, droben Alles reichlich wieder erstattet wird; wenn der Untergang der argen Welt und die herrliche Wiederkunft des Lammes doch in Kürze bevorsteht — wie sollte man da nicht freudig und standhaft das Schlimmste ertragen? So erneuten denn die Märtyrer die Tugenden des griechischen und römischen Alterthums; auch über die Gefühle

*) Vgl. G. Ebers, Homo sum. 1878.

der Natur, über alle Schauder zarter Bildung und verfeinerter Gesittung siegte der Todesmuth. Selbst Greise, Kinder und Jungfrauen drängten sich zum Martyrium.

Als nun aber die Verfolgungen aufhörten und aus der unterdrückten die triumphirende Kirche geworden war, gab es immer wieder ernste Gemüther, welche nur dann wahrhafte Christen zu sein wähnten, wenn sie wenigstens geistlich den Kampf mit der Welt fortsetzten, d. h. selbst auf ihre schuldlosen Genüsse verzichteten und sich durch Armuth, Keuschheit, Fasten, Beten und Selbstpeinigung auf den Himmel vorbereiteten. Schauspiel, Tanz, Vergnügen jeder Art, Eid und Ausleihen auf Zinsen erklärte die alte Kirche für sündlich. Doch da die Weltentsagung nicht mehr allgemein durchgeführt werden konnte, so bildete sich eine höhere Moral unnatürlicher Entsagung für vollkommene Christen und eine niedere Moral des erlaubten Genusses für die gewöhnliche Christenheit. Dieser falschen Scheidung ist das Mönchthum, der Klerus und die Lehre von den sog. evangelischen Rathschlägen entsprungen.

Daneben schärften ernste Schriftsteller immer wieder auch dem gewöhnlichen Christen das Gewissen. Wir erinnern nur an Augustin's Confessionen, Gregor's Buch von den Pflichten, an Innocenz' III. „Von der Verachtung der Welt", Thomas von Kempen's „Nachfolge Christi", an die „Deutsche Theologie" eines unbekannten Verfassers u. a. m. Wer sollte es z. B. dem stolzen Innocenz III. († 1216) glauben, wenn er den Tag seiner Geburt beklagt, des Menschen Entstehung und Wesen und Ernährung verabscheut und alle seine Bestrebungen als nichtig bezeichnet. Das Leben ist ihm ein Kampf, der Körper das Gefängniß der Seele; kein Tag ist ohne Schmerz, keine Lust ohne Unlust. Wir sterben, solange wir

leben, und nur dann, wenn wir zu leben aufhören, hören wir auf zu sterben. — Diese Ansichten wurden denn auch von den Reformatoren im Anschluß an Paulus und Augustin eifrig vertheidigt. Wo man ihre Lehre wörtlich nahm, wie in Genf und bei den Presbyterianern und Puritanern, war Weltflucht wieder die Losung. Und später haben auch die Pietisten, Herrnhuter und Methodisten wieder Ernst damit gemacht.

Und doch können wir darin nicht das Wesen des Christenthums sehen. Was es vielmehr zu einer sittlichen und kulturellen Macht zugleich erhebt, das ist die Aufnahme des Sittengesetzes als eines göttlichen Gebotes in den Willen, es ist die Aufhebung der äußerlichen Legalität in die innere Moralität, es ist mit einem Worte die Ueberwindung des Gesetzes durch den Glauben. — Dazu kommt als zweites Moment der Glaube an den persönlichen Gott als den Vater der Liebe, welcher zwar das Gesetz gegeben hat und mit heiligem Ernst über seiner Erfüllung wacht, zugleich aber auch für die Menschen, welche ihm nicht genügen können (und wer könnte es?) eine Erlösung aus Gnade gefunden hat. Dadurch verliert das Gesetz seine Schrecken, der Mensch steht ihm ja nicht mehr als Sklav, sondern als Kind Gottes gegenüber. — Ein drittes Moment ist endlich der Glaube an die Auferstehung. Liegt auch hier die Gefahr grobsinnlicher Ausmalung nahe, niemand wird verkennen, daß der Glaube an ein gutes oder böses Jenseits für die meisten Menschen ein starkes Motiv zum Guthandeln ist. Und wie viel trübe Stunden werden von diesem Glanze einer besseren Welt verklärt! Mag ein Christ noch so Schlimmes erleben, mag er in Noth und Schande, Elend und Krankheit gerathen — es kommt ja Alles vom Herrn, welcher ihn für die Prüfungen diesseits vollauf im Jenseits entschädigen wird.

Aus diesen Gründen erklärt es sich denn, warum das Christenthum, welches ursprünglich einen entschieden pessimistischen Anflug hat, neuerlich ganz optimistisch geworden ist.

Freilich ist die christliche Ethik der Gefahr ausgesetzt, zu sehr den Glauben zu betonen und darüber die Wichtigkeit der Moral zu unterschätzen. So gewiß lebendiger Glaube, d. h. Herzenshingabe an Gott, das Gute im Menschen wirken wird, so leicht kann menschlicher Mißverstand genug gethan zu haben wähnen, wenn er so glaubt wie die Kirche lehrt. — Ein zweiter Punkt, welcher bei manchen Christen übertrieben hervortritt, ist die weltflüchtige, ja antikosmische Richtung, welche, allerdings gestützt auf ansehnliche Autoritäten, die Freuden dieses Lebens zu gering schätzt und dadurch leicht in einen unnatürlichen Rigorismus geräth. — Endlich führt die Betonung des Jenseits, wonach alles Thun und Leiden nur von dem Gesichtspunkte angesehen wird, wie dadurch unsre Aussicht auf die ewige Seligkeit wachse, oft dazu, daß die Tugend nicht als in sich werthvoll, sondern nur als das Mittel betrachtet wird, sich künftig Glück zu erwerben. Aber schon hier auf Erden hat die Glückseligkeit zu beginnen, wenn sie überhaupt Dauer haben soll, und das Gute muß doch um seiner selbst willen gethan werden, wenn anders es wahrhaft sittlich heißen soll. Gewiß, dem kindlichen Menschen ist es verständlicher, wenn ich ihn ermahne, dies oder das um Gottes willen zu thun. Aber im Grunde bedeutet diese Motivirung doch nichts anderes als um des Guten willen, da Gott selbst das Gute ist und etwas nicht darum gut heißt, weil Gott es will, sondern Gott will es seiner Natur gemäß, weil es an sich gut ist. —

---

8. Endlich wollen wir noch auf einen andern, dem Christenthume verwandten Rigorismus den Blick lenken: Das System

Kant's. Auch er behauptet, daß jede Rücksicht auf unsre Glückseligkeit geradezu unsittlich sei. Nicht Lust oder Unlust dürfe uns zum Handeln bestimmen, sondern die Einsicht in die Vernünftigkeit einer That. Nicht im Hinblick auf den Erfolg, die Konsequenzen, die etwa unser Thun haben könnte, sollen wir handeln, sondern aus Prinzip; nicht aus Neigung, Liebe, Mitleid u. dgl., sondern allein aus Achtung vor der Pflicht. Kant bezeichnet also das Mitleid, welches Schopenhauer (S. 36) für die feste Basis der Moral ausgab, als unsittlich. Sein Prinzip ist der sogenannte „kategorische Imperativ", welcher gebietet, stets so zu handeln, daß unsre Maxime für jedes Vernunftwesen zum Gesetz werden könne.

Auf die Schwierigkeiten systematischer Art wollen wir hier nicht eingehen. Es genügt hervorzuheben, daß es einfach unpsychologisch ist zu verlangen, Lust und Unlust sollen nicht für uns die Motive zum Handeln sein. Als ob es sonst überhaupt noch ein Motiv gäbe! Ja, Kants eignes Motiv: die pure Achtung vorm Gesetz, läuft doch auch darauf hinaus. Denn wer sich dadurch bestimmen läßt, hat oder hofft Lust (natürlich geistige) dadurch zu erhalten, sei es die Lust, die ihm die Selbstachtung oder der Beifall seines Gewissens oder das Wohlgefallen des Gesetzgebers bereitet. Ueberhaupt aber würde auch der kategorische Imperativ, wie jedes Gesetz, absolut unwirksam sein, wenn es nicht im menschlichen Gemüthe ein Echo fände, welches als Vorstellung von einer durch Erfüllung des Gesetzes zu erreichenden Lust oder zu vermeidenden Unlust eben unsre Willenskraft erst zum Handeln bringt. Dies fühlt, wie es scheint, Kant selbst. Denn abgesehen von seinem Zugeständniß, nicht zu wissen, wie das Gesetz um seiner selbst willen erfüllt werden solle, hält er einmal (Werke VIII, 96) ein

Wohlgefallen daran für erforderlich, ein andermal erkennt er neben der Achtung auch die Liebe als Bestimmungsgrund an und endlich findet er (VIII, 210), die Vollendung einer dem Gesetz gewidmeten Gesinnung wäre es, wenn sich die ehrfurchtsvolle Scheu vorm Gesetz in Zuneigung, die Achtung in Liebe verwandelte, was freilich für ein vernünftiges Geschöpf nicht zu erreichen sei.

Kants Ansicht von der Glückseligkeit trifft mit der oben beim Christenthum geschilderten nahe zusammen. Auf Erden sollen wir nicht nach unserm Glücke streben, wohl aber im Jenseits. Denn da, wie Kant zugiebt, die eigne Glückseligkeit jedes Menschen letzter Naturzweck sei, die Tugend ferner ein Anrecht darauf erwerbe; dieses aber oft nicht realisirt werde, endlich auch die Erreichung der moralischen Vollkommenheit eine Entwickelung ins Unendliche fordere: so statuirt unser Philosoph die Unsterblichkeit, um die Menschen je nach ihrem Verdienst glücklich zu machen.

---

9. Aus allem Bisherigen haben wir soviel erkannt, daß wir folgende Sätze aufstellen können: 1. Unser irdisches Leben ist an sich ein hohes Gut, da es die Voraussetzung aller unsrer Genüsse, Pflichten und Leistungen ist. 2. Es gewährt uns reiche Lust, wenn wir uns nur Sinn und Empfänglichkeit dafür bewahren. 3. Sowohl der Eudämonismus, welcher bloß nach eignem Glücke trachtet, als auch der Rigorismus, der das Streben darnach verpönt, sind unhaltbare Extreme. 4. Da nun Glückseligkeit das gemeinsame Ziel aller Menschen ist, sie aber, als ein Zustand des Menschen, nicht in äußeren Gegenständen, sondern nur in unserm Verhalten liegen kann, dieses aber wiederum durch unser Wesen und unsre Ansichten davon be-

stimmt wird, so gilt es vor allem uns über die natürliche Bestimmung des Menschen aufzuklären.

Denn da die einzelnen Menschen und auch die theologischen und philosophischen Systeme die Frage, worin eigentlich das Glück des Menschen bestehe, ganz verschieden beantworten, so kann uns nur eine Untersuchung seines Wesens zum Ziele führen. Liegt es doch auf der Hand, daß jedes Geschöpf dann am besten, d. h. (vom Standpunkt des Menschen gesprochen) glücklich existirt wenn es so ist, wie es seiner Natur nach sein sollte. Und wenn auch Haller poetisch sagt: „Ins Innre der Natur dringt kein erschaffener Geist" — so haben wir doch zwei Wege, derselben wenigstens nahe zu kommen: Die Erfahrung und den Vernunftschluß, die induktive und deduktive Methode. Abwechselnd und vereinigt werden sie uns zu einem wenigstens im allgemeinen richtigen Bilde vom Menschen bringen.

Dabei wollen wir von vornherein vor zwei Extremen warnen: es ist ebenso fehlerhaft, den Menschen zu sehr herabzudrücken wie ihn zu hoch zu erheben. Während früher in letzterer Richtung vielfach gefehlt wurde, giebt es heutzutage manche Schriftsteller, welche wahrhaft wissenschaftlich zu reden glauben, wenn sie den Menschen auf die Stufe des Thiers hinabziehen. Eine besonnene Betrachtung seines leiblichen und geistigen Wesens wird uns zeigen, daß er, bei aller organischen Verwandtschaft mit der Thierwelt doch durch seinen Geist unendlich hoch über derselben steht; sein edelstes Vorrecht ist, wie Schiller sagt, sich selbst zu bestimmen und das Gute um des Guten willen zu thun!

Drittes Kapitel.

Der Menſch.

1. Daß der Menſch ein *Organismus* ſei, haben wir oben (S. 24) behauptet. Hier wollen wir uns die Bedeutung dieſes Satzes klar machen.

Zwar beſtehen die Organismen aus denſelben einfachen Stoffen, wie die anorganiſchen Körper, beſonders aus Kohlen-, Waſſer-, Sauer- und Stickſtoff; aber ſchon dadurch unterſcheiden ſie ſich von den letzteren, daß ſie *ſtets* Kohlenſtoff führen, dieſer ſich aber nie unmittelbar mit allen übrigen Elementen vereinigt, ſondern zunächſt mit einem oder mehreren einfachen Elementen ein zuſammengeſetztes „Radikal“ bildet. Die höheren organiſchen Subſtanzen ſind „gepaarte Verbindungen“, d. h. Säuren und Baſen bleiben auch in neuen Kombinationen ungetrennt. Vor allem aber ſtehen die Organismen in eigenthümlichem Verhältniß zum *Sauerſtoff*. Die *Pflanzen* ſcheiden ihn von den Beſtandtheilen ihrer Nahrungsmittel aus, ihr Lebensprozeß iſt Reduktion, nicht Oxydation. Denn Luft, Waſſer, Sauerſtoff und Kohlenſäure verlieren in der lebendigen Pflanze ihren chemiſchen Charakter, während ſie dieſelbe, ſobald ihr Leben erliſcht, gerade durch den Sauerſtoff zerſetzen. *Liebig*

hat daher eine beſondre Kraft, die Lebenskraft, angenommen, welche in der lebenden Pflanze nicht nur der Kohäſionskraft und deren Aeußerungen (der Kryſtalliſation) entgegentritt, ſondern auch die Wirkungen des Sauerſtoffs und die ſtärkſten chemiſchen Anziehungen hebt und geradezu umkehrt. Daher könne der Chemiker zwar die chemiſchen Kräfte zwingen, zu Verbindungen zuſammenzutreten, die, wie Tannin, Chinin, Coffein u. dgl. keine vitalen Eigenſchaften haben, aber nie werde es ihm gelingen, eine Muskelfaſer, einen Nerv, kurz einen der wirklich organiſchen, mit vitalen Kräften begabten Theile des Organismus herzuſtellen*).

Ueber dieſe „Lebenskraft" der Organismen hat ſich nun ein lebhafter Streit erhoben: während Joh. Müller, Wagner, P. Flourens, Biſchoff, Schmidt, Ulrici und Frohſchammer ſie annehmen, wird ſie von Dubois-Reymond, C. Ludwig, Lotze und Virchow verworfen. Unſrer Anſicht nach iſt die Differenz zwiſchen beiden Parteien ein bloßer Wortſtreit. Denn wenn die Gegner der Lebenskraft zugeben, daß ſich die Organismen von den anderen Körpern durch gewiſſe Merkmale fundamental unterſcheiden, ſo erkennen ſie im Grunde die Lebenskraft an.

Solche allgemein zugeſtandenen Merkmale ſind: 1. Alle Organismen (Pflanzen, Thiere und Menſchen) entſtehen aus einer Keimzelle, welche ſich von innen heraus entwickelt. Am Anfange des Prozeſſes ſteht alſo die Einheit, welche ſich nicht mechaniſch, durch äußerliche Zuſammenſetzung, herausgeſtaltet. 2. Dieſe Einheit tritt fortan, ſolange ein Organismus beſteht, hervor. Denn ſeine Theile dienen als Glieder einander und dem Ganzen, welches ſie wie eine zweckmäßig wirkende

*) Vgl. hier Ulrici „Gott und die Natur", 3. Auflage 213 f. Leipzig. 1875.

Idee beherrscht. 3. Alle Organismen zeigen eine energische Selbstthätigkeit, sich zu behaupten (durch den Stoffwechsel) und fortzupflanzen. Hierauf beruht ihre Individualität. 4. Alle Organismen zeigen die sogenannten Lebenserscheinungen. Mögen diese auf eine Substanz, eine Kraft oder auf die eigenthümliche Struktur zurückgeführt werden, jedenfalls haben die Organismen die Fähigkeit, Eindrücke als Reize zu empfinden (sie zu perzipiren) und darauf zurückzuwirken (zu reagiren). In keinem Lebewesen ist ein bloß mechanischer oder chemischer Prozeß thätig; Stoß, Reiz, Hitze und Kälte wirken so eigenartig, daß jede Erscheinung als das Resultat von äußerem Eindruck und innerer Reaktion angesehen werden muß. — Ferner kann kein Organismus, so lange er lebt, faulen, verwittern oder erfrieren. Kein Ei, kein Samenkorn, kein Scheintodter fault. Mitten im Eis und Schnee der Polargegenden leben Organismen. Erst wenn das Leben entflohen, verwesen sie, d. h. ihre zum Individuum organisirte Materie verschwindet nicht, sondern geht früher oder später in andere Organismen über. — Kälte, plötzliche Erschütterung elektrischer oder (bei den Menschen) psychischer Art und gewisse Gifte zerstören das Leben, während es durch Licht, Wärme, Luft und Wasser erhalten wird. Bekannt ist, wie Pflanzen, Thiere und Menschen sich dem Lichte zuwenden und, dessen beraubt, ihre Farbe, Frische und Kraft verlieren. Wärme giebt Leben und dieses wieder entwickelt Wärme. Die Entziehung von Luft tödtet es, während es in sauerstoffhaltiger Atmosphäre gedeiht. Ohne Flüssigkeit endlich ist keine Aeußerung des Lebens möglich; und mancher Mensch hat schon lange nur von Luft und Wasser gelebt. — Durch alle Anstrengung, körperlicher oder geistiger Art, wird die Lebenskraft vermindert, während sie durch Ruhe und Stoffzufuhr erneut wird. Denn darin

übertreffen die organischen Wesen die unorganischen, daß sie die für sie geeigneten Stoffe in organische Bestandtheile ihres Wesens *verwandeln* und so sich selbst durch den Stoffwechsel fortwährend reproduciren.

Aus dem Allen leuchtet die Richtigkeit unserer obigen Behauptung (S. 24) ein, Leben sei *Thätigkeit, Wechselwirken*. Denn es ist nicht ein todter Zustand, ein starres Sein, sondern ein energischer Prozeß, in welchem fort und fort die Lebenskraft verzehrt wird und daher immer ersetzt werden muß. Das Leben kann daher mit einer *Flamme* verglichen werden; denn wie diese nur so lange da ist, als Wachs oder dergl. verzehrt und ersetzt werden kann, so zeigt auch unser Dasein ein Gemisch von Werden und Vergehen, Schöpfung und Verwesung. In der Jugend, wo die Lebenskraft mächtiger ist als die Zerstörung, *wächst* der Körper; dann folgt eine Zeit *des Stillstandes*, wo sich beide Kräfte die Wage halten, endlich im Alter, wo die Regeneration hinter der Konsumtion zurückbleibt, müssen sich unsere Organe abnutzen, degeneriren und schließlich zerfallen.

---

2. Auf den ersten Blick gehört der Mensch ohne Frage zur *Thierwelt*, und zwar zur Klasse der Säugethiere. Sein Leib zeigt dieselben Organe zur Fortpflanzung und zur Erhaltung, nämlich zur Verdauung, Blutbereitung, Blutvertheilung und Ausscheidung. Ja, selbst wenn der Mensch das höchste, vollkommenste der Thiere wäre, so würde dadurch, scheint uns, seiner Würde kein Abbruch gethan, denn die Natur macht keinen Sprung. Wie zwischen Pflanzen- und Thierwelt die Zoophyten und Phytozoen stehen, so wird es auch zwischen Thier- und Menschenwelt Uebergangsstufen geben. Jedenfalls folgt aus

seiner Aehnlichkeit mit dem Thierorganismus nicht, daß er nur ein — wenn auch vollkommenes — Thier sei. Denn die Unterschiede sind in leiblicher und seelischer Hinsicht so bedeutend, daß die Aehnlichkeit fast dahinter verschwindet.

Auf die Frage, ob der Mensch, wie man behauptet hat, vom Affen abstamme, brauchen wir gar nicht weiter einzugehen. Sie gehört mehr in die Entwickelungsgeschichte der Menschheit, als in unsre Untersuchung. Die Darwinsche Hypothese, daß sich der Mensch durch unzählige Stufen aus der Thierwelt und diese ebenso aus dem einfachsten Organismus entwickelt habe, befriedigt zwar gewiß unser logisches Bedürfniß, ist aber bis jetzt noch vielen Einwürfen ausgesetzt. Besonders spricht dagegen, daß der Mensch körperlich viel schwächer ist als der Affe; wie hätte jener im Kampf ums Dasein über diesen den Sieg davontragen, ja wie hätte auch nur die schwächere Abart des Menschen entstehen und sich behaupten können? — Ferner weicht der Schädel beider Wesen anatomisch und morphologisch von einander ab, sogar im Säuglingsalter. Höchstens mit dem Schädel der Plattnasen, einer der niedrigsten Affenarten, hat der menschliche etwas Aehnlichkeit, während doch nur die höchsten Affenarten, die anthropoiden Gorilla, Chimpanse und Orang-Utang, in Frage kommen. Und die doppelte Knickung der Schädelbasis findet sich nur beim Menschen. Auch behauptet Virchow, unser Schädel werde zwar dem des Affen mit dem Wachsthum immer ähnlicher, das Affenhirn dem menschlichen dagegen immer unähnlicher. Lehrt aber Darwin, beide, Affe und Mensch, seien Nachkommen desselben Urahnen, wobei jener die Rück-, dieser die Fortentwickelung repräsentire, so ist dies eben unter den für den Menschen so ungünstigen physischen Verhältnissen ganz unerklärlich. — Aber mag diese Frage ent-

schieden werden, wie sie wolle, jedenfalls steht jetzt der Mensch weit höher als die ganze belebte Schöpfung.*)

Wir erinnern zunächst an seinen aufrechten Gang, der in seinem Organismus begründet ist. Unsre Füße sind befähigt allein den Körper zu tragen, wie die breiten Fußsohlen, die Länge und Stärke der Knochen, die Einrichtung der Gelenke, die breiten Hüften und die starken Muskeln der Füße beweisen. — Die Hände dagegen sind zum Gehen ganz untauglich. Ihre Knochen sind kürzer und schwächer, obgleich doch gerade sie am meisten zu tragen haben würden; ihr Bau, ihre Gelenke, die Länge der Finger und die Stellung des Daumens wären dem Gehen geradezu hinderlich. — Jeder kann leicht durch einen Versuch erproben, ob er ein Vierfüßer ist, oder nicht. Wie ungeschickt und langsam geht er „auf allen Vieren". Während also sonst die Natur in allen ihren Schöpfungen überaus zweckmäßig erscheint, hätte sie es gerade beim Menschen so unpraktisch wie möglich eingerichtet. — Andererseits verfolge man nur einen Affen, der zum Gehen auf den Hinterfüßen abgerichtet ist, ohne Zweifel wird er nicht auf Zweien, sondern auf Vieren zu entkommen suchen, während der Mensch sich auf die Behendigkeit seiner zwei Füße verlassen wird. — Wäre ihm aber der vierfüßige Gang natürlich, so käme sein Antlitz in die zweckwidrigste Stellung. Während Auge und Nase bei allen vollkommeneren Thieren vor- oder aufwärts gerichtet sind, würden sie sich beim Menschen zur Erde neigen und dadurch in ihrer Wirksamkeit sehr beschränkt werden. Um so weniger hätte er sich dann im Kampf ums Dasein behaupten können.

*) Vgl. Weygoldt, Darwinismus, Sittlichkeit, Religion. Leiden, 1878. Virchow, Menschen- und Affenschädel. Berlin, 1879.

Aus dem aufrechten Gange folgt aber der freie Gebrauch zweier Hände, welche schon Aristoteles als die vollkommensten Werkzeuge bezeichnet hat. Wohl hat auch der Affe „Hände", aber sie sind weder so vollkommen wie die menschlichen (sie sind zu lang, tief gefurcht, der Daumen dagegen zu kurz), noch auch zu freier Verwendung geeignet. Die menschliche Hand aber ist durch ihren künstlichen Bau, ihre symmetrische Gestaltung, ihre Beweglichkeit nach allen Richtungen, ihr feines Gefühl und durch die Stärke und Stellung des Daumens zu den höchsten Leistungen befähigt.

Der aufrechte Gang bedingt ferner eine Steigerung der edleren Sinne (Gesicht und Gehör) und dadurch einen viel weiteren Horizont. Wie viel mehr Empfindungen und Vorstellungen kann der Mensch empfangen, wieviel Gefahren vermeiden, wieviel kommende Ereignisse vorher vernehmen.

Dazu kommt nun aber die Ueberlegenheit des menschlichen Gehirns.*) Zwar hat der Mensch weder das absolut größte — die Elefanten, Wale haben größere Gehirnmassen — noch das relativ bedeutendste; denn das Gehirn der Blaumeisen, Zeisige und anderer Vögelchen ist im Verhältniß zu ihrem Körper größer: — aber da bei diesen niederen Thieren das Gehirn weniger Seelenorgan als Centralorgan für alle leiblichen Vorgänge ist, so können hier nur die höchstentwickelten Thiere in Frage kommen. Und im Vergleich mit ihnen hat der Mensch allerdings das größte. Ferner findet sich bei keinem Thiere solche Entwickelung der grauen Substanz, der Windungen

*) Vgl. W. Wundt, Physiol. Psychol. S. 108, 830. Lpz., 1874. C. Ludwig, Lehrb. d. Physiol. des Menschen II, 207. R. Wagner, Morphol. d. menschl. Gehirns, 1862.

und Furchungen an den Hemiſphären. Beim Menſchen iſt Hemiplegie, d. h. Lähmung der Extremitäten an einer Körperhälfte und einer Seite des Geſichts ein ſehr gewöhnliches Symptom für Hirnkrankheiten, während Thiere vom Hirn aus nie hemiplegiſch werden können. Dies hängt offenbar damit zuſammen, daß beim Menſchen jede Hirnhälfte den motoriſchen Nerven nur einer Körperhälfte vorſteht, und daß eine vollkommene Kreuzung der Körpernerven bei ihrem Eintritt ins Gehirn ſtattfindet. Daraus wieder erklärt ſich zum Theil die Einheit des Bewußtſeins, die uns vor den Thieren auszeichnet, und die zielbewußte Einwirkung auf den Körper. Damit fehlt andererſeits den Thieren die phyſiologiſche Baſis für das Bewußtſein, wenigſtens in dem vollen, menſchlichen Sinne. Auf den großen Unterſchied des Camper'ſchen Geſichtswinkels ſei nur kurz hingewieſen, auch die Sinne des Menſchen übertreffen die thieriſchen ſowohl in ihrer Wechſelwirkung als auch in der Fülle und Mannigfaltigkeit von Wahrnehmungen, beſonders von Farben und Tönen.

Allerdings kann man den Thieren nicht alles Seelenleben abſprechen.*) Abgeſehen von der Sinnesthätigkeit, haben ſie Empfindung, d. h. Gefühle der Luſt und Unluſt von dem ihrem Leben zuträglichen oder nachtheiligen Zuſtande; ferner bilden ſie ſich gewiſſe Vorſtellungen von Dingen und Perſonen, wodurch ihr Thun beſtimmt wird, ganz ähnlich, wie die Menſchen. Freilich werden ſie dabei mehr durch den Inſtinkt als durch klare Einſicht geleitet; doch ſind wenigſtens die höheren Thiere auch gewiſſer Gefühle und Affekte fähig. Sie em-

*) Vgl. M. Perty, das Seelenleben der Thiere, und C. G. Carus, vergleichende Thierpſychologie. 1866. Ch. Darwin, Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei den Thieren. 1872.

pfinden Freude und Trauer, Liebe und Haß, Dankbarkeit und Rachsucht. Dazu bedürfen sie natürlich des Gedächtnisses, kraft dessen sie träumen, abgerichtet werden und Personen wiedererkennen. Dies setzt endlich eine Art von Verstand voraus, der sie unterscheiden, urtheilen und schließen läßt; sie stellen gewisse Ueberlegungen an, machen Erfahrungen und verhalten sich ihren verschiedenen Gegnern gegenüber verschieden. Endlich findet sich auch eine Art von Wille bei ihnen; denn sie werden auch durch Motive bestimmt, sie schwanken bisweilen zwischen verschiedenen Möglichkeiten und unterdrücken selbst sinnliche Triebe aus psychischen Motiven der Furcht, der Anhänglichkeit, des Gehorsams u. dgl.

Trotzdem bleibt doch ein ungeheurer Unterschied zwischen Mensch und Thier bestehen.

Die erste ins Auge fallende Thatsache ist die menschliche Sprache, d. h. die Fähigkeit, Gedanken und Gefühle durch zusammenhängende Töne, Laute und Wortzeichen mitzutheilen. Wohl können auch die Thiere durch allerlei Laute ihre Zustände kundgeben, aber diese sind stets nur momentan und unzusammenhängend. Von Sprache kann nur da die Rede sein, wo ein geistiger Inhalt offenbart wird; und nur darum, weil die Thiere sich nichts Geistiges mitzutheilen haben, sprechen sie nicht, denn die höheren sind mit Sprachorganen ausgerüstet, wie ihre Nachahmung von Menschenworten beweist. Sie sprechen nicht, weil sie nicht denken, d. h. keine vollen, klaren und abstrakten Gedanken bilden. Denn ihre etwaigen Vorstellungen und Erfahrungen sind ganz konkret, sie drücken nur ihre augenblicklichen Zustände aus.*)

*) Vgl. Th. H. Huxley, Zeugnisse über die Stellung des Menschen in der Natur. Braunschweig, 1863. J. Frohschammer, das Christenthum und die moderne Naturwissenschaft. Wien, 1868.

Damit hängt zusammen, daß den Thieren Selbstbewußtsein fehlt, welches alle übrigen Denkprozesse erst ermöglicht. Das Thier hat kein Ich, welches sich als bleibende Vorstellung unter den zahllosen vorüberfliehenden behauptet; es hat folglich auch keine Außenwelt, der es sich gegenüber stellte, um sie zu begreifen; es hat kein Wissen um sein innres Wesen, keine Ahnung von dem Unterschiede seines Leibes von der Seele, keinen Trieb, sich von der Sinnlichkeit frei zu machen durch eigne, selbstbewußte ethische That.

Daraus folgt wiederum der Mangel alles geschichtlichen Bewußtseins bei den Thieren. Sie werden geboren, leben und sterben dahin ohne Einsicht in ihr Dasein. Kein Thier hat eine Lebensgeschichte, denn keins macht mit Bewußtsein eine Entwickelung durch. Ebensowenig haben die Thiere als Familien, Gattungen und Arten eine solche. Denn es fehlt ihnen die Fähigkeit leiblicher und geistiger Fortbildung, während der einzelne Mensch nicht nur sich selbst immer vollkommener herausgestaltet, sondern auch das von der ganzen Menschheit bisher Erreichte verstehen, benutzen und zu höheren Gestaltungen verwerthen kann. Kein Thier kann deshalb — was für unsere Betrachtung besonders wichtig ist — erzogen, die höchsten Thiere können höchstens abgerichtet werden. Kein Thier setzt sich selbst Zwecke, verfolgt einen Beruf, wie der Mensch. Es lebt nur, um zu leben, und wo es, wie Pferde, Hunde, Kameele u. dgl., nicht bloß sich zu erhalten und fortzupflanzen strebt, thut es dies doch nur gezwungen und ohne irgend etwas dadurch für sich selbst zu erreichen.

Die Folge davon ist, daß die Thiere auch von Sittlichkeit keine Ahnung haben. Dazu gehört nicht nur, was denselben ohne Zweifel fehlt, die Unterscheidung von Gut und Böse,

das Gefühl des Sollens und die Anerkennung eines Moralgesetzes, sondern auch Phantasie, welche ihnen weitentfernte Ziele zeigt, nach denen sie streben, und die Empfänglichkeit für ideale Werthe. *Wollen*, d. h. mit Vernunft gepaartes Begehren, haben sie überhaupt nicht, geschweige einen freien, sittlichen Willen. *Verstand* mag man ihnen beilegen, wie wir oben (S. 63) zeigten, *Vernunft* aber nicht, worunter man die auf das Unsichtbare gerichtete Geistesthätigkeit versteht. Das Thier lebt nur in der *sichtbaren* Welt, *Ideales*, mag es unter die Kategorie des Guten, des Wahren oder des Schönen fallen, giebt's für kein Thier. Daher ist bei ihm weder von Kunst noch von Wissenschaft, weder von Moral noch Religion, weder von socialem noch von staatlichem Leben die Rede.

Nach diesem Allen wird es nicht mehr zweifelhaft sein, daß zwischen ihm und dem Menschen eine *ungeheure Kluft* befestigt ist, mag man dieselbe als allmählich in zahllosen Jahrtausenden entstanden (wie Darwin) oder als von vornherein durch Gott gesetzt vorstellen (wie die Bibel). Auf beiden Standpunkten erscheint der Mensch als die Krone der Kreaturen, der Zweck und das Ziel der Natur, gleichsam als ihr Centrum, ihr Bewußtsein, wodurch sie selbst sich erst ihrer bewußt wird. Denn ohne den Geist des Menschen ist diese ganze, große Welt freud- und friedlos; ohne ihn fehlt es ihr an Licht und Liebe, an Musik und Farben. Er allein schafft auf Grund zahlloser mechanischer Wirkungen eine ideale, schöne, edlere Welt.

---

3. Hieraus erhellt, worin des Menschen *eigentliches Wesen* besteht. Wohl ist er, wie zugegeben wird, ein thierischer Organismus und sollte daher in allem, was seinen Körper be-

trifft, sich nach der Mäßigkeit, Einfachheit, Naturgemäßheit der thierischen Lebensweise richten. Aber er ist nicht nur das: er ist vor allem Geist, d. h. ein Wesen, welches durch Einsicht seine Stellung erkennen, im Herzen fühlen und durch selbständiges, freies Thun erwerben soll.

Darauf deutet schon der hülflose Zustand des Neugeborenen hin. Während alle Thiere entweder sogleich bei, oder bald nach ihrer Geburt körperlich mit Kleid und Waffen ausgerüstet werden, tritt der Mensch nackt und wehrlos ins Leben. Er besitzt weder große Stärke, noch Schnelligkeit, weder furchtbare Krallen noch Zähne; er ist allen Unbilden der Witterung, allen Gefahren durch wilde Thiere, ja dem Hungertode ausgesetzt. Sich selbst sollte er alles verdanken, indem er es sich allein erwarb!

Dafür aber ist ihm eben die Vernunft gegeben, jener göttliche Funke, der ihn über alle Geschlechter der Erde hinaushebt. Aber auch hier steht er zunächst hinter ihnen zurück. Während sie bald im Besitze derjenigen Intelligenz sind, die ihnen überhaupt zu erreichen gegönnt ist, haben wir Menschen von Geburt nur Anlagen zum Denken, Fühlen und Wollen, Keime des Gewissens, des Schönheits- und Wahrheitssinnes, Grundzüge der Talente, welche uns später einmal auszeichnen werden. Uns ist es anheimgegeben, dieselben auszubilden, in unsrer Hand liegt ihre Vervollkommnung oder Vernachlässigung. Darum besteht, wie wir in der Einleitung behaupteten, unser ganzes Leben in Erziehung, zuerst durch andere, dann durch uns selbst. Ohnmächtig, nackt, wehrlos, ohne Einsicht, Energie und Charakter kommt der Mensch zur Welt; langsam entwickeln sich seine physischen und geistigen Kräfte; für beide kann er die Unterstützung Andrer nicht entbehren. Dadurch wird er

von der Natur selbst zur Begründung der Familie und der menschlichen Gesellschaft, zu gegenseitiger Hülfe und zur Sympathie geleitet. Diese aber kann wieder ohne Moralität nicht bestehen. Denn wollte jeder Einzelne seiner Selbstsucht, seinen Trieben nach Genuß, Besitz, Macht u. dgl. folgen, ohne auf Andere Rücksicht zu nehmen, so würde die Gesellschaft sich bald auflösen und ein Krieg Aller gegen Alle ausbrechen. So leitet uns die Natur selbst zur Moral. Dies wird auch noch dadurch bestätigt, daß sie jede Ueberschreitung der von ihr gezogenen Schranken hart bestraft. Völlerei, Ausschweifung, Ueberanstrengung ist nicht nur tadelnswerth vom moralischen, sondern auch vom physischen Gesichtspunkte; und die Natur giebt dies alsobald unzweideutig zu erkennen durch die daraus entspringenden Folgen.

So zeigt uns die Natur selbst unsere Bestimmung; nämlich ein vernünftiges, geselliges und moralisches Wesen zu sein, oder besser immer mehr zu werden. Denn außerdem haben wir noch zwei Kräfte, welche uns weit über die ganze Thierwelt, ja über die Natur hinausheben. Diese sind der Wille und die Phantasie.

Schon oben (S. 66) sahen wir, daß von Wollen, d. h. zielbewußtem Begehren beim Thiere nicht die Rede sein könne. Ihm fehlen alle Voraussetzungen dazu. Zwar haben alle organischen Wesen Selbsterhaltungstrieb, d. h. sie fliehen den Tod und streben nach möglichster Entfaltung ihres Lebens. Aber beim Menschen ist dieser Trieb so energisch und mannigfach, wie bei keinem Wesen sonst. Er tritt uns zunächst als Trieb nach Nahrung entgegen, aber entsprechend der Feinheit unserer Sinne richtet er sich nicht auf ein oder zwei Nahrungsmittel, sondern ist unendlicher Verfeinerung fähig. Speisen

hat nur der Mensch, und wieviele! Das Rind genießt nur Gras und einige andere Vegetabilien, das Pferd Gras, Kraut und einige Körnerarten — wie zahllos ist dagegen der menschliche Speisezettel. Kein Thier ferner erwirbt Eigenthum, keins beschafft sich Kleider, keins beschafft sich mannigfach ausgestattete Wohnungen. Der Mensch dagegen hat Triebe nach Besitz, Schmuck, Bequemlichkeit. Er hat ferner den Nachahmungstrieb, wozu sich bei Affen und Vögeln leichte Ansätze finden.

Dies führt uns auf die schöpferische Phantasie des Menschen, der wir so Herrliches verdanken. Sie ist die Mutter nicht nur der Künste, wie jeder weiß, sondern auch der Religion Denn sie allein verwandelt unsre Gefühle der Abhängigkeit, Dankbarkeit, Furcht u. s. w. in ideale Götterwesen um, die wir verehren. Die Phantasie allein schafft Raum und Zeit, sie hilft uns Begriffe, Urtheile und Schlüsse bilden, sie allein gestaltet unsre Natur- und Weltanschauung. Kraft ihrer stellen wir uns den Kosmos als Ganzes vor und schaffen uns ein Bild entfernter Gegenden und längstentschwundener Zeiten. Die Phantasie läßt ihn Hypothesen und dadurch Entdeckungen wie Erfindungen machen. Sie befähigt ihn sich Ideale zu schaffen, d. h. Urbilder der Vollkommenheit, nach denen er selbst, nach denen die ganze Menschheit zu streben habe. Sie läßt ihn auf keiner Stufe rasten; denn sobald er sie erreicht hat, zeichnet ihm jene alsbald neue, höhere Ziele vor. Die Phantasie umkleidet die wirre Mannigfaltigkeit der Dinge mit harmonischem Lichte, sie läßt uns die todte Außenwelt belebt, die häßliche Wirklichkeit schön erscheinen; sie zaubert uns Idealmenschen und Idealdinge in Fülle vors geistige Auge. Sie vertieft unsre Sympathie mit dem Leidenden, weil sie uns sein Weh ausmalt: sie erzeugt die

idealen Mächte: Freundschaft, Liebe, Freiheit, Vaterland; sie läßt uns nach Beifall, Ehre und Nachruhm streben. Sie endlich ist es, welche uns die Idee eines absoluten, d. h. allweisen, allgütigen und allmächtigen Wesens, nämlich Gottes fassen und immer vollkommener herausgestalten läßt.

Streben nach *Selbstbethätigung*, nach Vervollkommnung ist also das Grundprinzip unseres Wesens. Wir *sind* nicht schon Menschen, wenn wir geboren werden, sondern wir sollen es *werden* durch tägliche Arbeit an uns selbst. Jeder soll sein eigener Künstler, sein eigenes Kunstwerk sein.

---

4. Zur Ausführung dieses köstlichen Lebenswerkes wollen diese Blätter einige Winke geben. Aus dem Wesen des Menschen ergiebt sich von selbst der Gang unsrer Darstellung.

Da der Mensch als vollkommenstes Wesen der Schöpfung zunächst ein physischer Organismus ist, wie die Thiere, müssen wir uns zunächst mit dem *Leibe* beschäftigen. Er ist ja die Basis, das Werkzeug, der Diener des Geistes. Wie im ganzen Kosmos keine Kraft ohne Stoff, keine Idee ohne Materie, kein Gesetz ohne Körper wirksam sein kann, so vermag auch unser Geist nichts ohne einen tüchtigen Leib. Wir müssen deshalb zuerst *die Zucht des Leibes* ins Auge fassen.

Unser Geist sodann bethätigt sich nach den *drei* Richtungen des Denkens, Fühlens und Wollens, die zwar bei jeder Aeußerung des Geistes vereinigt, aber doch jedesmal in verschiedenem Maße thätig sind. Denn beim Nachdenken, Studiren, Pläne machen u. dgl. bethätigt sich vorwiegend der *Verstand*; bei unsrer Empfänglichkeit für Gedanken, Verhältnisse, Personen u. dgl. unser *Gefühl*; bei unserm Begehren und Thun der *Wille*. Da

nun die Voraussetzung für alles Wollen Einsicht und Empfindung ist, so müssen wir zunächst betrachten, wie wir zu rechter Einsicht gelangen und was wir zu thun haben, unsern Verstand zu schulen; sodann wird die Welt der Gefühle, ihre Verzweigung, Verfeinerung und Vertiefung ins Auge zu fassen sein. Endlich werden wir die Ausbildung des Charakters betrachten. Nun aber steht kein Mensch allein in der Welt. Seine Bestimmung weist ihn, wie gezeigt, auf die Geselligkeit. Wir werden daher darauf theils beiläufig, theils im Besonderen unser Augenmerk richten.

Zweites Buch.

Die Zucht des Leibes.

Viertes Kapitel.

Bedeutung des Leibes.

1. Niemand leugnet, daß der Leib das Organ, das Werkzeug unsres Geistes ist; aber wie Wenige bedenken den Sinn dieses Satzes. Zwar die thörichte Ansicht jener fanatischen Selbstpeiniger, die sich in allen Religionsgemeinschaften (namentlich bei den Buddhisten und Christen) finden, daß man den Leib ertödten müsse, um zu Gott zu gelangen, wird heutzutage nicht mehr von Vielen getheilt. Derselbe Irrthum ist freilich auch von manchen Philosophen vertheidigt worden, die, wie z. B. die Cyniker oder Stoiker den Leib als den Kerker des Geistes betrachteten, in den die göttliche Seele eingeschlossen sei. Ebenso ist auch die Lehre der sogenannten Spiritualisten (nicht mit den Spiritisten zu verwechseln!) falsch, welche, wie Berkeley, J. G. Fichte u. A., den Leib nur als die Vorstellung der Seele betrachtet oder als ihr Produkt. Diese Ansicht ist offenbar ebenso einseitig als der Materialismus. Jener faßt den Leib als die Energie der Seele, dieser umgekehrt. Dem Spiritualisten ist der Leib bloßer Schein, nur Symbol, Entfaltung und Selbstdarstellung des Geistes. Er

beruft sich dabei auf die Thatsache, daß uns zunächst ja nur Vorstellungen gegeben seien, daß alle Körper um uns her, ja unser eigner Leib nur eine Vorstellung unsres Selbstbewußtseins seien. Der Geist dagegen müsse als das eigentlich Schöpferische im Menschen angesehen werden; entweder aus sich selbst, oder aus formloser Materie habe er sich den gerade für ihn angemessenen Körper gestaltet. Nur unter dieser Voraussetzung werde seine Göttlichkeit, seine moralische Freiheit ganz anerkannt. — Allein diese Theorie wird dadurch hinfällig, daß unser Geist aus sich selbst keine einzige Vorstellung schaffen kann, sondern von Anfang bis Ende des Lebens auf die Sinne angewiesen ist. Diese aber sind, mögen ihre Leistungen auch, wie wir selbst behaupten, nur kraft des Selbstbewußtseins zu Stande kommen, doch eben Theile des Leibes. Ferner wird der Spiritualismus durch den Gegensatz widerlegt, in welchem jeder an sich selbst oft Leib und Geist findet. Sätze aber, daß er allein der erhabenen Stellung und der Freiheit des Geistes gerecht werde, sind eben nur Behauptungen ohne Beweis. Bis zu welchem Widersinn diese ganze Ansicht führen kann, zeigen lehrreich Hegel und Schopenhauer. Jener sieht schließlich die Geister der Einzelmenschen als die Entwickelungsstufen des göttlichen Geistes an; dieser zerlegt die ganze Welt in ein Produkt einerseits der Vorstellung und andrerseits des Willens.

---

2. Die Kehrseite des Spiritualismus ist, wie gesagt, der Materialismus. Er beseitigt die schwierige Frage nach dem Verhältniß von Leib und Seele einfach dadurch, daß er beide mit einander gleichsetzt (identifizirt). Natürlich giebt es hier mancherlei Abstufungen von der groben Gleichsetzung

des Gehirns mit dem Geiste bis zur feineren Erklärung desselben als Gesammteffekt des Organismus. Bald denkt man (atomistisch), die Seele sei das Gehirn oder ein Theil desselben oder eine Art Aether, Elektrizität u. dgl. darin; bald (dynamisch), sie sei die Funktion des Gehirns, des Nervensystems oder aller Kräfte des Leibes. Bald wird die Seele als „ein neuer Holztrieb des Körpers", bald als die „Blüthe des Organismus" bezeichnet; bald tritt der Materialismus als entschiedene Gottesleugnung, bald als fromme Schwärmerei auf, bald bescheiden als Hypothese, bald übermüthig als allgemein gültige Lehre. Wer an diesem „Resultat exakter Naturforschung" zu zweifeln wagt, wird für einen Heuchler, Finsterling oder dergleichen angesehen. Zum Beweise der Theorie wird angeführt, daß es doch nichts wahrhaft Wirkliches gebe als die Körper, als Materie. Man beruft sich ferner auf die Abhängigkeit der Seele vom Leibe in ihrem gesunden und kranken Zustande; auf die Möglichkeit, alle Geistesprozesse als Vorgänge des Gehirns und des Nervensystems zu deuten. — Aber der Materialist übersieht, daß Wechselwirkung zwischen Leib und Seele noch lange nicht Identität ist. Die physiologischen Erscheinungen in Gehirn und Nerven sind uns ferner noch so wenig bekannt, daß es hieße eine Dunkelheit durch eine noch größere aufhellen, wollte man das Seelenleben dadurch erklären. Und was ist denn nun gewonnen, wenn ich dies oder jenes Gefühl als Vibration einer Gehirnfaser bezeichnet habe? Ist dadurch das Räthsel gelöst, wie Empfinden, Denken, Fühlen und vor allem Selbstbewußtsein überhaupt möglich sei? Zwischen dem psychischen und dem physischen Vorgange bleibt die Kluft doch bestehen. Vor allem ist die Behauptung, daß es nur Körper, nur Materie gebe, falsch. Denn gerade die Existenz einer Außenwelt ist äußerst schwierig nachzuweisen, und Materie als

solche giebt es überhaupt garnicht; sie muß ganz ebenso als eine Abstraktion betrachtet werden, wie andre ähnliche Begriffe, z. B. Kraft, Gattung, Grund u. dgl. Sagt aber der Materialismus, ursprünglich gegeben seien nur Körper und Bewegungen von solchen, so ist das direkte Gegentheil wahr; denn das Ursprüngliche, die Basis aller Erkenntniß ist unser Selbstbewußtsein. Und während die exakte Naturwissenschaft sich nicht scheut, für jede Gruppe eigenartiger Erscheinungen einen besonderen Träger anzunehmen, mögen auch im letzten Grunde alle Naturkräfte auf einige wenige oder auf eine zurückgeführt werden: so ist nicht abzusehen, warum man für die seelischen Phänomene, deren Verschiedenheit von den körperlichen man zugesteht, eben die Seele als besonderen Träger anerkennen will. Gewonnen ist dabei garnichts. Denn abgesehen davon, daß, wie gesagt, die Materie ein nicht minder abstrakter, metaphysischer Begriff ist, als die Seele, so sieht sich der Materialist gezwungen, anstatt des verhaßten Wortes „Seele" allerlei verworrene Umschreibungen anzuwenden, z. B. „Die Gewalt desjenigen Körpertheils, dem die sogenannten Seelenvorrichtungen zufallen, über die anderen Theile"! Ein Wort, welches eine bestimmte Erscheinung kurz und treffend bezeichnet, absichtlich zu vermeiden, zeugt von Verschrobenheit. Und steht dann selbst der Parallelismus seelischer und körperlicher Vorgänge so fest, wie der Materialismus uns glauben machen will? Wie oft hat man Zunahme geistiger Thätigkeiten bei Zersetzung des Gehirns beobachtet; mancher Seelenkranke ist im Moment des Sterbens wieder vernünftig geworden; die körperlichen Prozesse sind mechanische und chemische Bewegungen, die seelischen offenbar nicht; jene eine Vielheit, diese dagegen eine Einheit.

3. Aber wenn auch demnach weder der einseitige Spiritualismus noch der einseitige Materialismus unsere Zustimmung findet, so können wir doch ebenso wenig dem Dualismus beipflichten, welcher, dem gesunden Menschenverstand sehr annehmbar, in neuerer Zeit durch Descartes, Spinoza und Leibniz wissenschaftlich vertheidigt worden ist. Er treibt die Verschiedenheit der seelischen und leiblichen Phänomene, die selbst der Materialist zugestehen muß, auf die Spitze, indem er die Seele als Uebersinnliches, Unbedingtes, Freies, Bewußtes und Immaterielles dem Leibe als dem Sinnlichen, Bedingten, Unfreien, Unbewußten und Stofflichen gegenüberstellt. Nach der mosaischen Schöpfungsurkunde wurde der Leib aus Erde geformt, die Seele dagegen ist ein Hauch des Höchsten; ähnlich sind die Anschauungen Homers, der Parsen, Babylonier, Germanen u. s. w., wie der allgemein verbreitete Name für Seele: „Hauch" beweist. Descartes hielt den Leib des Menschen, wie den thierischen, für eine todte Maschine, die erst durch die Seele in Bewegung versetzt würde; und zwar seien beide völlig verschieden und getrennt, nur an einem Punkte, der Zirbeldrüse, sollen sie zusammenstoßen! Ebenso behaupten Geulinx, Malebranche, Spinoza und Leibniz nur einen Parallelismus beider grundverschiedener Gebiete, der seelischen und der körperlichen*). In neuerer Zeit haben Krause, Günther, Schubert, Carus, Ennemoser, auch Schopenhauer diesen Dualismus vertreten. — Aber gegen ihn spricht vor allem die Unhaltbarkeit einer so schroffen Scheidung zwischen Stoff und Kraft. So wenig alles bloß Geist oder bloß Stoff ist, so wenig sind diese beiden Potenzen überhaupt

*) Vgl. hier meine „Geschichte der Philosophie" § 59. Leipzig. J. J. Weber, 2. Aufl. 1884.

irgendwo völlig von einander geschieden; vielmehr lehrt die Natur ihre stets vorhandene innige Verbindung. Ferner läßt sich die radikale Trennung von Geist und Leib nicht aufrechterhalten. Denn das Gehirn und die Nerven gehören offenbar beiden an; und wenn man bedenkt, wie sich alle geistigen Vorgänge unmittelbar in körperliche umsetzen, wie umgekehrt diese auf jene den größten Einfluß ausüben, so erscheint einem die dualistische Auffassung nicht durchführbar.

---

4. Nach unsrer Ansicht sind Geist und Körper nur die verschiedenen Seiten derselben Sache, nämlich des menschlichen Wesens. Sie sind also nicht dasselbe (identisch), aber doch die ungetrennten, einander verwandten, sich gegenseitig fordernden und fördernden Erscheinungen desselben Ganzen. Der Leib ist die Seele, sofern sie objektiv, d. h. wahrnehmbar wird; die Seele der innerlich gewordene Leib. Dieser monistische (einheitliche) Standpunkt erweist sich allein als haltbar, sowohl in der Psychologie als auch in der Kosmologie; denn auch Gott und Welt sind nur verschiedene Bezeichnungen derselben Sache. Daraus erklärt sich denn auch die Beseelung des Leibes vom Moment seiner Entstehung an, der Einfluß unsrer Phantasie auf das Leibesleben, das Entstehen der Sprache, das Verhältniß von Sinnenreizen zu Vorstellungen, von Willensimpulsen zu Körperbewegungen, die durchgehende Parallele zwischen unsrer äußern Erscheinung und dem Seelenleben. Wie im ganzen Kosmos nirgends Kraft ohne Stoff, Prozeß ohne Gesetz, Thätigkeit ohne räumliche Bewegung, Gedanke ohne Mechanismus auffindbar ist, so ist der Leib ohne Seele ebenso wenig denkbar als die Seele ohne Leib. An allen Vorgängen unsres Lebens

läßt sich daher nachweisen, daß fortwährend entweder körperliche Zustände in den Nerven und Muskeln seelische Zustände (Empfindungen, Gefühle, Vorstellungen, Begriffe, Ideen) hervorrufen oder umgekehrt.*)

5. Nach diesem Allen werden wir aufhören, unsern Leib zu verachten und zu vernachlässigen. Und doch könnten nur Wenige, wenn man ihnen die Frage vorlegte, ob sie denn diese wichtige Seite ihres Wesens, diese Erscheinungsform ihrer Seele kennen, mit „Ja" antworten. Ferne Gegenden und Ereignisse kennen zu lernen treibt Viele die Wißbegier — über ihren eignen Leib mögen sie sich nicht unterrichten; die Wunder der Sternenwelt, der Meerestiefe und des Urwaldes versetzen sie in Entzücken — und doch birgt unser eigner Leib Wunder die Fülle. Jeder Handwerker kennt seine Werkstätte so genau, daß er sich mit verbundenen Augen darin zurechtfinden könnte — aber des Lebens geheime Werkstatt, den Körper, kennt er fast gar nicht. Jeder Kaufmann macht sich genau mit seinem Soll und Haben bekannt, er unterrichtet sich genau über sein Waarenlager, um Alles zu seiner Zeit zu verwenden — von den köstlichsten Lebensgütern, welche im Leibe aufgespeichert, verbraucht und ersetzt werden, hat er keine Kunde.

Mit keinem Stücke seines Eigenthums geht der Mensch leichtsinniger um, als mit seiner Körperkraft. Um einen Groschen auf der Pferdebahn zu sparen, stürzt er lieber, wenn er irgendwo zu spät zu kommen fürchtet, mit Aufbietung seiner ganzen Kraft, womöglich gegen den Wind, seinem Ziele zu.

*) Vgl. Genaueres in meiner „Psychologie" S. 120 ff. Leipzig. J. J. Weber. 1883.

Für einen Leckerbissen, für einen kühlen Trunk opfert er frevelhaft seine Gesundheit; für eine auf dem Ball, auf dem Eise u. dgl. wild verbrachte Stunde tauscht Mancher für Zeitlebens Siechtum ein. Die Lust, auch nach Untergang der Sonne, in der Dämmerung, weiter zu lesen, zu schreiben, zu sticken, kostet Manchem sein scharfes Auge. Wir lachen über Esau, daß er für ein Linsengericht seine Erstgeburt verkaufte — und wir?

---

6. Wie wichtig unser Leib für das ganze Seelenleben ist, brauchen wir nur noch kurz anzudeuten. Gesundheit des Leibes ist des Lebens Grundstein. So selbstverständlich dieser Satz ist, so wird er von uns doch meist erst dann begriffen, wenn wir krank sind. Der Grund dafür liegt theils in dem uns Allen angebornen Leichtsinn, theils im Wesen der Gesundheit selbst. Denn diese ist eben dann vorhanden, wenn wir gar nicht an sie zu denken genöthigt sind. Wie unser Auge und Ohr, unser Magen und unsre Lunge dann nicht in Ordnung sind, wenn sie sich durch ein örtliches Gefühl oder gar einen Schmerz bemerkbar machen, so erscheint unsre Gesundheit überhaupt bedroht, wenn wir auf sie unsre Aufmerksamkeit richten müssen. Denn Gesundheit ist die vollständige, gleichförmige, naturgemäße Thätigkeit aller Lebenskräfte — Krankheit dagegen die einseitige Unthätigkeit einzelner, verbunden mit übergroßer Regsamkeit andrer. Da nun, wie oben (S. 24) gezeigt wurde, Thätigkeit die Quelle alles organischen Lebens ist, so muß, wenn jene ganz oder theilweise gehemmt wird, auch unser Lebensgefühl gemindert werden. Solche Minderung wird von uns als Unlust empfunden. Daher jene trübe Stimmung, in die uns jede Krankheit versetzt, selbst wenn sie uns keine

akute Schmerzen bereitet. Schon das ungewohnte Gefühl an irgend einer Körperstelle, der dumpfe Druck im Kopfe, das unheimliche Ziehen, Zittern oder Klopfen in der Brust regt uns zum Grübeln über unsern Zustand an, das unserm Gemüthsleben nur nachtheilig sein kann. Dies kann man deutlich an verzärtelten Personen beobachten, die nichts zu thun haben. Während der Mensch, dessen Leben durch einen ordentlichen Beruf ausgefüllt wird, weder Zeit noch Lust hat, viel an sich selbst zu denken, werden jene verweichlichten Müßiggänger fortwährend durch die Sorge um ihr leibliches Wohl geplagt. Die geringste Störung ihres organischen Lebens ängstigt sie; bei dem leichtesten Unwohlsein zittern sie vor dem Tode. Gewiß, jeder von uns muß einmal sterben, ja wir alle tragen schon heute den Keim zu unsrer Todesursache in uns, die vielleicht der kundige Arzt erkennt. Wozu aber wollen wir sie kennen? Wozu uns mit der Grübelei über eine, vielleicht noch lange nicht eintretende Nothwendigkeit martern? So wichtig es ist, stets zu bedenken, daß man nicht ewig leben kann, damit man rüstig arbeite, so lange es Tag ist; so unnütz, ja schädlich ist es, ängstlich über seinen Körperzustand nachzugrübeln, solange er nicht zu ernstlichen Bedenken Anlaß giebt. Unnütz, sagen wir, denn, falls wirklich ein organischer Fehler vorhanden wäre, wir könnten ihn durch unser Brüten darüber nicht beseitigen schädlich, weil der Mensch durch diese Sorge um die Zukunft zugleich um den Genuß der Gegenwart gebracht wird; weil der Schmerz, auch der physische, dadurch wächst, daß man ihm nachhängt; weil nichts den Menschen älter macht als die Furcht alt zu werden, nichts ihn sicherer dem Grabe zuführt als die Furcht vorm Tode! Und ist es nicht lächerlich, sich und seine Umgebung mit der Sorge um eine ferne Möglichkeit zu quälen, wie die dumme

Else um die in der Kellerdecke eingemauerte Hacke, die vielleicht einmal herabfallen und, wenn Else vielleicht Kinder bekäme, vielleicht eins davon tödten könnte. Ist es nicht auch kleinlich, sich viel mit den kleinen Leiden des Lebens abzugeben, anstatt sie durch Beschäftigung mit großen Dingen zu vergessen? Man denke an Sokrates, der über der Betrachtung erhabener Probleme Hunger und Kälte vergaß. Oder man versuche es einmal, sich Achill, Leonidas, Cäsar vorzustellen, wie sie ängstlich im Spiegel ihre Zunge betrachten oder sich den Puls fühlen — ist das nicht eine komische Vorstellung? Wird ein Bauer oder Handwerker krank, so läßt er sich entweder vom Arzte durch energische wenn auch schmerzvolle Mittel kuriren, oder aber er beachtet die Krankheit überhaupt nicht, denn er hat nicht Zeit, um lange krank zu sein. Wieviel mehr sollte Jeder, der einen höheren Beruf verfolgt, so denken! Denn nichts in der Welt hindert so sehr an einer großartigen Lebensauffassung, als die übertriebene Sorgfalt für den Leib. Sie erschwert die Führung häuslicher Geschäfte, bürgerlicher Ämter und kriegerischer Unternehmungen; sie macht unfähig zu allen Künsten und Wissenschaften; unlustig zum Denken und Handeln. Denn der hypochondrische Grillenfänger, der sich mit selbstersonnenen Krankheiten quält, muß ja fort und fort über sein Leiden brüten, wie Molière so reizend in seinem „Eingebildeten Kranken" geschildert hat.

Wie derjenige, welcher von seiner geistigen Unfähigkeit fest überzeugt ist, selten oder nie etwas leisten, vielmehr auch die Gaben, welche er wirklich hat, allmählich verlieren wird, so muß der, welcher sich immer für krank hält, schließlich wirklich erkranken, wenn nicht körperlich, so doch seelisch, nämlich an Hypochondrie. Denn seine Angst vor irgend einer großen Krankheit (Schwindsucht, Herzleiden, Gehirnerweichung u. dgl.)

wird bei ihm zur fixen Idee. Wie sich ihm selbst dadurch alle Perspektiven verschieben, so peinigt er seine Umgebung mit unbegründeten Klagen; keine Lektüre ist ihm interessanter als populärmedizinische Bücher, deren allgemeine Beschreibung von Krankheiten ihn in der Überzeugung befestigt, daß er jede habe, von der er gerade liest. Zu einem Hypochonder, der sich selbst aus Büchern Rezepte verschrieb, sagte ein berühmter Arzt richtig, er werde noch einmal an einem Druckfehler sterben. Gegen diese bejammernswerthe Selbstpeinigung giebt es nur zwei Mittel: Krankheit und Thätigkeit. Wird der eingebildete Kranke wirklich aufs Krankenlager geworfen, so verschwinden bald jene thörichten Wahngebilde, und nachdem er geheilt worden, wird er aufhören sich mit einem Nichts zu beschäftigen. Das andre, noch bessre Mittel ist Thätigkeit, sei es erzwungene, durch die Noth und Sorge des Lebens, oder freiwillige, im Dienste irgend einer wichtigen Sache. Thätigkeit heißt, wie oben gezeigt wurde, Leben. „Arbeit ist des Blutes Balsam, Arbeit ist des Lebens Quell“ (Herder). Arbeit auf physischem oder geistigem Gebiete hebt den Menschen über Müßiggang, Selbstsucht und Kleinlichkeit, aus denen besonders jene Hypochondrie entspringt, hinweg!

Fünftes Kapitel.

Der Bau unseres Körpers.

1. Der menschliche Körper zeigt, trotz mannigfacher Abweichungen in Form, Größe, Umfang, Gewicht und Haltung, welche von Rasse, Klima, Geschlecht und Lebensweise abhängen, doch überall eine gewisse *Uebereinstimmung*. So kunstvoll er aus verschiedenen Theilen zusammengesetzt ist, so wird er doch nur aus etwa *vierzehn Grundstoffen* aufgebaut, nämlich: Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Kalcium, Schwefel, Phosphor, Kalium, Natrium, Chlor, Fluor, Magnesium, Silicium und Eisen. Diese Elemente verbinden sich wieder auch nur zu 10—14 *Mischungsbestandtheilen*, wie Wasser, Eiweiß, Leim, Fett, Kochsalz, phosphorsaurem und kohlensaurem Kalk, Kali und Natron, welche während des *Stoffwechsels* vorübergehend andre Stoffe erzeugen, um sie entweder alsbald auszuscheiden oder zum Lebensprozesse zu verwenden. Den größten Bestandtheil unsres Körpers bilden die *flüssigen* Substanzen, besonders das *Wasser*; die festen hingegen sind entweder in Gestalt von *Zellen* vorhanden oder als Röhren, Fasern und Häute, welche die verschiedenen Knochen-, Knorpel-, Binde-, Muskel-, Gefäß- und *Nervengewebe* bilden.

Das Gerüst unsres Leibes bilden die durch feste, aber biegsame Bänder zusammengehaltenen Knochen, die durch die Muskeln (oder das Fleisch) unsrer Willkür gehorchen. In den Höhlen des Knochengerüstes liegen die verschiedenen Organe, welche entweder der Ernährung und Fortpflanzung oder der Geistesthätigkeit dienen. Alle Körpertheile werden von Röhren und Fäden durchzogen. Jene, die Adern, haben entweder das Blut, den Lebensquell, in stetem Kreislauf zu erhalten und dadurch überall den grade dort nöthigen Nahrungsstoff abzusetzen, oder sie führen dem Blute selbst die Lymphe und den Speisesaft zu. Die soliden weißlichen Fäden dagegen sind die Nerven, welche, vom Gehirn und Rückenmark ausgehend, den ganzen Kärper durchziehen und, einer Telegraphenleitung ähnlich, Empfindung und Bewegung, wie überhaupt alle Geistesthätigkeit vermitteln. — Die äußere Oberfläche des Körpers ist mit der Haut, die innere, d. h. die mit der Außenwelt in Verbindung stehenden Höhlen, mit der Schleimhaut bekleidet

---

2. Da sich nun infolge des Stoffwechsels die Mischungsverhältnisse der den Körper bildenden Substanzen fortwährend ändern, so gilt es diese in gehöriger Menge und Beschaffenheit ihm zuzuführen. Immerfort wird unser Körper durch Absterben und Sichverjüngen seiner Theile erneuert, sodaß er nach einiger Zeit, obschon im Ganzen unverändert, aus anderen, jüngeren Bestandtheilen zusammengesetzt ist. Diese Wiedergeburt oder Mauserung wird zunächst durch den Verdauungsapparat besorgt, welcher die Speisen aufnimmt und verarbeitet. Das davon Brauchbare tritt als Speisesaft (Chylus) durch die Saugadern in das Blut, welches der durch die Lungen eingeathmete Sauer-

stoff hellroth färbt. Als solches wird nun das Ernährungs- oder Baumaterial durch die Pumpmaschine des Herzens allen Körpertheilen zugeführt, welche daraus mittelst der feinsten Aederchen das ihnen Nützliche aufnehmen, dafür aber das an ihnen Abgestorbene abgeben, sodaß nun das Blut, ärmer an Sauer- und Nahrungsstoff, reicher an schlechter Materie, zum Herzen zurückkehrt. Der Verbrennungsprozeß, den der Sauerstoff mit dem Untauglichen vornimmt, erhöht zum Theil unsre Körperwärme; die Ausscheidung des Unbrauchbaren aus Blut und Körper geschieht durch die Nieren, die Haut, die Lungen und die Leber.

So ist also das Blut der Träger des Stoffwechsels und daher des Lebens. Denn es nimmt sowohl alle Nährstoffe in sich auf, um sie den Körpertheilen zuzuführen, als es auch alles Schlechte wieder entfernt. Daraus ergiebt sich von selbst die einfache Grundregel: Sorge stets für reiches und reines Blut!

---

3. Außer ein Ernährungssystem ist unser Körper ferner eine Bewegungsmaschine. Die Knochen mit ihren Bändern und Gelenken sind die passiven (bewegten) Theile, während die Muskeln und motorischen Nerven sich aktiv durch Erzeugung und Fortpflanzung der Bewegung bethätigen. Wie jede Dampfmaschine der Heizung bedarf, so muß unser Körper mit Verbrennungsstoffen gespeist werden, welche nicht nur die Arbeitskraft seiner Organe erhalten, sondern diese selbst stets regeneriren. Denn sie nutzen sich ebenso durch Thätigkeit ab wie die Theile der Dampfmaschine. Während aber zur Reparatur dieser andre Stoffe (Eisen, Stahl u. dergl.) erforderlich sind als zur Heizung, ersetzt die Körpermaschine, wie gezeigt, durch das Blut selbst die

abgenutzten Beſtandtheile. Und während die ganze Dampfmaſchine bei etwaiger Reparatur ſtillſteht, findet bei unſerm Körper, ſolange er lebt, keine Unterbrechung des Stoffwechſels ſtatt. Dafür bedürfen aber die einzelnen Glieder nach jeder Arbeit einer Erholungspauſe. Muskeln und Sinne müſſen ausruhen, das Gehirn muß ſchlafen; ſelbſt die Ernährungsorgane (Herz, Athmungs- und Verdauungsapparate) thun es. Zu lange fortgeſetzte Anſtrengung führt zur Schwächung und Lähmung des Organs.

Daraus folgt die goldene Regel: Laß Thätigkeit mit Ruhe abwechſeln!

Die Bewegungen unſres Körpers werden nun durch die Muskeln vollzogen; das ſind weiche, rothe, mikroſkopiſch wahrnehmbare Faſern (gewöhnlich Fleiſch genannt!), welche, zu Bündeln vereinigt, große Contractilität (Zuſammenziehbarkeit) beſitzen. Die animaliſchen Muskeln, welche unſerm Willen dienen, ſind quergeſtreift und bilden das dunkelrothe, ſaftige Fleiſch, während die glatten, blaßröthlichen, ungeſtreiften Muskeln die vegetativen Lebensprozeſſe regeln. An beiden Arten iſt Eiweiß der Hauptbeſtandtheil, ſowohl gewöhnliches Eiweiß, als auch Myoſin, deſſen Gerinnung die „Todtenſtarre“ veranlaßt, und Syntonin oder Muskelfaſerſtoff. — Hieraus ergiebt ſich wieder eine ſehr einfache Vorſchrift: Laß die Ernährung der Muskeln aus gutem, d. h. nahrhaftem, ſauerſtoffreichem Blute beſtehen! Denn die Leiſtungsfähigkeit eines Muskels wächſt durch ſeinen Sauerſtoffgehalt, den in ihm kreiſenden Muskelſtrom und eine angemeſſene mittlere Temperatur. Da ferner jeder Muskel durch Anſtrengung ermüdet, durch Ueberanſtrengung geſchwächt, ja gelähmt wird, er andrerſeits durch Unthätigkeit ſchlaff, matt, mager und anſtatt fleiſchig, fettig werden muß, ſo lautet eine zweite Regel: Wechſele in der Muskelanſpannung

möglichst ab! — Nun kommt die Arbeitsleistung der Muskeln durch Verbrennung des zugeführten kohlenstoffreichen Heizmaterials zu Stande (nicht, wie man früher meinte, der eiweißhaltigen Muskelsubstanz); folglich heißt eine dritte Regel für jeden, der seine Muskeln durch Gehen, Stehen, Tanzen, Handarbeit u. dergl. anstrengt: Sorge für reichliche Zufuhr von Kohlenhydraten!

Wie schon S. 89 gesagt, gehorchen die meisten Muskeln unserm Willen, der sie vom Gehirn aus durch die motorischen Nerven in Bewegung setzt. Da nun aber durch unsre vom Rückenmark ausgehenden Nerven, welche die unwillkürlichen Bewegungen veranlassen, sehr viele sogen. Reflex- oder Mitbewegungen hervorgerufen werden, so muß der Mensch die willkürlichen Muskeln erst durch Uebung gebrauchen lernen. Wie lange Zeit gehört dazu, ehe ein Kind Gegenstände ergreifen, schreiben, zeichnen, Klavier spielen lernt; wie lange muß man üben, ehe man ein guter Turner, Schwimmer, Seiltänzer wird! Als solche Reflexbewegungen sind z. B. anzusehen: das scheinbar zweckmäßige Treiben Chloroformirter, Berauschter, Schlafender und kleiner Kinder; Zittern und Krämpfe beim Anblick des Blutes; Brechen beim Sehen und auch Vorstellen widriger Dinge; Husten beim Reizen der Athmungsorgane, Niesen beim Sehen in die Sonne; das Mienenspiel bei Gemüthseindrücken, Weinen vor Freude, Schmerz oder Zorn u. dergl. Als Mitbewegungen sind bekannt: die ungeschickten und falschen Bewegungen bei Anfängern im Turnen, Tanzen, Fechten, Kegeln und Instrumentspielen; die oft komischen Bewegungen aus Verlegenheit; das beschleunigte Herzklopfen u. s. w. Daraus entnehmen wir den Rath: Gewöhne deine Muskeln durch Wiederholung und allmähliche Steigerung ihrer Thätigkeit an Gehorsam!

Die Vortheile der Muskelthätigkeit ſind ſehr groß. Durch ihre Vermittelung kommen ja alle Lebensprozeſſe zu Stande; ſie machen den Körper ſtark und geſchickt; ihre energiſche Bethätigung entwickelt das Knochengerüſt, befördert die Bildung, den Umlauf und die Reinigung des Blutes, den Athmungs- und Verdauungsprozeß; ſie beruhigt das Gehirn, befreit das Gefühl von Druck und Spannung und trägt zur Ausbildung eines kräftigen Willens bei!

---

4. Alle Organe des Körpers aber werden durch das Nervenſyſtem zu einem harmoniſchen Ganzen vereinigt. Vermittelſt der Nerven empfinden wir die Eindrücke der Außenwelt und die Reize in unſerm Innern; ſie vermitteln unſre Bewegungen, unſre Sinnes- und Geiſtesthätigkeit; unter ihrem Einfluſſe vollziehen ſich auch die ohne unſer Wollen und Wiſſen ſich abſpielenden Lebensthätigkeiten (Ernährung, Abſonderung u. dergl.). Das Nervenſyſtem iſt einer Telegraphenleitung vergleichbar. Wie an dieſer die Drähte an und für ſich keinen Dienſt thun können, ſo müſſen auch die Nerven an ihrem Anfang und Ende mit einem Apparate verbunden ſein, der entweder eine Nachricht den Fäden aufgiebt oder von ihnen empfängt. Während aber die Drähte nach beiden Richtungen hin leiten, ſo thun dies die Nerven nur nach einer, und zwar nach derjenigen, an deren Ende ſich der in Thätigkeit zu ſetzende Apparat befindet.

Die eine Klaſſe von Nerven leitet centripetal, d. h. von außen nach innen, von den verſchiedenen Stellen unſres Körpers nach einem der drei Nervenmittelpunkte: Gehirn, Rückenmark und Ganglien. Die andere Klaſſe dagegen leitet centrifugal von dieſen Mittelpunkten nach den Körperſtellen hin, wo Muskelfaſern

durch ihre Zusammenziehung Bewegung hervorrufen können. Jene veranlassen, soweit sie im Gehirn endigen, Empfindungen, wenn im Rückenmark und in Nervenknoten, Reflexbewegungen. Diese bringen willkürliche und unwillkürliche Bewegungen hervor, je nachdem sie unser Wille beeinflußt oder nicht.

Außer den vorher genannten Nervencentren haben wir das sog. peripherische Nervengewebe, welches den ganzen Körper netz- oder baumartig durchdringt. Das ganze Nervensystem scheidet sich seiner Thätigkeit nach in das animale oder Hirnsystem, welches die bewußten und willkürlichen Lebensäußerungen vermittelt; und in das vegetative (Rückenmark und Ganglien), welches den unbewußten und unwillkürlichen Lebenserscheinungen vorsteht. Das animalische wiederum zerfällt in das sensoriell-psychische Nervensystem, welches den Sinnes- und Geistesthätigkeiten dient; und in das sensitiv-motorische, das Empfindung und Bewegung veranlaßt. — Das vegetative hingegen scheidet sich in das spinale (des Rückenmarks), durch welches die komplizirten unwillkürlichen Vegetationsprozesse (Herzschlag, Athmen, Verdauung u. dergl.) zu Stande kommen, und in das sympathische oder röhrenbewegende System (der Ganglien), welches die Bewegung der engen Kanäle (Blut- und Lymphgefäße, Drüsen u. s. f.) hervorruft. Da alle diese Nervengebiete durch Fäden und Zellen aufs engste zusammenhängen, beeinflussen sie einander fortwährend.

Die Erregbarkeit (Sensibilität) der Nerven ist natürlich zunächst an ihre normale Form und Beschaffenheit gebunden. Dieselben Reize werden auf ein reizbareres Nervensystem einen größeren Eindruck machen als auf ein weniger reizbares. So wird also die Erregung bestimmt durch den Grad der Reizbarkeit, die Stärke des Reizes und die Beschaffenheit des

Organs. Je stärker der Reiz, desto energischer die Nervenerregung, die freilich eine gewisse Höhe nicht überschreiten darf, soll nicht Schwächung oder Lähmung der Nerven eintreten. Anhaltende Thätigkeit vermindert die Erregbarkeit (Ermüdung) oder vernichtet sie (Erschöpfung). Doch wird der Nerv durch Ruhe und gehörige Ernährung wieder erregbar. Wie bei der Muskelzusammenziehung die Substanz des Muskels, so wird durch die Reizung Nervensubstanz verbraucht, die erst durch Erholung und Blutzufuhr wieder ersetzt werden muß, soll anders der Nerv seine Schuldigkeit thun. Wie das Auge durch anhaltendes Sehen in grelles Licht blind oder auf einige Zeit geblendet wird, so kann ein Kind durch zu frühe und zu große Geistesarbeit dumm werden. Wird dem Nervensystem die nöthige Nahrung (besonders Eiweiß, Fett und Phosphor) vorenthalten, so wird dessen Reizbarkeit entweder krankhaft gesteigert oder verringert. Daß die Nervenorgane selbst gesund und vollkommen ausgebildet sein müssen, wenn sie richtig arbeiten sollen, versteht sich von selbst. Aus dem Bisherigen ergeben sich folgende drei Regeln für die Behandlung des Nervensystems: 1) Sorge für gute Ernährung desselben! 2) Hüte dich vor Ueberanstrengung 3) Steigere deine Energie allmählich durch Uebung und Abwechselung!

---

5. Neben dem bisher betrachteten animalischen haben wir endlich noch ein vegetatives System in unserm Körper. Jenes enthält die Organe, die den Menschen von der Pflanze (und dem Thier) unterscheiden; wodurch er sowohl die Veränderungen in der Außenwelt wahrnimmt und empfindet, als auch wiederum in ihr veranlaßt; dieses dagegen ist der Träger des unbewußten Menschenlebens und vermittelt den eigentlichen Bildungsprozeß.

Auf der innigen Durchdringung beider großen Systeme beruht unser Leben, welches im Grunde nur ein stetiges Werden und Vergehen, ein Sterben und Wiedergeborenwerden ist. Denn nichts hat an unserm Körper Bestand als der Stoffwechsel. Während das Vegetativsystem diesen fortwährenden Austausch zwischen verbrauchten und neuen Lebensstoffen vermittelt, regelt ihn das animalische System durch Erregung und Bewegung. Jenes schafft den Stoff herbei, dieses belebt ihn durch seine Kraft.

Das vegetative System gliedert sich in drei Theile: der Blutumlauf führt allen Gliedern die vom Verdauungssystem bereitete Nahrung zu und die abgelebten Schlacken ab, während durch das Athmen beiden der wichtigste Stoff, die Luft, zugeleitet wird, die erst den Verbrennungsprozeß des Lebens ermöglicht.

Alles Leben in der Natur entspringt nämlich der Wärme. Ohne sie wäre das Entstehen und Bestehen von Organismen unmöglich. Der Urquell aller Wärme unsres Weltsystems aber ist die Sonne, welche mit ihrem Licht (Farbe) und Wärme spendenden Strahlen alles Leben unterhält. Denn die Wärme bringt das Wasser zum Verdunsten und zum Niederschlag, wodurch die Erdmasse erweicht wird; das Licht entwickelt aus den Pflanzen durch Zersetzung der Kohlensäure den Sauerstoff, die Lebensluft. Alle noch so verschiedenen Stoffe und Kräfte auf unsrer Erde sind nur veränderte Formen der Sonnenkraft, welche nach dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft in mannigfaltige Spannkräfte und lebendige Kräfte (in Massen- und Molekularbewegung) übergeführt und dadurch in mechanische Bewegung und Elektrizität verwandelt werden kann. So sind z. B. die ungeheuren Steinkohlenlager Ueberreste von Urwäldern, welche, durch geologische Umwälzungen unter Wasser gebracht, zersetzt wurden, wobei ihr

Kohlenſtoff frei wurde. Indem wir heute die Kohlen verbrennen, benutzen wir die Wärme, welche uns die Sonne vor Millionen von Jahren zugeſandt hat und die in den Pflanzen Kohlenſäure zerſetzte. Und wie ſich in der Dampfmaſchine die verbrennende Steinkohle (d. h. die Kohlenſäure) in Wärme und Arbeit umwandelt, ſo findet auch in unſerm Körper ein Verbrennungsprozeß ſtatt, welcher ihn unter Entwicklung von Wärme zu den verſchiedenſten Arbeiten befähigt.

Da nun die Wärme nicht, wie man früher dachte, ein Stoff, ſondern eine Bewegung (Schwingung) kleinſter Theilchen iſt, ſo beſteht zwiſchen Wärme und Arbeit Aequivalenz, d. h. Gleichwerthigkeit. Eine beſtimmte Menge mechaniſcher Arbeit (Maſſenbewegung) entſpricht einer gewiſſen Wärme (Molekularſchwingung) und umgekehrt. Wenn z. B. 424 Kilogramm ein Meter hoch herabfallen, ſo wird dadurch genug Wärme erzeugt, um 1 Kilogramm Waſſer um 1^0 Celſius zu erhöhen; umgekehrt genügt die Wärme, welche ein Kilogramm Waſſer um 1^0 erhöht, dazu, 424 Kilogramm in der Secunde 1 Meter hoch zu heben, und durch die Kraft, welche dieſe Arbeit bewirkt, wird wieder ſoviel Wärme erzeugt, als nöthig iſt, die Temperatur von 1 Kilogramm Waſſer um 1^0 C. zu ſteigern. So iſt alſo eine Wärmeeinheit das thermiſche Aequivalent für die mechaniſche Kraft, welche 424 Kilogramm in der Sekunde 1 Meter emporhebt.

Außer Sonne und Erde ſind daher die einzigen Wärmequellen: Verbrennung (Oxydation), d. h. chemiſche Verbindung von Brennſtoffen mit Sauerſtoff, und zweitens mechaniſche Arbeit, d. h. Umſetzung von Körperbewegung in Molekularſchwingung (nach dem Geſetze der Aequivalenz), denn Reibung entwickelt Wärme. Unſer Lebensprozeß vereinigt jene beide Arten; finden doch in allen unſern Organen (die Horngebilde ausge-

nommen) fortwährend Oxydationsprozesse statt, welche durch mechanische Bewegung befördert werden.

Unser Körper hat, wie alle thierischen Organismen, eine gewisse, durch die verschiedenen Verbrennungsprozesse erzeugte Eigenwärme (von 36—38° C. oder 28—30° R.), welche weder zu sehr vermindert noch gesteigert werden darf. Obgleich im allgemeinen konstant, wechselt sie doch nach Alter, Tageszeit, Bewegung und Ruhe, Ernährungsart, Blutgehalt des ganzen Körpers und einzelner Theile, und nach dem Gesundheitszustand.

Da wir nun fortwährend Wärme verlieren, sowohl an der Oberfläche (durch Verdunstung und kühle Luft) als auch durch die kalten, in uns aufgenommenen Stoffe (als Nahrung und Luft), so muß sie durch den Verbrennungsprozeß immer ersetzt werden. Dieser wird mit Hülfe des Sauerstoffs durch viererlei Verbrennungsmaterial unterhalten: 1) durch organische Nahrungsstoffe; 2) durch die daraus gewonnenen Gewebebildungsstoffe; 3) durch die arbeitenden und sich dabei abnutzenden Gewebe selbst, und 4) durch die abgenutzten Gewebeschlacken, die in dem Blutreinigungsapparat (Nieren, Lungen, Haut, Leber) zur Ausscheidung vorbereitet werden.

Die Bezeichnung des Lebensprozesses als Verbrennung ist übrigens nicht blos ein Bild. Denn wie im Ofen, so wird auch im Körper das Heizmaterial in luftförmige, wässerige und feste Körper umgewandelt. Beidemal bedarf der Prozeß genügender Zufuhr an Sauerstoff; beidemal richtet sich der Grad und die Schnelligkeit der Verbrennung nach dem Material, dem Zuge und der Beschaffenheit der Luft. Und wie sich bei unvollständigem Verbrennen der Kohle im Ofen das schädliche Kohlenoxydgas erzeugt, so entsteht auch in unserm Körper bei unvollständiger Verbrennung stickstoffhaltiger Bestandtheile die Gicht.

Neben dem Verbrennungsprozeß erzeugt auch die Bewegung und Reibung der Organe Wärme.

Aus dem bisher Betrachteten ergeben sich folgende Regeln für das vegetative Leben: 1. Sorge stets für das richtige Maß von Eigenwärme durch gehörige Nahrung, Bewegung, Kleidung und Wohnung. 2. Befördre den Lebensprozeß durch Einathmung reiner, d. h. ozonhaltiger Luft.

Sechstes Kapitel.

Physische Selbsterziehung.

1. Da wir als einen Hauptvorzug des Menschen vor dem Thiere seine Fähigkeit, sich immer weiter zu entwickeln, erkannt haben (S. 65), so werden wir uns nicht wundern, wenn wir auch seine Lebensweise mannigfacher und vielfacher Veränderungen fähig finden. Der Mensch ist über die ganze Erde verbreitet, auf Bergen und in Thälern, in der heißen wie in der kalten Zone; hier lebt er bekleidet, dort nackt; hier von Wurzeln oder Fischen, dort von Obst; bald genießt er nur Milch und Eier, bald Fleisch, und dieses wieder bald roh, bald gekocht; ja es giebt kaum irgend etwas Eßbares, womit er sich nicht, aus Noth oder Neigung, nährte. Nur weil er in den verschiedensten Klimaten, bei der seltsamsten Nahrung zu leben vermag, hat sich der Mensch so verbreitet und entwickelt, hat er sich die Erde in dem Maße, wie wir sehen, unterworfen.

Aber so locker auch das Band ist, an welchem ihn die Natur führt, während sie die Thiere in enge Schranken gebannt hält, so hat sie ihn doch nicht rathlos seiner blinden Willkür überlassen. Denn in seinem Wesen walten weise Gesetze, deren

Befolgung ihn ebenso glücklich, als deren Verachtung ihn elend macht. Freilich, da der Mensch zwar ein *Thier*, aber doch zugleich auch *mehr* als das ist, wird sein Organismus und daher auch seine Lebensweise viel zusammengesetzter sein. Wie die anderen *Thiere* bedarf er einer gewissen Menge von Wärme, Luft, Nahrung, Bewegung und Ruhe; als *Mensch* aber muß er auch seine geistigen Anlagen pflegen und entfalten.

Da nun der Mensch vermöge seiner Vernunft die Lebensweise nach Belieben wählen kann, so hat die Natur ihm die *Triebe* eingepflanzt, welche ihn auf das seiner Existenz wirklich Förderliche aufmerksam machen. Durch das Gefühl der Unlust geben sie dies oder jenes *Bedürfniß* kund; durch das Gefühl der Lust, welches mit ihrer *Befriedigung* verbunden ist, deuten sie dann das Maß des ihm Zuträglichen an. Ganz wie beim Thiere ist die Basis unsres Organismus ein vielverzweigtes *Triebleben*; wie jenes durch den Instinkt, so werden auch wir dadurch unbewußt, aber zweckmäßig zur Erhaltung unsres Lebens angetrieben. Klar ist dabei nur die *Unlust* und der *Drang*, sie zu beseitigen; auf welche *Weise*, ist der Seele zunächst unklar. Doch liegt im Organismus der Weg dazu wenigstens *vorgezeichnet*. Denn die durch Unlust gereizten Empfindungsnerven lösen aus den motorischen gewisse *Reflexbewegungen* (S. 90) aus, welche uns nöthigen, das uns Unentbehrliche aufzusuchen. Dieses Triebleben, welches auf die äußeren und inneren Reize so sicher und zweckmäßig antwortet, kann man das *Gewissen* des *Organismus* nennen. Wie das moralische Gewissen hängt es freilich von unsrer Einsicht und Freiheit ab, während der thierische *Instinkt* zwar einfacher und sichrer, aber dafür auch beschränkt und nicht entwickelungsfähig ist.

Alle unsre Triebe sind nur Arten des *Selbsterhaltungs-*

341303

triebes, denn sie dienen der Erhaltung, Steigerung und Fortpflanzung unsrer Existenz. Sie lassen sich eintheilen in physische und psychische und letztere wieder in geistige, ästhetische, selbstische und sympathische. Die physischen Triebe sind 1. der Nahrungstrieb, der sich durch Hunger und Durst bemerkbar macht und dessen Befriedigung durch das Gefühl der Sättigung angekündigt wird. 2. Der Trieb nach Bewegung, bei Kindern besonders lebhaft, doch auch an älteren Personen durch ihre Freude am Spazierengehen, Turnen, Reiten, Fechten, Tanzen u. dgl. hervortretend. Er kündigt sich durch ein Gefühl der Unruhe an und ist gestillt, wenn Ermüdung eintritt. Damit hängt zusammen 3. der Trieb nach Abwechselung. Kein Organ duldet allzulange und übermäßige Anstrengung. Wie in der ganzen Natur, so ist auch im Menschenleben ein gleichmäßiger Rhythmus von Gegensätzen das Förderlichste. Arbeit und Erholung, Hunger und Sättigung, Bewegung und Ruhe, Wachen und Schlafen u. s. f. fordern einander. Daraus wieder entwickelt sich 4. der Trieb nach Thätigkeit. Dieser ist zwar je nach Alter, Temperament, Nahrung und Erziehung verschieden; aber selbst der Faulste vermag es nicht, dauernd unthätig zu sein. Er mag in Bezug auf seinen Beruf und Pflichtenkreis träge sein, immer wird er sich doch irgend etwas, wenn auch noch so Unnützes, zu thun machen. Besonders entfaltet sich der Thätigkeitstrieb nach der Richtung, wo wir eine gewisse Fertigkeit erlangt haben, denn da stellt sich die Lust am Erfolge als förderndes Moment ein. Endlich 5. der Geschlechtstrieb zieht die Menschen verschiedenen Geschlechts zu einander hin. Er regt die Phantasie zu angenehmen Bildern an, entwickelt vielerlei ethische Motive und stiftet die Familie, die Grundlage aller Civilisation.

Die psychischen Triebe sind aber ebenso mächtig wie die leiblichen; streiften schon diese stets auch zugleich ins Gebiet der Seele hinüber, so bewegen sich jene ganz in demselben. Dahin gehört 1. der Trieb nach Sinnenreizen. Unsre Sinne wollen beschäftigt sein. Absolute Stille ist uns ebenso unleidlich wie absolute Finsterniß. Daraus entfaltet sich 2. der Vorstellungstrieb, welcher sich in der Bildung, Wiedererzeugung und Verknüpfung von Vorstellungen bethätigt. Er macht sich bemerkbar durch Langeweile, d. h. den Mangel an neuen Anschauungsbildern oder an solchen überhaupt; daraus entwickelt sich die Neugier, welche, wenn sie auf werthvolle Vorstellungen gerichtet ist, Wißbegier heißt. 3. Der Spieltrieb äußert sich beim Kinde in der Freude an phantastischen Kombinationen seiner Vorstellungen sowohl in der Selbstdarstellung der sie umgebenden Verhältnisse (Soldatenspiel, Mutter und Kind, Bauen, Pferdspiel u. dgl.), als auch im Hören von wunderbaren Geschichten (Märchen, Ritter-, Räuber- und Abenteurergeschichten). Aber auch die Erwachsenen haben Freude am Spiel, an mimischen Aufführungen nicht minder als an Combinationsspielen (Dame, Schach, Domino, Karten). Dieses leitet über zum 4., dem ästhetischen Triebe. Jeder Mensch, auch der roheste und ungebildetste, hat ein Bedürfniß nach Schönheit. Jeder möchte hübsch aussehen, daher schmückt er seinen Leib; Jeder erfreut sich an schöner Umgebung, mag selbst ein ästhetisch mehr entwickelter Geschmack viel daran zu tadeln finden; daher schmückt Jeder seine Wohnung. So schwer es auch ist, zu sagen, was eigentlich daran so gefällt, thatsächlich gefällt jedem Menschen ein schönes Bild, eine schöne Landschaft, schöne Menschen, Statuen, Poesien. Aus diesem Triebe ist das weite Gebiet der Kunst entstanden. Mit ihr hängt die Religion aufs innigste zu-

sammen. Jeder hat 5. auch einen religiösen Trieb. Wie der ästhetische Trieb darauf ausgeht, die Dinge zu idealisiren, sie durch Fortlassung ihrer Unvollkommenheiten zu verklären, so wohnt uns Allen das Streben inne, die sichtbare Welt von ihren Schranken, ihrer Zerrissenheit, Vielheit und Gegensätzlichkeit zu befreien und uns in die harmonische Einheit des Absoluten zu erheben. Dies fordern wir als den Abschluß, die Krone der zersplitterten Mannigfaltigkeit, als letzte Ursache und endliches Ziel der ganzen Weltentwickelung, als das Wesen aller sichtbaren Dinge. Ferner hat jeder Mensch 6. einen Trieb, sein geistiges Ich zu behaupten. Jeder will sich geachtet sehen, will Macht, Einfluß und Eigenthum besitzen; Jeder empfindet die geringste Rechtsverletzung als Beeinträchtigung, jede Verkürzung seiner Ehre als Beleidigung. Dieser selbstische Trieb, gleichsam der geistige Selbsterhaltungstrieb, wird zum Heile der Menschheit eingeschränkt 7. durch den sympathetischen, der sich theils aus dem Geschlechtstriebe, theils aus der Erziehung, ja sogar aus der Selbstliebe entwickelt und den Menschen antreibt, auch Anderer Wohl und Wehe zu berücksichtigen, ihnen nicht Schmerz und Schaden, sondern vielmehr Wohlthaten zuzufügen.

Ueberblicken wir dieses mannigfaltige Triebleben, welches sich früher oder später in jedem Menschen entfaltet, und beachten wir die Gesetzmäßigkeit, womit jede mäßige Befriedigung irgend eines dadurch angedeuteten Bedürfnisses uns Freude, Frische, Kraft bringt, dagegen jede übermäßige, ungeregelte, leidenschaftliche Wiederholung eines Genusses uns körperlich und geistig zerrüttet, so ergiebt sich folgende allgemeine Regel für unsere physische Selbsterziehung: Befriedige alle natürlichen Triebe, aber nicht eher, als bis sie sich geltend machen, und nicht weiter als bis zu ihrer Sättigung!

Das ist die wahrhaft natürliche Lebensweise, von welcher die Stoiker redeten. Die Formel Kleanth's: „Lebe der Natur gemäß!" bedeutet ja nicht, man solle als Cyniker dem Thiere gleich leben, sondern vernünftig und daher sittlich.*) Denn des Menschen Natur beruht hauptsächlich in seiner Vernunft. Daher ist jene, von Rousseau, Chateaubriand u. A. vertretene Ansicht falsch, als wäre der Mensch im „Naturzustande" besser und glücklicher gewesen als der Kulturmensch. Besser auf keinen Fall; denn erst ganz allmählich haben sich gewisse moralische und religiöse Anschauungen in der Menschheit gebildet, festgesetzt und verbreitet, wodurch seine zur Selbstsucht neigende Natur durch die Rücksicht auf die Andern veredelt wurde. Aber auch nicht glücklicher waren die Naturmenschen; hatten sie vielleicht für ihren Unterhalt weniger zu sorgen als wir, da die Erde noch nicht so dicht bevölkert war, so besaßen sie dafür auch nicht die zahlreichen Quellen geistigen Genusses, die uns Moderne über so manches Ungemach des äußeren Lebens hinweghelfen.

Verfolgen wir jetzt, soweit es hierher gehört, die naturgemäße Befriedigung unsrer Triebe.

---

2. Das erste und wichtigste Nahrungsmittel des Menschen ist die Luft. Ohne sie muß er ersticken, und gegen nichts kämpft sein Selbsterhaltungstrieb energischer an als gegen den Erstickungstod. Luft, sahen wir oben (S. 94), ist der Hauptfaktor bei der Reinigung und Wiedererzeugung des Blutes. Die atmosphärische Luft ist die Nahrung der Lungen. Sie enthält

*) Vgl. meine Gesch. d. Philos. 2. Aufl. S. 134. Lpz., J. J. Weber. 1884. Weygoldt, d. Philosophie der Stoa. Lpz., Schultze. 1883.

aber nur 21 Theile Sauerstoff, 79 Stickstoff und ein wenig Kohlensäuregas. Dieses Verhältniß bleibt im Allgemeinen bei Tag und Nacht, Sommer und Winter, auf Bergen und Thälern dasselbe; verschieden ist nur die Wärme und die Bewegung der Atmosphäre. Ihre Mischung ist für den gesunden Menschen am förderlichsten, denn wie reiner Stickstoff, so würde ihn reiner Sauerstoff augenblicklich tödten. Jede Aenderung jenes Mischungsverhältnisses beeinträchtigt aber unsere Gesundheit. Da wir nun mit jedem Athemzuge durch Aushauchung von Stickstoff und Kohlensäure die Atmosphäre des Zimmers verschlechtern, so liegt die Nothwendigkeit vor, sie durch Oeffnen der Fenster wieder zu reinigen. Jeder Aufenthalt in überfüllten, von Lichtern, Gas oder dgl. erleuchteten Räumen ist nachtheilig; besonders wenn darin mineralische, thierische und vegetabilische Stoffe aufgelöst oder ausgedünstet werden. Daher sterben in großen Städten, wo die Leute selten frische, freie Luft einathmen können, durchschnittlich von 43 zwei, auf dem Lande dagegen von 95 zwei Menschen! — Wie überall, so giebt uns auch hier die Natur selbst die Winke zur Erkenntniß des Förderlichen. Durch das Gefühl der Schwere und Angst, welches uns in schlechter Luft, die meistens auch übel riecht, befällt, erweckt sie in uns den sehnsüchtigen Drang, ins Freie hinaus zu kommen „aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern, aus Handwerks- und Gewerbesbanden, aus dem Druck von Giebeln und Dächern“ (Faust).

Da aber der Mensch ein „Warmblüter“ ist, darf die Luft, die ihn umgiebt, weder zu warm noch zu kalt sein. Nur bei mäßiger Temperatur gehen Blut, Ausdünstung und Nerventhätigkeit ihren geregelten Lauf. Bei zu großer Wärme (d. h. mehr als 36—38° C.) kommt der menschliche Organismus nicht zur Ruhe, der Blutumlauf und die Transpiration werden über-

reizt, das Lebensgefühl dagegen geschwächt und erschlafft. Bei zu großer Kälte wiederum werden die organischen Prozesse und ihr Wechselverkehr mit der Außenwelt gehemmt und die Säfte nach innen gedrängt. Dies erhellt aus einer Vergleichung der Bewohner heißer und kalter Zonen mit denen der gemäßigten. Bei diesen geht der Athmungsprozeß intensiver vor sich; er bildet mehr Eigenwärme, steigert Appetit, Verdauung, Herzkontraktion und Muskelenergie, wodurch wieder die Lust und Kraft zur Thätigkeit, besonders zur geistigen, zunimmt.

Ebenso wenig darf die Luft zu feucht oder zu trocken sein. Jene schwächt die Spannkraft der Fasern, leitet die Elektrizität zu sehr aus dem Körper und stört das Gleichgewicht zwischen Einsaugung und Ausgebung. Zu trockne Luft aber hindert den Organismus, den Ueberschuß seiner positiven Elektrizität an die Atmosphäre abzugeben. Die Folgen erkennt man an den Einwohnern Nordamerikas; die Trockenheit der Luft hat aus dem vor 230 Jahren eingewanderten Engländer einen ganz andern Menschen gemacht: Mangel an Wohlbeleibtheit, ein langer Hals, steifes Haar, geringere Entwickelung des Muskel- und Drüsensystems, fieberhafte Thätigkeit, mehr Laufen als Gehen, Alles instinktiver als beim besonnenen Engländer — das sind die Unterschiede des Yankee vom Angelsachsen. — Feuchte, zugleich warme Luft schwächt und erschlafft den menschlichen Organismus. Durch die Hemmung der Ausdünstung steigert sich die Temperatur der Haut; die Adern erweitern sich, das Athmen geht langsamer vor sich, Appetit und Durst schwinden, körperliche und geistige Abspannung tritt ein. Dies hat Jeder von uns in der Sonnenhitze erfahren, wir begreifen daher die Schilderungen, die uns von den Indern u. A. gemacht werden.

Nach diesem Allen wird uns der ungeheure Nutzen der

Winde einleuchten, welche die Luft fortwährend erneuern und ausgleichen.

3. Mit Luft und Wärme hängt innig das Licht zusammen, welches wir auch zu den Bedürfnissen des Menschen rechnen. Alle Wesen bedürfen desselben; die Pflanze selbst, sagt Schiller, kehrt freudig sich zum Lichte. Wie diese in der Dunkelheit bleich- und wasserſüchtig wird, wie die Früchte unter trübem, nebligem Himmel nicht so reif und schmackhaft werden, wie unter heitrem, sonnigem: so geht es auch uns Menschen. In dunklen Wohnungen verkümmern wir, die Haut wird krankhaft weiß, die Glieder gedunsen, die Energie des Lebens schwindet. Ja, man kann sagen, nur durch das Licht besteht das organische Leben; denn in den Eingeweiden der Erde, in ihren tiefsten Höhlungen, wo ewige Nacht wohnt, da athmet und empfindet Nichts; das Einzige, was man dort noch antrifft, ist Schimmel- oder Steinmoos, und selbst diese niedrigste Vegetation entsteht meist nur an oder bei verfaultem Holzwerk; ein Beweis, daß der Keim zu diesem organischen Leben nicht dort unten seinen Ursprung hat, sondern aus der Welt des Lichts hinuntergebracht worden ist.

In lichtreichen Ländern, wie Griechenland und Italien, zeigt der menschliche Organismus das schönste Ebenmaß, die größte Muskelkraft, die höchste Intensität der geistig-sittlichen Anlagen und die glückliche Harmonie seines ganzen Wesens. Hingegen werden in dunklen Kellerwohnungen, sowie in dunklen, engen Straßen viele mißgebildete Kinder geboren, während (nach Humboldt) bei mehreren südafrikanischen Stämmen, die fast nackt gehen, höchst selten Mißgeburten vorkommen. Ebenso wird von Aerzten behauptet, daß unter sonst gleichen Bedingungen mehr taubstumme Kinder aus dunklen, als aus hellen Wohnungen hervorgehen, und James

Willie hat beobachtet, daß auf der Schattenseite einer Kaserne mehr Erkrankungen stattfinden als auf der Lichtseite.

Welche ungeahnte Rolle das Licht im Weltprozesse spielt, wird besonders daraus offenbar, daß die eigentliche Lebensluft (der Sauerstoff) ja nur durch das Licht erneut wird. Denn dieses allein theilt den Pflanzen, besonders den Blättern, die Fähigkeit zu, die Kohlensäure zu zerlegen und so Sauerstoff zu liefern. Darum athmen wir so frei im Walde. Nur unter dem Einfluß des Lichtes entwickeln sich die einfachsten Pflanzen (Wasserfäden) und Thiere (Aufgußthierchen). Fast alle Bestandtheile der Pflanzen, zumal die stickstofflosen (Zellstoff, Stärkemehl, Holzstoff, Wachs) verdanken ihre Erzeugung der Kohlensäure und dem Wasser, die aber erst durch das Licht ihres Sauerstoffes beraubt werden müssen. Blumen, Blätter, Früchte nennt Moleschott treffend „aus Luft gewebte Kinder des Lichts"; mit „kondensirten Sonnenstrahlen" heizen wir unsre Oefen und Dampfmaschinen, ja, wie oben (S. 96) gezeigt, unsern Organismus. Und daß das Sonnenlicht den Stoffwechsel beschleunigt, erhellt daraus, daß die Menge ausgehauchter Kohlensäure mit dem Lichte wächst, mit völliger Dunkelheit bedeutend sinkt. Weil in der Dunkelheit also mehr Fett gespart wird, gelingt darin die Mästung der Thiere.

---

4. Die Betrachtung der Wichtigkeit von Luft, Licht und Wärme weist uns von selbst auf die Wohnung des Menschen. So förderlich der Aufenthalt im Freien ist, so hat er doch auch seine Gefahren. Die brennenden Sonnenstrahlen, grimmige Kälte, schroffer Wechsel der Witterung, reißende Thiere, giftige Schlangen, lästige Insekten u. dgl. haben den Menschen genöthigt,

sich eine Zuflucht zu suchen oder zu erbauen. In unsrem Klima sind es besonders Kälte und Nässe, welche unsre Gesundheit bedrohen. Vor ihnen uns zu schützen, ohne uns dabei doch der nothwendigen reinen Luft zu berauben, ist der Hauptzweck unsrer Wohnung.

Dieser wird zunächst durch ihre Lage erreicht. Sie stehe weder auf hohem Berge noch tief im Thale; denn dort würde sie kalt, hier heiß; dort dem Blitz, hier der Ueberschwemmung ausgesetzt sein. Dort entwickeln sich leicht Brustkrankheiten, hier Fieber, Rheumatismus, Wassersucht u. dgl. Die beste Lage ist in der Ebene oder am Waldabhange. Da ferner der Wind aus Norden und seiner Umgebung gefährlich ist, sei unsre Wohnung möglichst dagegen geschützt, hingegen der Luft und dem Licht aus Süden oder Südosten zugekehrt. — Das geeignetste Baumaterial wäre das Holz, da es die feuchte Luft nicht an sich zieht noch lange bei sich behält. Steinerne Häuser sollten im Innern ganz mit Holz bekleidet sein. Geradezu gefährlich ist es, neugebaute Häuser, die noch nicht ausgetrocknet sind, zu beziehen, oder in frisch gemalten Zimmern zu wohnen, da die meisten Farben giftige Metalle enthalten.

Vor Allem muß man für reine Luft sorgen. Die Wohn- und Schlafräume sollten daher hoch und geräumig, weder von Menschen noch von Gegenständen oder gar gährenden Substanzen angefüllt sein. Man sorge stets für Lufterneuerung, und zwar durch Ventilation, nicht durch Räucherung, wodurch die Atmosphäre nur verschlechtert wird. Wie nöthig die Ventilation ist, geht aus folgender Ueberlegung hervor. Ein mittlerer Mensch athmet durchschnittlich 5 Liter Luft in der Minute aus, welche 4 Procent Kohlensäure enthalten, also in der Stunde 300 Liter Luft mit 12 Liter Kohlensäure. Nun aber fühlt sich der Mensch

nur wohl in einer Luft mit 1 Promille Kohlensäure; folglich muß an frischer Luft stets das 200fache Volumen der ausgeathmeten Luft durch die Ventilation zugeführt werden, wenn anders der Aufenthalt in einem geschlossenen Raume uns nicht nachtheilig sein soll. Athmet nun, wie gesagt, ein Mensch in der Stunde etwa 300 Liter aus, so müssen dem Zimmer in dieser Zeit 60 000 Liter frischer Luft zugeführt werden. Um diesen Luftersatz herbeizuschaffen, genügt bei gewöhnlichen Privathäusern die natürliche Lüftung durch Oeffnen der Fenster und Thüren, Temperaturausgleich, Bewegung der Luft im Freien, trockne und poröse Wände. In Schulen, Kasernen, Fabriken, Theatern und Spitälern dagegen sollten künstliche Ventilatoren, welche die frische Luft gewaltsam in die Räume treiben, verwendet werden.

Sehr schädlich für die Gesundheit ist die Grundluft und das Grundwasser. Jene ist die unter dem Erdboden befindliche Luft, dieses durchzieht den ganzen Grund unsrer Wohnstätten. Beide sind so mit schädlichen Stoffen erfüllt, daß durch sie besonders die Epidemien: Cholera, Typhus, Wechselfieber u. s. f. verbreitet werden. Dies ist im höchsten Grade bei großen Städten der Fall, deren Grund durch ungeheure Massen von Auswurfsstoffen verunreinigt wird. Ueberhaupt lassen sich in den meisten Großstädten die bisher angedeuteten Uebelstände der Wohnung kaum vermeiden. Ein unschätzbarer Vortheil ist ja freilich die Kanalisation, d. h. die Hinausleitung der Exkremente aus der Stadt, wodurch die Gesammtluft bedeutend verbessert wird. Trotzdem bleiben zahllose Giftheerde, so die Werkstätten der Lichtzieher, Leimsieder, Schlächter, Lohgerber und Fabriken aller Art; ferner die vielen Schornsteine, welche eine Stadt förmlich in Rauch hüllen; dazu die hohen, eng aneinander gebauten Häuser, die engen, niedrigen und finsteren Wohnungen, in denen die Menschen zusammen-

gepfercht sind. Bedenkt man dies Alles, so wird man sich nicht über die vielen blassen und kränklichen Gestalten wundern, denen man in den Großstädten begegnet. Denn die dort herrschende Luft, welche dem Landbewohner beim Eintritt wie ein Alp auf die Brust fällt, befördert natürlich Lungenkrankheit, Bleichsucht und Nervenschwäche.

Die Temperatur der Wohnung, besonders des Schlafzimmers, muß stets eine mittlere sein, da eine zu niedrige ebenso wie eine zu hohe mancherlei Erkrankungen hervorruft. Denn der Winter wird uns gerade durch den schroffen Kontrast von Hitze und Kälte gefährlich. Doch darf durch die Heizung die Erneuerung der Luft nicht verhindert werden, da diese bei meist unvollkommener Verbrennung des Heizmaterials durch gefährliche Gase (Kohle mit Wasserstoff, Kohlenwasserstoff, Kohlenstoff, Kohlenoxyd- und Wassergas) verdorben wird.

Neben dieser hygienischen hat die Wohnung aber auch eine ästhetische Seite. Hierauf kommen wir in dem Buche über ästhetische Erziehung zurück.

---

5. Um den fortwährenden Verlust von Eigenwärme zu ersetzen oder wenigstens zu vermindern, umhüllt unsern Körper die Kleidung, welche natürlich sowohl den klimatischen als auch den persönlichen Verhältnissen des Einzelnen entsprechen muß. Sie sollte demnach der Witterung, der Jahres- und Tageszeit, der Lebens- und Beschäftigungsart, dem Lebensalter, der Konstitution, dem Gesundheitszustande u. s. f. angepaßt sein. In seiner Kleidung trägt der Mensch, wenn sie richtig gewählt ist, das für ihn erforderliche Klima mit sich herum. Die Mitteltemperatur, in welcher Neger und Eskimo leben, unterscheidet sich

um 43° C., während ihre Bluttemperatur gleich ist: wie verschieden wird demnach ihre Kleidung sein müssen! Derselbe Unterschied ungefähr findet zwischen unserm Sommer- und Winterklima statt. Daher müssen wir für beide Temperaturen verschiedene Stoffe, ja verschiedene Farben und Formen wählen. Ein je schlechterer Wärmeleiter ein Gewand ist, desto schwerer wird es die äußere Kälte und die Körperwärme hindurchlassen. Thierische Stoffe, besonders Wolle und Seide, und noch mehr Pelz und Flaum sind schlechte Wärmeleiter, Leinwand dagegen ein guter, während Baumwolle zwischen inne steht. Bei richtiger Zusammensetzung der Kleidung behält unsre Haut stets die ihr förderliche und angenehme Temperatur von 24—30° C. Die Haare, als schlechte Wärmeleiter, schützen schon von selbst den Kopf, den wir also nur bei größerer Kälte oder Sonnengluth zu bedecken brauchen.

Nicht unwesentlich ist auch die Fähigkeit der einzelnen Stoffe zur Aufnahme von Feuchtigkeit. Je größer sie ist, desto schneller findet die Abkühlung der Haut statt. Das gleiche Gewicht an Schafwolle nimmt in feuchter Luft fast doppelt so viel Wasser in sich auf als Leinwand, diese verliert es dafür desto schneller. Daher eignet sich letztere mehr für den Sommer, jene für den Winter. Um aber Erkältung zu vermeiden, sollte man auch im Sommer wollene Unterkleider tragen, jedenfalls niemals nasse Kleider, besonders leinene, auf dem Leibe trocknen lassen! Wasserdichte Stoffe, wie Guttapercha, Kautschuk, Mackintosh, hindern die nöthige Hautausdünstung. — Die Dichtheit der Stoffe hat insofern Bedeutung, als die Luft desto länger festgehalten wird, je lockerer und poröser ein Stoff gearbeitet ist. Daher hält ein Pelz so warm, weil seine Härchen die aus dem Körper ausstrahlende Wärme auffangen.

Dunkelfarbige, zumal schwarze Stoffe wärmen mehr als

helle, da jene die Lichtstrahlen einsaugen und die Wärme besser leiten. Dafür nehmen sie aber auch Feuchtigkeit, flüchtige und riechende Substanzen, und wahrscheinlich Ansteckungsstoffe mehr auf.

Weite und offene Kleider erleichtern natürlich die Abkühlung der Haut; sie sind daher nur für heiße Gegenden oder Tage empfehlenswerth. Zu eng anschließende dagegen lassen nur eine dünne Luftschicht zwischen sich und dem Leibe und halten daher auch wenig warm, oder sie stören häufig den Blutumlauf oder rufen durch Pressen und Drücken geradezu gefährliche Krankheiten hervor. Daher kann vor zu enger Halsbinde, der Schnürbrust, dem Gürtel und elastischen Hosenträgern nicht genug gewarnt werden. Im Allgemeinen gilt, daß der obere Körpertheil weniger warm gehalten zu werden braucht als der untere. Man härte sich ab, ohne Uebertreibung und plötzliche Uebergänge. Der Brustkasten muß Raum genug zum Athemholen, der Unterleib zur freien Entwickelung der weichen Theile (Leber, Magen, Milz) haben. Man beachte die Temperatur und Feuchtigkeit der umgebenden Luft. Leibwäsche werde so oft als möglich gewechselt.

Besonders unpraktisch pflegt die weibliche Kleidung eingerichtet zu sein. Während der Körper gutes Blut, mittlere Wärme und Abwechselung von Ruhe und Bewegung aller Theile gebraucht, ist die Kleidung des weiblichen Geschlechts förmlich darauf eingerichtet, dieses Alles zu verhindern. Meist ungenügend und unzweckmäßig, läßt sie nicht nur nachtheilige Witterungseinflüsse leicht zu, sondern veranlaßt geradezu selbst allerlei Verrenkungen, Geschwülste und Erkrankungen. Vor allem bedenke man stets, daß alles unnatürliche Einschnüren ebenso schädlich ist, wie das übertriebene Entblößen. Die Tracht sei anständig, einfach und edel.

Dabei soll natürlich weder dem Schmuck noch der Mode

ihr gutes Recht geschmälert werden. Denn beide beruhen auf dem Naturtrieb des Menschen, Andern zu gefallen. Wir finden daher schon bei den einfachsten, rohesten Völkern Ansätze zu beiden; stets schmückte sich das weibliche Geschlecht, um die Aufmerksamkeit des männlichen auf sich zu ziehen, und dieses schmückte sich, um dem Feinde dadurch zu imponiren. Die Mode (d. h. die Art und Weise des Anzuges), ist so alt wie die Menschheit; immer hat es in größeren Kreisen Einzelne gegeben, die, durch Geburt, Macht, Reichthum oder Ansehn hervorragend, den Ton angaben. Die Mode, ein Produkt des Volks- und Zeitgeistes, wie die Kunst, Litteratur, Denkweise einer Periode, ändert sich und verschwindet zugleich mit ihr. Es ist daher ebenso vergeblich wie thöricht, dagegen zu eifern oder gar sich ihr zu widersetzen. Freilich geschieht das immer wieder von Moralpredigern, wie die Kulturgeschichte berichtet. Dabei machen wir die geradezu drollige Beobachtung, daß jene Eiferer immer die neue Mode als unschön, frech und seelengefährlich schmähen, während sie die frühere als keusch, bescheiden und sittsam preisen; nach einiger Zeit aber nehmen sie unwillkürlich die geschmähte Mode selbst an, ja sie vertheidigen sie alsbald mit derselben Zähigkeit als etwas Heiliges, mit welcher sie sich früher ihr widersetzt haben. Man denke nur an die Allongeperrücke. Zuerst wurde sie von den Geistlichen auf alle Weise, durch biblische, ethische, patriotische und logische Gründe bekämpft; dann nahmen sie dieselbe stillschweigend an; zuletzt aber war es für jeden Geistlichen verboten, ohne sie sein Amt zu versehen, denn das zeuge von sündhafter Eitelkeit.

Aber, möchte Jemand einwenden, gegen die Tracht habe ich nichts, sie charakterisirt ja Nationen, Zeitalter und Stände — doch gegen die Mode, dieses wetterwendische, thörichte Kind voller

Launen und Unarten muß sich jeder Vernünftige erheben. Prüfen wir einmal diese Behauptung: welcher Unterschied besteht denn zwischen Tracht und Mode? Etwa der, daß jene berechtigt, weil dauernd, angemessen, edel u. s. f. ist, diese aber von allem das Gegentheil? Keineswegs, sondern diese ist, von Ferne betrachtet, jene! Nur daß für uns die leisen Wandelungen, denen auch damals die scheinbar so stabile Tracht unterworfen gewesen ist, verschwinden. Wenn uns daher das Mittelalter mit seinen „unveränderlichen" Volkstrachten entgegengehalten wird, so verweisen wir z. B. auf die Limburger Chronik, welche anno 1470 in die Klage ausbricht, daß die Kleidung in jedem Jahre vollständig wechsele! Und wollte Jemand sagen, im vorigen Jahrhundert war doch bis 1789 die Herrentracht völlig gleich, da ging jeder mit Kniehosen, langen Strümpfen, Schnallenschuhen, Haarbeutel, Jabot und Galanteriedegen, — so erwidern wir, daß uns Kenner leicht an Bildern und Ueberresten aus jener Zeit die fortwährend wechselnde Mode nachweisen können. Oder will man sich auf unsre niedern Volksschichten berufen, die wenigstens noch in manchen Gegenden Volkstrachten beibehalten haben, aber leider auch mehr und mehr aufgeben: so ist wiederum der Nachweis nicht schwierig, daß diese sogenannte Volkstracht im Grunde nichts weiter ist als ein Rest irgend einer Mode, die in jene abgelegene Gegend gekommen, aber noch nicht durch die Kultur verdrängt worden ist. Sobald diese dorthin gelangt, verschwindet jene. In der Tracht unveränderlich zu sein, zeugt vielleicht von Charakter, jedenfalls von Stillstand in der Kultur. Man denke nur an die Chinesen.

Wie allmächtig die Mode ist, zeigt besonders das männliche Geschlecht, welches sich häufig darüber erhaben dünkt. Wir wissen, daß selbst die deutsche Uniform sich jedes Jahr ändert.

Man sollte es nicht glauben, und doch zeigt ein Vergleich mehrerer Jahrgänge, daß sich Schnitt der Waffenröcke, Façon, Höhe und Breite der Mützen, Helme, Czakos fortwährend ändern! Also auch auf diesem Gebiet, wo Gleichförmigkeit und Stabilität gradezu Lebenselement zu sein scheint, solche Veränderungen! Oder man denke an unsern „Cylinder", ändert er nicht alljährlich Höhe, Breite, Schnitt und Krämpe? — Wir werden uns daher nicht wundern, wenn wir im „Philander von Sittewald" (1644) lesen, es habe neunzehn verschiedene Bärte gegeben, die der Reihe nach Mode waren; und wie hat die Tracht des Bartes seitdem gewechselt: auf den Henriquatre, den alle Kämpen des 30jährigen Krieges zeigen, folgte der einfache Schnurrbart, dann verschwand auch dieser, sodaß wir im vorigen Jahrhundert lauter bartlose Gesichter sehen; allmählich stellte sich, zuerst in Preußen, der abgestutzte Halbschnurrbart ein, bis seit 1848 der Vollbart als „Zierde des freien Mannes" zur Geltung kam. Aber die „gute" Gesellschaft ließ zunächst nur den Schnurrbart zu, bis sie 1870 auch den Vollbart billigte. Die Prediger allein halten an der Verwerfung des Schnurrbartes fest, obgleich Jesus und die Apostel, P. Gerhardt, Spener und Francke ihn trugen und dem Nasiräer (dem Gelobten des Herrn) kein Scheermesser nahen durfte.

Ist es schon thöricht, sich der Mode zu widersetzen, denn „die Narren erfinden sie, die Weisen folgen ihr", und verräth es ebensoviel Eitelkeit als Kurzsichtigkeit, falls das Jemand versucht — so grenzt es an das Absurde, wenn man frühere Moden etwa wiederzubeleben versucht. Daß die Revolutionsmänner von 1789 als antike Römer umherspazierten, findet an ihrer republikanischen Schwärmerei nur geringe Entschuldigung; ebenso daß die Burschenschafter eine phantastische Männertracht, welche mittel-

alterlich sein sollte, aufstellten, läßt sich aus ihrer Deutschthümelei begreifen. Wenn aber heutzutage bei Gelegenheit von künstlerischen Festaufzügen in mittelalterlichen Gewändern hier und da die Sehnsucht darnach laut wurde, so möge man doch nicht vergessen, erstens, daß uns jene alten Trachten zunächst nur wegen des Kontrastes und bei festlicher Laune gefallen; zweitens, daß sie uns hier von Menschen getragen erscheinen, deren Körper sie angepaßt sind und die allen möglichen Luxus darauf verwendet haben; drittens finden wir die früheren Trachten so hübsch, weil wir sie nur aus Bildern kennen, auf denen die Menschen immer in ihrem Sonntagsstaat möglichst vortheilhaft dargestellt sind. Wie sie aber im Alltagsleben ausgesehen haben mögen, wissen wir nicht. Und ob wohl die Tracht aus der Zeit Ludwigs XIV. jedem Manne gut gestanden haben mag? Wir sehen daraus, daß sich überhaupt keine Mode als vollkommen schön oder häßlich bezeichnen läßt. Sie ist, weil sie eben ist, d. h. weil sie einer gewissen Zeit gefällt. Wir können dies an uns selbst deutlich beobachten. Dieselbe Mode, die uns bei ihrem Auftauchen entsetzt hat, gefiel uns nach einiger Zeit, und jetzt, wenige Jahre später, fassen wir es kaum, wie sie uns hat gefallen können! Manche Dinge, welche in Mode sind, gewinnen freilich niemals den Beifall der Verständigen, z. B. die Krinoline, der cul de Paris u. a., aber man unterwirft sich ihnen auch aus Thorheit oder — Weisheit, um nicht aufzufallen. Doch sollte man stets soviel Selbständigkeit bewahren, daß man zwar der Mode folgt, aber doch nicht blind und sklavisch, sondern die Größe, Figur u. s. w. seines eignen Körpers berücksichtigt.

Diese Mahnung gilt natürlich dem weiblichen Geschlecht noch mehr als dem männlichen. Freilich hat jedes Weib, mag sie jung oder alt, reich oder arm, schön oder häßlich sein,

das Recht, ja die Pflicht sich gefällig zu kleiden; sie wird immer Jemand haben, der sich darüber freut, wenn sie hübsch angezogen ist, und wären es auch nur die Leute in der Kirche, im Theater und auf der Straße. Denn das Weib, das ja besonders Lust und Anlage hat, Alles um sich her nett und anmuthig zu gestalten, soll vor allem auf seine eigene Erscheinung Sorgfalt verwenden. Instinktiv thut das auch wohl jede Evastochter, aber nicht jede weiß, was ihr gut steht. Anstatt der Mode, welche eben aufkommt, absolut zu folgen, sollte sie sich lieber fragen: „Was paßt davon für mich? Welche Veränderungen an Schnitt, Farbe, Verhältnissen muß ich damit vornehmen, wenn ich gefallen will?“ Eines schickt sich nicht für Alle. Dasselbe Kleid paßt nicht ins Theater, auf die Promenade und in die stille Häuslichkeit. Und Mode sollte nicht mit Luxus verwechselt werden. Jene ist nöthig, dieser verwerflich. Gewiß, Luxus ist ein relativer Begriff, d. h. was für den Einen luxuriös ist, hält der Andre für einfach; in dem einen Lande gilt dasselbe für Luxus, was im andern für ein alltägliches Bedürfniß angesehen wird. Soviel aber läßt sich wohl feststellen, daß Luxus meistens, Mode nie ohne Geschmack sein wird. Der Luxus hängt vom Reichthum ab und wurzelt daher oft in einer lächerlichen Sucht zu prunken; die Mode dagegen, welche aus der Lust, zu gefallen, entspringt, kann auch das ärmste Mädchen mitmachen; jener äußert sich in der Kostbarkeit und Seltenheit der Stoffe, diese im Schnitt und in den Farben; Luxus fällt auf, Mode gefällt; jener führt zum Unrecht, diese zum Unsinn; Luxus isoliert die Besitzerin, während die Mode gerade die Menschen vereinigt.

Während die Damen oft zu abhängig von der Mode sind, wird sie von den Herren, wenigstens bei uns in Deutschland, bisweilen ignoriert. Wie oft sieht man einen gebildeten Mann

in unansehnlichem, ja schlottrigem Anzuge und unsauberer Leibwäsche! Und das nicht etwa, weil es ihm an Mitteln zur Beschaffung modischer und sauberer Kleidung fehlt, sondern weil er dem Wahne huldigt, entweder ein aufgeklärter Mensch kümmere sich nicht um Aeußerliches; oder ein ernster Bürgersmann dürfe nicht den modischen Firlefanz mitmachen. Aber beide Ansichten sind unhaltbar. Gerade, wer aufgeklärt sein will, wird die Mode mitmachen, die ihm sein Schneider aufnöthigt, ohne sich um solche Äußerlichkeiten zu ereifern; und gerade der einfache, bescheidene Mann, der nicht auffallen mag, kleidet sich wie Jedermann. Wenigstens denkt so der Mittelstand in England und Frankreich. Dort gilt alles Auffällige als ein Zeichen von Mangel an Takt, ja an Erziehung, dort weicht nur der Parvenü und der Querkopf von der Mode ab. Darum sagt schon Kant richtig: „Es ist immer noch besser ein Narr in der Mode zu sein, als außerhalb derselben". Denn es verräth mindestens Eitelkeit, wenn nicht Schlimmeres. Ein äußerer Grund, der uns Deutsche im allgemeinen weniger elegant gekleidet erscheinen läßt, ist unser Bierhausleben. Das kostet nicht nur viel Zeit und Geld, sondern es stimmt auch den ganzen gesellschaftlichen Ton sehr herunter. Denn wenn sich die Herrn im Wirthshause „unter sich", d. h. ohne den veredelnden Einfluß der Damen, bei Bier, Spiel und Tabaksqualm amüsieren, so verlernen sie allmählich Sorgfalt auf ihre Toilette zu verwenden. Unbequem mag es ja sein, aber nur solange, als man sich nicht daran gewöhnt hat. Wir belächeln oder bedauern die Herren bei Hofe, die sich stets im „Gesellschaftsanzuge" zeigen müssen, ohne zu bedenken, daß ihnen dieser schon zur Alltagstracht geworden ist. Welchen guten Einfluß die Sorgfalt für das Aeußere auf das ganze Leben hat, sieht man recht in England. Da kommt jeder

anständige Mann schon zum Frühstück rasirt und adrett angezogen; von der deutschen Manie, den Tag über zu Hause im Schlafrock oder gar in — Hemdsärmeln umherzulaufen, weiß man dort nichts. Zum Mittags- und Abendtisch erscheinen alle Familienglieder, auch wenn kein Besuch ist, fein und sauber gekleidet. Daher mag es auch kommen, daß ein Engländer bei uns auffällt durch — es ist schmerzlich zu sagen! — durch geregelte, saubere und geschmackvolle Kleidung. Hoffen wir, daß dies allmählich anders werde. Schon jetzt, seit 1870, ist eine kleine Wendung zum Bessern bemerkbar. Wie früher unsre Gelehrten ihren Stolz in einen recht unverständlichen Stil setzten, bis sie sich endlich (theilweise) dazu bequemt haben, nicht nur deutlich, sondern auch angenehm zu schreiben, so wird, hoffen wir, auch das Vorurtheil mehr und mehr verschwinden, als gehörte zu einem deutschen Ehrenmanne, besonders einem Gelehrten unmoderne, häßliche Kleidung, eine ungeschickte Bedeckung des Hauptes und der Füße und — die Abwesenheit von Handschuhen!

---

6. Zum Anstande gehört aber auch die Pflege von Haut und Haar. Doch ist der hygienische Gesichtspunkt fast noch wichtiger. Denn die Haut ist nicht bloß das uns von der Natur gegebene Kleid und die Grenze unseres Lebens gegen die Außenwelt, sondern auch das Hauptmittel, wodurch unser Körper sich reinigt. Fortwährend verdunstet durch ihre Poren unmerklich eine Menge verdorbener und abgenutzter Theilchen. Ferner ist die Haut das Schutz-, Tast- und Empfindungsorgan, der Sitz des Gefühls, das uns mit der Umgebung, besonders mit der Atmosphäre in Verbindung setzt. Vom Zustande der Haut hängt daher hauptsächlich unser Lebensgefühl ab; sie be-

dingt auch die größere oder geringere Empfänglichkeit des Menschen für Krankheitsstoffe. Denn ist sie geschwächt und erschlafft und daher zu empfindlich, so schwebt der Mensch dadurch stets in Gefahr, sich zu erkälten oder von Krankheiten angesteckt zu werden. Je thätiger und offener hingegen seine Haut ist, desto mehr Sicherheit hat er gegen Erkrankung der Lunge und des Unterleibes. Sodann führt uns die Haut auch wieder aus der Luft regenerirende Stoffe zu — wir athmen gleichsam durch die Haut. Dies ist aber fast unmöglich, wenn sie die Ablagerungen von Hauttalg, Schweiß und Ausdünstung nicht abstößt.

Vor allem thut daher Reinlichkeit noth. Aber während die alten Kulturvölker sich täglich badeten, giebt es unter uns Unzählige, welche zeitlebens kein anderes Bad kennen gelernt haben als die heilige Taufe; besonders die unteren Stände denken garnicht daran, sich oder ihre Kinder zu baden, während sie doch ihr Vieh (z. B. die Pferde) sorgfältig striegeln und schwemmen. Es geht eben hier wie so oft: für die Kinder sorgen die Menschen meist weniger als für ihre Thiere! Als Hauptregeln der Reinlichkeit können folgende gelten: 1. Man wasche sich täglich, womöglich den ganzen Körper, mit temperiertem Wasser (von 18° R.) und reibe tüchtig die Haut ab, um das Blut in Bewegung zu bringen. Fluß- oder Brunnenwasser ist am besten; die Waschung muß schnell geschehen. Aber auch die Abhärtung hat ihre Grenze; blutarme, nervöse, bleich- oder gar schwindsüchtige Personen sind entschieden vor kalten und namentlich plötzlichen Abreibungen zu warnen. Ebenso sollte man bei Kindern nicht vor dem fünften Lebensjahre damit beginnen. Denn diese bedürfen, wie kleine Pflänzchen, der Wärme, und mancher junge Mensch ist durch die Kaltwasserkur nervös,

ja geisteskrank geworden, weil die Kälte auf die zahlreichen Empfindungsnerven der Haut, die mit dem Gehirn zusammenhängen, großen Reiz ausübt. — 2. Ein gutes Mittel zur Reinhaltung der Haut ist der häufige (womöglich tägliche) Wechsel der Leibwäsche. Denn diese saugt die Hautabsonderung und den Luftstaub in sich, sodaß Pettenkofer richtig sagt, wir schicken unsre Leibwäsche von Zeit zu Zeit an unsrer Stelle in's Bad. Auch gleichzeitig ein Tages- und ein Nachthemde zu benutzen ist förderlich; denn in der Zwischenzeit verliert jedes von beiden die aufgesogene Hautausdünstung. Nur Wolle zu tragen, wie Jäger empfiehlt, ist kranken Personen heilsam, erfordert aber noch größere Reinlichkeit. — 3. Wöchentlich wenigstens einmal sollte jeder ein warmes Bad nehmen, besonders alle Arbeiter und Handwerker; doch nie bei vollem Magen, sondern entweder nüchtern oder vier Stunden nach dem Essen. In ein kaltes Bad darf man nie erhitzt steigen und nicht länger als 15 Minuten darin bleiben, sich dann schnell anziehen und hernach tüchtig umherbewegen. Unter solchen Vorsichtsmaßregeln sind kalte Flußbäder höchst vortheilhaft, da sie die Haut nicht nur reinigen und abkühlen, sondern auch den durch die Hitze beschleunigten Lebensprozeß mäßigen. Indem sie die Lebensthätigkeit schwächen, stärken sie den Körper; indem sie der Oberhaut Wärme entziehen, befördern sie deren Abhärtung; sie vermehren das Athmen und den Umlauf des Blutes und dadurch den Appetit; ganz abgesehen davon, daß das Einathmen der kühlen Luft angenehm, das Schwimmen aber eine stärkende und für den Nothfall sehr nützliche Uebung ist. Alles vom kalten Flußbade Gesagte gilt natürlich auch vom Seebade, welches durch seinen kräftigen Wellenschlag, sein salzhaltiges Wasser und den Blick auf das ewige Meer einen wunderbaren Einfluß auf die Haut und das

Nervensystem jedes Menschen ausübt. — 4. Endlich befördern Bewegungen, besonders geregelte, den Blutumlauf und die Straffheit der Haut, wie man leicht auf Turnplätzen durch Vergleichung des Zustandes vor und nach den Uebungen sehen kann. — 5. Die Kopfhaut mit den Haaren erfordert ebenfalls ihre Pflege. Sie muß nicht nur durch Kämmen, Bürsten und Waschen (mit lauem Honigwasser) gereinigt, sondern auch durch unschädliche Einsalbung geschmeidig erhalten werden, damit die Haare nicht zu trocken und in Folge dessen bleich werden. Selbstverständlich vermeidet der wohlerzogene Mensch in der Gesellschaft ebenso durch gezierte Haartracht, wie durch Verwahrlosung derselben aufzufallen. Beides entspringt der Eitelkeit. — 6. Endlich gehören auch die Zähne zu unserm äußern Menschen. Auch sie müssen gepflegt, d. h. gereinigt und, wenn nöthig, plombirt oder ersetzt werden. Nichts ist abstoßender als übler Geruch aus dem Munde. Von Jugend auf sollte es daher den Kindern zur zweiten Natur gemacht werden sich täglich, ja nach jeder Mahlzeit die Zähne zu putzen und die Mundhöhle auszuspülen.

---

7. Dies führt uns zur Nahrung des Menschen. In dieser Hinsicht scheint der Mensch schlimmer daran zu sein als die Thiere. Während diese durch ihren Instinkt sicher zu dem ihnen Zuträglichen geleitet werden, so giebt es in der ganzen belebten und unbelebten Natur fast nichts, wodurch des Menschen Nahrungstrieb nicht Befriedigung fände. Im Pflanzenreich reizen unzählige Gewächse durch ihre Wurzeln, Blätter, Blüthen, Früchte oder Samen seinen Appetit. Im Thierreich dienen ihm nicht nur die Sänger, sondern auch viele Vögel, Fische, Amphibien, ja auch Insekten und Würmer zum Unterhalt. Und doch —

trotz der Ueberfülle hat auch der Mensch dasselbe einfache Naturgesetz wie das Thier zu befolgen: er esse nur, was seinem Geruch und Geschmack angenehm und seinen Zähnen zerlegbar ist! Da nun freilich jene beiden Sinne bei uns Kulturmenschen selten sehr entwickelt sind, so müssen wir uns durch die Vernunft bei der Wahl unsrer Nahrungsmittel leiten lassen. Sie muß uns lehren, was nahrhaft und verdaulich ist. — Denn da der Hauptzweck aller Nahrung offenbar der Ersatz des durch den Lebensprozeß verbrauchten Körperstoffes ist, so können diejenigen organischen (pflanzlichen und thierischen) und unorganischen (mineralischen) Substanzen als Nahrungsmittel gelten, welche, ohne schädlich zu sein, möglichst viel Nährstoff in leichtverdaulicher Form enthalten. Manches Nahrungsmittel ist nahrhaft, aber schlechtverdaulich, manches verdaulich, aber wenig nahrhaft; oft richtet sich die Verdaulichkeit nach der Zubereitung; so ist z. B. gut gekochtes und zerkautes Fleisch leichter verdaulich als hartes und schlecht gekautes, durchgeschlagene Hülsenfrüchte leichter als solche mit Schalen u. dgl. Uebrigens ist die Verdauungszeit auch nach Temperament und Konstitution verschieden; bei Kindern und Frauen ist sie kürzer als bei Männern und Greisen.

Da nun unser Körper aus Wasser, Gallerte, Eiweiß- und Faserstoff, Eisen, Kalkerde und einigen Salzen besteht (vergl. S. 86), so sind die Nahrungsmittel in dem Grade, als sie davon enthalten, nahrhaft. Man theilt sie ein entweder nach ihrer Abstammung in organische und anorganische oder nach dem Zwecke, zu welchem sie dem Körper dienen. Die anorganischen bestehen aus Wasser und Salz (Chloride und Phosphate) und dienen zum Ersatz unverbrennlicher Körperbestandtheile, die organischen hingegen, aus Eiweiß, Fett und Kohlenhydraten bestehend, ersetzen die verbrennlichen Theile, sie müssen daher oxydirbar sein,

d. h. fähig, Sauerstoffverbindungen einzugehen. Je sauerstoffreicher eine Speise ist, desto weniger Werth hat sie also, da sie ärmer ist an der durch sie repräsentirten Spannkraft, d. h. der aus ihr hervorgehenden lebendigen Kraft oder Arbeit (S. 95).

Es klingt wie ein Scherz, und doch ist es wahr, daß der Mensch nur von Luft lebt, nämlich von den vier Gasen: Stickstoff, Wasserstoff, Sauer- und Kohlenstoff. Aus ihnen allein besteht er, sie dienen ihm, mannigfaltig gemischt, zur Nahrung. Je nach dem Verhältniß ihrer Verbindung unterscheidet man stickstofffreie, welche aus Kohlen-, Sauer- und Wasserstoff bestehen: Fette und Fettbildner, und stickstoffhaltige oder eiweißartige, welche alle vier Luftarten enthalten. Die stickstofffreien Nahrungsmittel (Fett, Stärkemehl, Zucker und Gummi) führen unserm Organismus den Kohlenstoff zu, der sich mit dem aus der Atmosphäre aufgenommenen Sauerstoff verbindet und uns dadurch, in einem Verbrennungsprozeß, die unserm Leben nöthige Wärme zuführt. Deshalb hat sie Liebig Wärmebildner oder Respirationsmittel genannt. Ein Mensch verzehrt täglich ungefähr 28 Loth Kohlenstoff, die zu ihrer Gasverwandlung 74 Loth Sauerstoff bedürfen. Wer viel athmet, wie z. B. der Arbeiter, muß auch viel essen. Alle Menschen brauchen im Winter mehr Nahrung, weil sie mehr und kräftigeren Sauerstoff einathmen als im Sommer. Der Nordländer nimmt bei seiner Fleischkost mehr Kohlensäure ein als der Südländer, welcher fast nur von Pflanzen lebt. — Zu den stickstoffhaltigen oder ernährenden Speisen gehören Fleisch, Blut, Thiermilch, Faser-, Eiweiß- und Käsestoff. Um eine kleine Vorstellung von der Ernährungskraft einiger wichtiger Nahrungsmittel zu geben, stellen wir folgende Tabelle auf. In 100 Theilen völlig getrockneter Substanz enthält: Reis 1,39% Stickstoff; Kartoffel 1,5; Roggen 1,7; Gerste

2,0; Weizen 2,2; Schwarzbrod 2,63; Erbsen 3,8; Kuhmilch 3,78; Eidotter 4,86; Taube 12,10; Schweinefleisch 12,84; Rindfleisch 14,98. Während also die Kartoffel am wenigsten nahrhaft ist (1,39 Stickstoff, 44% Kohlenstoff, 45% Sauerstoff und 5 Wasserstoff), enthält das Rindfleisch fast 15% Stickstoff, 52% Kohlen- und 22% Sauerstoff.

In neuerer Zeit haben die Vegetarier die Pflanzenkost als die einzig natürliche Lebensweise angepriesen, aber mit Unrecht. Der Mensch kann zwar allein von Vegetabilien leben, besonders in den Tropen und in krankhaftem Zustande. Aber 1. ist die Pflanzenkost schwerer verdaulich als die Fleischkost, weil ihre Nahrungsstoffe (Stärke, Kleber und Legumin) meist in schwer durchdringliche Hülsen eingeschlossen sind, die selbst durch Mahlen, Kochen und Backen nicht verdaulich werden. 2. Sie verlangt daher eine viel längere und kräftigere Verarbeitung; die Pflanzenfresser haben auch einen längeren und vom Menschen verschiedenen Verdauungskanal. 3. Die Eiweißstoffe der thierischen Nahrung sind den Bestandtheilen unsres Blutes wichtiger als die vegetabilischen, und sie enthalten eine Menge bereits fertigen Fettes, welches aus diesen erst allmählich gebildet werden muß. Bei Pflanzenkost wird die Fettbildung beinahe ganz den menschlichen Verdauungsorganen überwiesen. 4. Völker, die angeblich nur von pflanzlichen Nahrungsmitteln leben, genießen daneben auch thierische. So die Bauern im Elsaß zu ihren Kartoffeln viel dicke Milch, die Andenbewohner viel Käse, die Ostindier zu ihrem Reis stets Kari, d. h. ein Gemisch von Fleisch, Fisch und Gemüse. Auch unsre Vegetarier genießen ruhig die Stoffe der lebenden Thiere: Milch, Honig, Butter, Käse und Eier. 5. Ausschließliche Pflanzenkost macht den Menschen schlaff und träge, sanft und sklavisch, während alle Völker, die bisher Etwas in

der Geschichte geleistet haben, sich einer gemischten Kost bedienten. Denn das ist ja auch richtig, ausschließliche Fleischkost würde den Menschen krank oder wild machen.

Die etwa sonst noch von Vegetariern vorgebrachten Gründe sind ohne Bedeutung. So fragen wir, wenn man keine Thiere zur Ernährung des Menschen tödten darf, woher sollen schließlich die für Mensch und Thier nöthigen Nahrungspflanzen herkommen? Ferner würden sich die Thiere ins Unendliche vermehren und zuletzt nicht nur unsern Unterhalt, sondern uns selbst wegfressen. Wird ferner gesagt, das Tödten der Thiere sei grausam, so würde daraus folgen, daß wir auch kein Ungeziefer umbringen dürften, wie in der That die Hindus davor zurückschrecken; so wenig es Unrecht ist, Thiere zu tödten, die uns schaden, so wenig können wir es mißbilligen sie zu tödten, wenn sie uns dadurch nützen.

Auf die gemischte Kost weisen uns schon unsre zur Pflanzen- wie zur Thiernahrung geeigneten Zähne, ferner die üblen Folgen einförmiger Kost und endlich das Vergnügen, das uns die Mannigfaltigkeit der Speisen gewährt. Je nahrhafter, verdaulicher und schmackhafter sie sind, desto mehr befördern sie unser Wohlsein.

Wieviel Nahrungsstoff der Mensch bedarf, hängt natürlich ebenso von der Beschaffenheit der Speisen als auch von der Individualität des Essers ab, der wieder durch Klima, Jahreszeit, Lebensweise, Konstitution, Temperament, Geschlecht, Lebensalter u. a. bestimmt wird. Ein Erwachsener bedarf bei geringer Körperarbeit täglich an Eiweiß 100 Gramm, an Fett 100, an Stärkemehl 240, an Salz 25 und an Wasser 2535 Gramm; in Summa 3000 Gr. = 6 Pfund, wovon 1 Pfund feste Nahrungsstoffe; ein kräftig Arbeitender hingegen braucht an

Eiweiß 130 Gramm, Fett 84, Stärkemehl (Zucker) 404, an Salzen 30, Wasser 2800 Gramm, d. h. zusammen 3448 Gr. — Je weniger nahrhaft die Speisen sind und je mehr unverdauliche Substanzen sie enthalten, desto mehr muß davon genossen werden. Der Gesunde hat im allgemeinen am Gefühle der Sättigung einen Maßstab dafür, ob er genug gegessen habe. Da aber die meisten Menschen sich von Jugend auf an zu reichliche und üppige Kost gewöhnen, sollten sie mit Essen aufhören, wenn's ihnen am besten schmeckt. Für Kranke ist der Hunger keine zuverlässige Richtschnur für ihr Nahrungsbedürfniß, ebenso wenig auch für Kinder, bei denen das Essen häufig zur Gewohnheit wird. Drei bis vier Hauptmahlzeiten mit gehörigen Pausen (von 5—6 Stunden) und womöglich alle Tage zu derselben Zeit sind unserm Körper am zuträglichsten.

Vor dem Essen sollte man alle körperlichen und geistigen Strapazen unterlassen, vielmehr ein wenig im Freien spazieren oder schlafen. Die Mahlzeit selbst sollte bei völliger Geistes- und Gemüthsruhe, unter heitren Gesprächen in einem freundlichen, wohlgelüfteten, geräumigen Zimmer genossen werden. Man esse langsam, kaue alles Feste gründlich und trinke mäßig Wasser, Wein oder Bier dazu. Die Speisen seien weder zu heiß noch zu kalt. Während aus zu dürftiger Kost Blutarmuth, Schwäche, Magen- und Gehirnkrankheit folgt, führt die Vielesserei, welche leicht zur Gewohnheit wird, Unterleibsbeschwerden, Vollblütigkeit und Schlaffheit herbei. Ist es thöricht, aus Eitelkeit oder Religiosität wenig zu essen, so bringt uns Ueberladung des Magens Schaden und erniedrigt uns unter die Thiere, welche stets Maß zu halten wissen.

8. Da unser Körper zu fast drei Viertheilen (das Blut zu $^4/_5$, das Fleisch zu $^2/_3$) aus Wasser besteht und fortwährend große Mengen davon in flüssiger Form ausgeschieden oder verdunstet werden, so gehört es zu den unentbehrlichsten Nahrungsmitteln. Ohne dasselbe könnte kein Organ des Körpers bestehen; denn erstens löst es alle Nahrungsstoffe auf und vermittelt dadurch die chemisch-physikalischen Prozesse; ferner bedingt es den festweichen Zustand der Organe und Gewebe, ihre Elastizität, Durchsichtigkeit und Durchdringlichkeit; endlich ist es durch seine Verdunstung auf der Haut und in den Lungen der natürliche Wärmeregulator des Körpers. Reines, frisches Trinkwasser ist daher eine ebenso nothwendige als erquickende Sache. Am geeignetsten ist dazu Quell- oder Brunnenwasser, weil diese Wasser, obwohl nie chemisch rein, am schmackhaftesten und mit den für die Knochenbildung wichtigen Kalksalzen versehen sind. Gesund und trinkbar ist ein Wasser, wenn es farblos ist und auch bei längerem Stehen so bleibt; wenn es perlt, d. h. Kohlensäure enthält; wenn es geruchlos, ohne Beigeschmack und frei von organischen Stoffen; endlich wenn es im Winter wärmer, im Sommer kälter als die Atmosphäre ist (also 8—10° R.). Da aber das Wasser in größeren Städten meistens durch Kloaken, Friedhöfe, Fabriken und dgl. verunreinigt wird, so ist sein Genuß weder angenehm noch ungefährlich.

Daher empfehlen sich andre Getränke dem Durstigen. Vor allem die Milch, welche mit Recht „das weiße Blut“ genannt wird; denn sie gleicht ihm in der Zusammensetzung fast ganz und vermag, wenn uns alle sonstige Nahrung entzogen wäre, allein unser Leben zu erhalten. Sie enthält 33% blutbildender Stoffe und alle zum Bau unsres Körpers nöthigen Bestandtheile in gehöriger Menge. Nach Ursprung und Eigen-

schaft halb animalisch, halb vegetabilisch, ist sie Speise und Trank zugleich, eine Quelle des Eiweißes und der Fette, des Zuckers und der Salze, mit einem Worte das Nahrungsmittel der Nahrungsmittel.

Wasser und Milch sind die einzigen für den Menschen nothwendigen Getränke. Daneben aber hat er mit der Zeit eine Reihe von solchen erfunden, die weniger sein Bedürfniß befriedigen, als ihm Genuß gewähren sollen. Freilich sind sie dem Kulturmenschen durch die Gewohnheit zum Bedürfniß geworden doch sollte er nie vergessen, daß sie dem jugendlichen Alter überhaupt schädlich, dem Erwachsenen aber nur bei mäßigem Genusse zuträglich sind. Man kann sie eintheilen in 1. erfrischende: kohlensaure Wasser und säuerliche Getränke; 2. schwachnährende: Emulsionen von Pflanzensamen und Früchten; 3. aromatische: Kaffee, Thee u. dgl.; 4. alkoholische: Wein, Obstwein, Bier, Branntwein.

Lessing sagt (in: „Minna von Barnhelm"): „Der liebe melancholische Kaffee!" Und in der That erhöht er die Empfänglichkeit für Sinneseindrücke und stärkt dadurch die Beobachtung wie die Urtheilskraft, entfesselt die Phantasie, die sich gern mit Bildern der Vergangenheit und Zukunft beschäftigt und uns dadurch in eine gewisse elegische Stimmung versetzt. Der Thee, dessen Schalen, wie Cowper sagt, erheitern, ohne zu berauschen, wird seit dem vorigen Jahrhundert vornehmlich in ästhetischen Cirkeln getrunken, denn er stimmt uns zu sinnigem Nachdenken, macht die Denkbewegung lebhafter und läßt uns leicht von einem Gegenstande der Unterhaltung zum andern übergehen. Der übermäßige Genuß beider Getränke aber bewirkt Schlaflosigkeit, nervöse Aufregung und hernach Abspannung. — Die sogenannten geistigen Getränke haben ihren Namen vom Alkohol (Weingeist), nach dessen Quantität sich ihre Schädlichkeit richtet. Am gefährlichsten für

den Organismus sind die sogenannten Liqueure und der Branntwein, welche beinahe aus reinem Weingeiste bestehen. Welche gräßlichen Verwüstungen diese im Menschen, der sich ihnen ergiebt, anrichten, ist bekannt. Zuerst befördert ja der Weingeist alle Lebensfunktionen; das Athmen wird geschwinder, der Kreislauf der Säfte stärker und rascher, die Wärme des Körpers vermehrt, die Sinne lebhafter, die Muskelthätigkeit energischer. Aber auf diese scheinbare Kraftsteigerung folgt plötzlich Schwäche, zunächst des Verdauungsapparates, welche allerlei Affektionen der Drüsen, der Leber, der Milz u. s. w. nach sich zieht; die Eßlust schwindet, die thierische Materie verliert ihre ursprüngliche Mischung; es entstehen schlechte Hautfarbe, Hautausschläge, Gicht, Knoten in den Gelenken, in der Lunge und Leber, Engbrüstigkeit, Wassersucht. Die Spirituosen sind flüssiges Feuer, wodurch das Leben fürchterlich verzehrt wird. Aber schlimmer noch als die physischen sind die psychischen und moralischen Folgen. Die Sinne werden stumpf, der Verstand blöde, der Charakter furchtsam, unentschlossen, unzufrieden, zänkisch, verzweifelt. Schreckliche Abstumpfung des Gefühls für alles Schöne, Gute und Wahre greift Platz. Nichts demoralisirt den Menschen so sehr als der stete Genuß des Branntweins. Scham, Ehrgefühl, Fleiß, Mäßigkeit und Menschlichkeit gehen dem Säufer verloren, der von seinem durch und durch ruinirten Körper zuletzt durch einen Schlagfluß oder die Nacht des Wahnsinns befreit wird, wenn er nicht selbst Hand an sich legt!

Während der Branntwein in den unteren Schichten unsres Volkes unzählige Familien unglücklich macht, richtet die Völlerei in Wein und Bier viele „Gebildete“ zu Grunde. „Der Wein erfreut des Menschen Herz“ — was haben nicht Alles die Dichter schon vom Weine gesungen! Und gewiß, mäßig getrunken, entfaltet er wunderbare Kräfte. Er regt das Blut-

und Nervensystem an, befördert die Verdauung, besonders aber beflügelt er die Einbildungskraft, sodaß sie leicht Vorstellungen verbindet und reproduzirt. Aber Wein ist kein Nahrungsmittel, folglich darf er nicht massenhaft genossen werden, wenn nicht der Magen überladen und der Geist umnebelt werden soll. Bei festlichen Gelegenheiten, im Kreise guter Freunde dagegen wird er wirklich, wie die Alten ihn nannten, ein Sorgenbrecher, Freudenbringer, der die Musen und Grazien in die trauliche Halle lockt. Er leiht selbst trägen Geistern Schwingen, öffnet die verschlossenen Herzen und löst die sonst gebundene Zunge zum Austausch geistreicher Einfälle und sinniger Gefühle. „Im Wein ist Wahrheit" — was für einen Charakter der Mensch hat, wird leicht durch ihn offenbart: der Eine wird, wenn ihm der Wein zu Kopfe steigt, zänkisch, der Andre verliebt; Jener stillvergnügt, Dieser beredt; mancher ergeht sich in idealer Schwärmerei, während ein Andrer fade Witze und zweideutige Anekdoten aufs Tapet bringt. Daher sollte man diejenigen, mit denen man ein Glas Wein trinken will, sorgfältig auswählen.

Nahrhafter ist das Bier, wenn es aus Gerste, Weizen und Hopfen besteht. Es löscht den Durst, reizt nur wenig und kann daher auch schwächlichen Personen heilsam sein. Aber da es fast stets verfälscht wird, damit es kräftiger schmecke, schön aussehe oder berauschend sei, sollte man im Genusse desselben sehr vorsichtig sein. Die Laune, die es erzeugt, ist schon nicht so rosig wie beim Weine; geradezu abstoßend, ekelhaft und schädlich aber ist der Bierrausch. Und doch setzen Schüler und Studenten oft ihren Stolz darein, möglichst viel Bier schnell vertilgen zu können. Der maßlose Genuß des Gerstensaftes ist eine „berechtigte Eigenthümlichkeit" des Deutschen, die den anderen Nationen unverständlich bleibt. Ja, jeder ältere Deutsche

wundert sich selbst, wie es ihm in seiner Jugend hat Vergnügen bereiten können, ein Glas Bier nach dem andern hinunterzustürzen. Und man beobachte nur die akademische Jugend, mit welchem Ernste sie, die sich auf ihre Freiheit mit Recht etwas zu Gute thut, die lächerlichen, lästigen Regeln ihres „Comments" befolgt. Aber man achte auch auf die Folgen dieser „Kneiperei": abgesehen von der Geldverschwendung und den Schulden hat das sinnlose Zechen nicht nur physische Nachtheile (Magenschwäche, Appetitlosigkeit und „Kater"), sondern auch moralische: Händelsucht, Duellwuth, Bummelei, Stumpfheit des Geistes, sinnliche, aller feineren Gesellschaft und jedem edleren Lebensgenuß feindliche Gesinnung. Grundregel ist: Komm nie mit Freunden blos zum Trinken zusammen, sondern trinke, um dadurch die Geselligkeit zu erhöhen. Wie mancher hat nach einem übermüthigen Bacchanal Scham, Reue und Aerger über sich selbst empfunden, weil er durch unbesonnene Reden oder Handlungen die Achtung Andrer und — was schlimmer ist — seine Selbstachtung verscherzt hat! Wie mancher, der „als wankendes Gespenst, ereb'scher Schatten, kraftlos, sinnbetäubt "nach Hause schleicht, bedürfte der Straflektion, die (nach Uhland) Kallisthenes von der Bildsäule des Bacchus erhielt! Nur dasjenige Gelage ist erlaubt, dessen wir uns in der Erinnerung nicht zu schämen brauchen. Man mißverstehe uns nicht: wir sind kein Temperenzler und wollen beileibe kein Mäßigkeitsapostel sein. Alle geistigen Getränke zu meiden ist ein thörichtes Extrem; ein ebensolches aber ist der maßlose Genuß derselben. Und wie Jeder den Vielfraß verlacht und verachtet, so sollte er, meinen wir, auch den Zechbruder behandeln.

Ein für Viele, wie sie behaupten, unentbehrliches Genußmittel ist der Tabak. Vom „Schnupfen" wollen wir gar nicht reden. Diese unreinliche Sitte ist heutzutage weniger verbreitet

als vor hundert Jahren, und auch der Kautabak findet nur beim niedern Volke Beifall. Desto mehr wird von Hoch und Niedrig geraucht. Diese Sitte fand Columbus 1492 in Guanahani vor, aber erst Jean Nicot (daher Nicotin!) verpflanzte sie 1560 als Arzneimittel nach Europa; in Deutschland verbreitete sie sich sogar erst durch den 30 jährigen Krieg. Vergeblich erließ Papst Urban VIII. eine Bulle gegen das Schnupfen 1624, die 1698 von Alexander VIII. erneuert, aber 1742 von Benedict XIV. aufgehoben wurde. Umsonst suchte Jakob I. von England in seiner Schrift „Misocapnus" (d. h. Rauchfeind) zu beweisen, daß der Tabak „das leibhaftige Bild und Muster der Hölle sei, dieweil er an sich alle Laster der Welt habe, die zur Hölle führen". Er sei ein Rauch wie alle Eitelkeiten dieser Welt; ergötze den Menschen wie diese; mache ihn betrunken und toll im Kopfe und halte, wer sich ihm einmal ergeben, bezaubert fest; endlich sei er ein ekelhaft, stinkend Ding wie die Hölle! Da weder diese väterliche Ermahnung noch eine ungeheure Besteuerung des Tabaks half, ließ der König Raucher niedern Standes durchprügeln, vornehme aber barfuß und mit geschornem Barte durch die Gassen führen. In der Türkei wurden den ersten Rauchern die Pfeifen durch die Nasen gestoßen, in Rußland ihnen noch 1634 die Nasen aufgeschlitzt, und in Berlin traf noch 1675 die Raucher Gefängnißstrafe und Pranger! Da aber kein Mittel half, so erkannten die Regierungen den Nutzen der Mode für ihren Säckel und nahmen die Tabaksmanufaktur für sich als Monopol. Theologen und Moralisten des 17. Jahrhunderts eiferten ohne Erfolg gegen den „hölliſchen Rauch". — Woher nun die allgemeine Verbreitung eines Genußmittels, das weder gegessen noch getrunken wird? Wobei man etwas Unkörperliches, Beißendes in den Mund nimmt, welches, wie

jeder Raucher bestätigen muß, uns zuerst Ekel, Kopfschmerz und Erbrechen bereitet hat? Nun, seine Annehmlichkeit beruht wohl hauptsächlich in der Anregung und Besänftigung des Nervensystems, ferner im Geschmack und Geruch. Eine gute Cigarre oder Pfeife glättet die stürmischen Gefühle, erquickt den Erschöpften, tröstet den Bekümmerten und regt den Menschen zu mancherlei sinnigen Betrachtungen an*). — Freilich, nicht Jeder kann das Rauchen vertragen, besonders nicht halbwachsene Bursche, deren Lungen es entschieden schädlich ist. Aus Einsicht und Interesse an ihrer Gesundheit, wenn nicht aus Achtung vor dem elterlichen Verbot, sollten sie es daher lassen; zumal sie es ja nur aus Eitelkeit und Nachahmungssucht thun. Damen verbietet der gute Ton zu rauchen. Andrerseits ist es eine Uebertreibung, wenn, wie in England und Amerika, die Herren nirgends als im Rauchzimmer oder auf dem Korridor und im Freien rauchen dürfen. Im Freien sollte man es überhaupt nicht thun, damit man lieber die frische Luft einathme. In Menge konsumirt, schadet der Tabak ohne Zweifel dem Magen, den Augen und der Lunge. Also gilt auch hier, wie überall, die Grundregel: Nimmer zuviel!

---

9. Da wir schon S. 91 die Bedeutung der Muskelthätigkeit betont haben, wollen wir uns hier nur auf einige Winke zu ihrer Lenkung und Beförderung beschränken.

Voraussetzung für alle willkürlichen Bewegungen ist die normale Beschaffenheit der dabei in Thätigkeit kommenden Organe, also des Gehirns, in welchem der Wille wohnt, der motorischen

---

*) Vgl. Ik. Marvel, Träumereien eines Junggesellen. A. d. Engl. Berl., A. Hofmann & Co. 1869.

Nerven, der Muskeln und des Knochengerüstes (vgl. Kapitel 5). Ferner müssen diese Organe durch gute Ernährung leistungsfähig erhalten werden. Endlich muß stets Abwechselung zwischen Thätigsein und Ruhe eintreten, um die Nachtheile der willkürlichen Bewegungen, d. h. des Turnens oder der Gymnastik, zu vermeiden.

Diese Nachtheile sind zunächst: Schwächung, ja Lähmung des Muskels durch Ueberanstrengung. Sodann widernatürliche Ernährung des Bewegungsapparates, welche den anderen Organen, besonders der Verstandes- und Gemüthsthätigkeit nur schaden kann. Denn wer körperlichen Arbeiten einseitig seine Aufmerksamkeit zuwendet, dessen Geist muß unausgebildet, dessen Sinn roh bleiben; der Mensch verfehlt seine eigentliche Bestimmung, er bleibt dumm und thierisch. Werden ferner nicht alle Muskeln gleichmäßig geübt, so tritt Mißgestaltung des Körpers ein, wie die breitschultrigen, dünnbeinigen Turner und dickbeinigen, schmalbrüstigen Tänzerinnen beweisen. Häufig zieht der zu starke Blutverbrauch während gewaltiger Körperanstrengung Blutarmuth und Herzvergrößerung, die unzweckmäßigen Brustübungen aber Athembeschwerden und Lungenerweiterung nach sich.

Zweckmäßige Muskelübung hat dagegen die größten Vortheile. Vor allem gewinnt die Muskulatur an Stärke Kraft, Ausdauer und Geschicklichkeit. Denn beim Bewegen selbst wird, wie bei jeder Bethätigung eines Organs, ein Theil der dabei verwendeten Muskel- und Nervensubstanz abgenützt und dadurch die Neubildung (Mauserung) begünstigt. Die Muskelkontraktion befördert wieder den Blut- und Lymphumlauf. Dadurch schwellen die Muskeln an und frische Ernährungsflüssigkeit tritt in ihr Gewebe, wodurch sich die Muskel- und Nervensubstanz erneuert. Auch das Knochengerüst wird stark und fest,

Bruſt- und Bauchhöhle erweitert, die Wirbelſäule wohlgeſtaltet. Ferner ſtellt ſich infolge der Bewegung Hunger und Durſt ein, die den Stoffwechſel befördern, und Schlaf, in welchem ſich die verbrauchte Hirnſubſtanz erneuert und Sauerſtoff aufſpeichert. Endlich, was wohl am wichtigſten iſt, das Gehirn wird dadurch vom pſychiſchen Druck entlaſtet und ein energiſcher, muthiger Wille herausgebildet.

Alle dieſe Vortheile werden aber in Frage geſtellt, wenn man nicht die Körperbeſchaffenheit und Lebensweiſe des Individuums berückſichtigt. Guter Ernährungszuſtand, Muskel- und Knochenbau, ſowie Blutmenge ſind die Vorausſetzungen tüchtiger Muskelthätigkeit. Magere, ſchwächliche nnd blutarme Menſchen können nicht daſſelbe leiſten, wie kräftige, friſche und blutreiche. Beſonders giebt uns die Natur durch unſre Konſtitution beherzigenswerthe Winke: nur derjenige darf gymnaſtiſche Uebungen anſtellen, der dabei nicht erhöhtes Herzklopfen, Athemnoth, Blutandrang, Kopfweh, Schwindel, Bruſtbeklemmung oder ſonſt eine unangenehme Empfindung hat. — Darauf wird aber nicht genug beim Schulturnen geachtet. So ſegensreich dieſes iſt als Gegengewicht gegen die geiſtige Anſtrengung, das lange Sitzen auf der Schulbank und hinter dem Arbeitstiſch zuhauſe, ſo leidet es doch an zwei großen Fehlern: einmal am Generaliſiren im Turnzwange und zweitens an der Ausbildung der Schüler zu Turnkünſtlern. Man nimmt erſtens nicht genug auf die Konſtitution der Kinder Rückſicht; viele ſollten ganz oder theilweiſe vom Turnen befreit, andre von manchen Uebungen dispenſirt werden. Die ſchwächlichen oder zarten Kinder, in denen allgemeine oder örtliche Krankheitsanlagen erkennbar ſind, werden hingegen zu den ihrer Riege vorgeſchriebenen Uebungen gezwungen und durch Tadel, Spott oder Strafen angeſpornt, ſich

über ihre Kraft und zum Nachtheil ihres Körpers anzustrengen. Sie kehren dann nicht froh und munter heim, hungrig und eines guten Nachtschlafes gewiß, sondern erschöpft, bleich, mit Muskelschmerz und Appetitlosigkeit. Andrerseits ist es falsch, Knaben durch unnatürliche, gewaltsame und oft ungesunde Kraftübungen zu Kautschukmenschen erziehen zu wollen. Nichts als das Reinmenschliche sollte Ideal des Schulturnens sein. Der Mensch aber ist seiner ganzen Natur nach nicht dazu bestimmt, sich an den Beinen aufzuhängen, die Last des Körpers in die Kniekehlen oder Achselhöhlen zu legen und den herabhängenden, blutüberfüllten Kopf in rasender Schnelligkeit herumzuschleudern, oder seine Gelenke nach allen Richtungen zu verzerren. Solche Akrobatenstückchen sind ebenso unschön als ungesund; denn die Cirkuskünstler werden schnell steif, und auch die Jünglinge, welche die jetzige Turnkunstschule mit Auszeichnung durchmachen, verlieren oft ihre schöne Gestalt, sie stehen und gehen wie Matrosen, da sich ihre Knochen verbogen, ihre Arme und Hände unschöne Bewegungen angenommen haben. Das Turnen der Schule soll nie Kunst-, sondern Heilturnen sein!

Für Mädchen, wie auch für schwächliche und nervöse Knaben, genügt das Freiturnen. Mädchen gehören nicht an Reck, Barren, Schwingel und Leiter. Durch Hänge-, Ziehklimm- und Reckübungen nehmen die Anlagen zur Schiefheit oder schlechter Haltung nur zu. Der Zweck des Turnens ist kräftige, aber auch schöne Menschen zu erziehen; das thaten die Spartaner, aber ohne Reck und Barren, ohne Riesenschwung und Gliederverzerrung! Durch Ringen, Laufen, Springen, Werfen, Fechten, Reiten u. dgl., also durch natürliche, den ganzen Körper bethätigende, harmonische Muskelaktion wurden jene herrlichen Leiber gebildet, die wir an den Hellenen bewundern, während unsre

Turnlehrer und Vorturner, unsre eifrigen Turner keineswegs immer schöne Gestalten, sondern oft durch große Hände, lange Arme, leichtgebogene Oberschenkel und einen matrosenartigen Gang entstellt sind. Und warum genügen denn für unsre Jugend nicht die Freiübungen, wodurch das Militär schnell und ohne Nachtheil für die Schwächeren Kraft, Gewandtheit und feste Haltung erzielt?*)

Doch nicht nur die Jugend, auch Erwachsene bedürfen einer natürlichen Gymnastik. Abgesehen vom Wandern, Reiten, Tanzen, Fechten, Schlittschuhlaufen, sollten sie das Turnen nicht vernachlässigen, oder in Ermangelung dessen wenigstens Zimmergymnastik treiben**). Für alle Muskelthätigkeit gelten aber folgende Regeln: 1. Alle Muskeln müssen abwechselnd geübt werden, aber 2. nicht bis zur Erschöpfung. 3. Zwischen und nach den Bewegungen ruhe man ordentlich aus. 4. Kraft und Dauer der Bewegung werde ganz allmählich gesteigert. 5. Bei und nach derselben halte man auf gute Luft und tiefes Athmen. 6. Kurz vor und nach stärkeren Bewegungen esse man nicht.

Auf die ästhetische Seite der Bewegung sei nur noch kurz hingewiesen. Jedem leuchtet ein, daß harmonische Muskelbethätigung einen nicht bloß kräftigen, sondern auch schönen Körper herausbilden muß. Denn weil die Muskeln dadurch gleichmäßig entwickelt werden, so muß ja die normale und zugleich schöne Menschengestalt zur Erscheinung kommen. Und ein gesunder, kräftiger Mensch ist, abgesehen vom Gesicht, stets schöner als ein schwächlicher und kranker. Vor allem wird er anmuthiger

*) Vgl. H. Klencke, Schuldiätetik. Lpz. Kummer 1871. Derselbe, Kosmetik. Ebenda 1869.

**) Schreber, Aerztliche Zimmergymnastik. 17. Aufl. Lpz. 1882.

sein! Ganz besondere Aufmerksamkeit sollte man den Muskeln widmen, welche den Brustkasten bewegen. Denn sie beeinflussen ja das Athmen und dadurch den ganzen Lebensprozeß. Menschen, die schwach athmen, führen nur ein halbes Leben. Alle Uebel der sitzenden Lebensweise nehmen daraus ihren Ursprung, und wenn Leute, die zu einer solchen genöthigt sind, weniger dadurch leiden, so kommt es daher, daß sie durch Sprechen, Lachen und Spaziergänge oder auch durch systematisches Athemholen deren üble Folgen vermindern. Und wie einfach ist diese Uebung! Man braucht sein Geschäft, auf das die Aufmerksamkeit ungetheilt gerichtet ist, nur oft zu unterbrechen, um durch langsames, kräftiges Ein- und Ausathmen das stockende Leben wieder in Gang zu bringen. Es giebt kein besseres Mittel, den Blutumlauf zu beschleunigen, die Muskelaktion zu heben, den Kopf aufzuheitern, die Haut zu erwärmen und anfangende Stockungen in den wichtigsten Lebensorganen zu beseitigen. — Aufrechte, gerade Haltung, ein sichrer und abgemeßner Gang gefällt Jedem: wohlan, er setze die Muskeln der Brust, des Halses und der Extremitäten in Thätigkeit. Die Damen streben mit Recht nach einer schönen Büste. Aber anstatt sich durch die Schnürbrust (S. 112) allerlei Erkrankungen auszusetzen, sollten sie sich lieber durch Bewegung, Athmung, Spaziergänge und dgl. eine feste und anmuthige Haltung erwerben. Zweckmäßige Muskelthätigkeit verschönt den Körper am meisten. Ja, wir gehen noch weiter und behaupten, sogar die Schönheit der Gesichtszüge hängt fast allein davon ab! Wer nur einen regelmäßigen Schädel und eine reine Haut besitzt, kann sich durch Selbsterziehung ein schönes Gesicht erwerben. Denn dieses wird offenbar durch lebhafte und gleichmäßige Thätigkeit der Gesichtsmuskeln bedingt, während ein Gesicht ohne Muskelspiel schlaff, stumpf und aus-

druckslos, ein solches hingegen, worin nur einzelne Muskeln einseitig in Thätigkeit treten, häßlich aussieht. Mäßige Bewegung der Stirnmuskeln hebt die Augenbrauen und wölbt sie sanft; ziehen beide zu stark, so wird diese Wölbung zu hoch; wenn nur einer, so werden die Bogen ungleich; sind beide unthätig, so werden sie schlaff herunterhängen und dem Gesicht einen trägen Ausdruck geben. — Jeder wünscht und bewundert ein schönes Auge. Auch seine Reinheit, sein Glanz, seine Lebhaftigkeit hängen größtentheils von seinen Muskeln ab. Ebenso erzeugt harmonische Muskelthätigkeit einen schönen Mund mit sanft hervorstehenden Lippen. Daher muß man beim Essen, Trinken, Sprechen, Singen, Lachen, Gähnen u. s. w. stets darauf achten, daß kein Muskel einseitig und übermäßig in Thätigkeit komme. Vor allem aber bekämpfe man die Leidenschaften! Nichts zerstört die Harmonie und Schönheit des Gesichts mehr; nichts verzerrt die Gesichtsmuskeln widriger und dauernder! Gemüthsruhe, Wohlwollen und Zufriedenheit sind die wirksamsten Verschönerungsmittel, und nicht mit Unrecht sagt man, daß in einem schönen Leibe auch eine schöne Seele wohne.

10. Zum Schluß dieses Kapitels müssen wir noch einige Worte über die Pflege des Nervensystems sagen. Das wichtigste Mittel ist der Schlaf, in welchem das Gehirn ganz oder theilweise seine Thätigkeit einstellt und durch Aufspeicherung von Sauerstoff sich regenerirt. Den Tag über zehren wir nämlich von dem Sauerstoff, den wir während des Schlafes aufsammeln; denn schlafend verbrauchen wir nicht nur halb soviel Sauerstoff als im Wachen, sondern wir nehmen auch durch das ruhige, tiefe Athmen fast doppelt so viel auf als am Tage. Im Schlafe gehen nur die vegetativen Prozesse ungestört, aber langsamer und regelmäßiger weiter; das Herz schlägt ruhiger (3—10 Schläge

in der Minute), die Athemzüge werden langsamer und tiefer, die Verdauung geschieht gleichmäßiger. Vor allem erlöschen die psychischen Thätigkeiten, die Funktionen der Sinne und der Muskeln fast ganz. Dadurch wird der Lebensprozeß, welcher den Organismus selbst verbraucht, regulirt und verlangsamt. Neben guter Ernährung und Bewegung ist daher der Schlaf das beste Mittel das Leben zu verlängern. Denn dessen Extensität (Ausdehnung) steht zu seiner Intensität (Lebensenergie) im umgekehrten Verhältniß. So lebt ein Baum wohl hundertmal länger als ein Pferd, weil das Leben jenes intensiv schwächer ist; ein Landmann lebt im Durchschnitt länger als der „geschwind lebende" Städter; und derjenige, der an einem Tage doppelt so viel Lebenskraft verzehrt als ein andrer, wird auch in halb soviel Zeit mit seinem Vorrath fertig sein. Dasselbe gilt von besonders aufgeregten Zeiten im Leben Einzelner wie ganzer Völker: das tolle Jahr 1848 hat mehr Leute durch Selbstmord, Nervenfieber und Wahnsinn hingerafft als irgend ein andres, durch zügellose Leidenschaften minder erregtes. Ebenso ist es mit den Organen unsres Körpers: die, welche wir noch einmal so stark brauchen, werden auch doppelt so bald abgenutzt sein. Daher ist der Schlaf eine so weise Naturordnung, weil er den reißenden Strom der Lebenskonsumption in bestimmten Zeiten aufhält und mäßigt: Er ist im wörtlichen Sinne ein Bad der Wiedergeburt, denn durch ihn gestärkt fühlen wir uns wie neugeboren. Er löscht alle trüben und häßlichen Eindrücke des Tages aus in unserm Gemüthe, er tröstet uns, entführt uns aus der unliebsamen, faden und rauhen Wirklichkeit in die sonnige, ideale Welt der Träume, wo auch der Bettler reich, der Kranke gesund, der Elende glücklich ist. Der Schlaf belebt jede Kraft, belohnt jede Mühe, besänftigt jeden Schmerz. Da

weben geheimnißvoll die Genien unseres Organismus an unserm Lebensfaden, da entfaltet der Geist seine Schwingen, um entrückt den Schranken von Raum und Zeit die lieblichen Gefilde der Vergangenheit und Zukunft zu durchwandern. Nicht umsonst heißt er des Todes Bruder: er gleicht ihm äußerlich auf ein Haar, und doch hält nichts so sehr jenen auf, als der Schlaf!

Nichts ist daher thörichter als die Hoffnung, sein Leben dadurch, daß man seinen Schlaf verkürzt, zu verlängern. Im Gegentheil — wer zu wenig schläft, wird vor der Zeit alt und gebrechlich. Denn da es ihm an dem nöthigen Ersatz der Lebenskraft fehlt, so muß sich die vorhandene zu schnell abnutzen. Aber auch intensiv ist sein Leben geringer, da er es ohne Frische und Energie führt und es daher mehr als eine Last denn als eine Lust empfindet. Jeder weiß aus Erfahrung, wie unpraktisch es ist, sich mit Gewalt gegen die Natur wach zu erhalten. Man ruinirt nicht nur seine Gesundheit durch solche Versündigung gegen die Natur, sondern man erreicht auch wenig oder nichts dadurch: die übernächtige Arbeit geht mühselig und matt von Statten, und wenn wir sie morgens bei Licht besehen, taugt sie gewöhnlich gar nichts. Wir können daher, besonders junge Leute, nicht eindringlich genug davor warnen. „Früh zu Bett geh'n und früh aufsteh'n — solche Weise macht den Menschen gesund, reich und weise!" war das Motto des edlen J. Wesley, der es sogar zu einer religiösen Vorschrift seiner Methodistengemeinde erhob.*) Viele berühmte Männer hatten diese löbliche Sitte; so Melanchthon, Friedrich II., Franklin, Schopenhauer u. A. Und in der That, es ist nicht gleichgültig, wann man schlafe, ob bei Tage oder des

*) Early to bed and early to rise makes man healthy, wealthy and wise.

Nachts, ob vor oder nach Mitternacht. Der 24stündigen Periode, welche durch die Umdrehung der Erde bezeichnet wird, ist der Mensch ebenso wie das Thier unterworfen. Nicht nur Kranke fiebern abends, sondern auch Gesunde gerathen mit dem Untergang der Sonne in einen schläfrigen, nervösen, fast fieberhaften Zustand. Aber anstatt sich dadurch zum Verzicht auf schwere Arbeit, zur Ruhe angetrieben zu fühlen, glauben viele, namentlich nervöse Leute, dieser krankhafte Reiz sei ein Zeichen höherer Lebensenergie. Aber sie verkennen vollständig den Wink, den ihnen der Organismus giebt; die Strafe dafür bleibt nicht aus: ihr Schlaf, den sie nach Mitternacht endlich suchen, ist weniger tief und erquickend, als wenn sie ihn begonnen hätten, sobald sie schläfrig wurden. Außerdem strengt Nachtarbeit natürlich die Augen mehr an, und da der Körper doch sein Recht fordert, schlafen sie morgens desto länger, wodurch sie sich nicht nur des Naturgenusses, sondern auch der fröhlichsten Arbeit berauben.

Aber wenn auch fortgesetztes Wachen schädlich, ja einfach unmöglich ist, so darf man doch auch das Schlafen nicht übertreiben; denn dadurch werden die Organe schlaff, der Körper feist und mit überflüssigen Säften angefüllt. Erwachsene brauchen 6—8 Stunden Schlaf, Kinder dagegen 10—16, das weibliche Geschlecht mehr als das männliche, ebenso Kränkliche, Blutarme, Greise, Sanguiniker und Choleriker. Folgende Regeln befördern einen gesunden Schlaf: 1. das Schlafzimmer sei geräumig, am Tage hell, nachts tiefdunkel, voll reiner, frischer Luft (etwa + 12° R), d. h. bei Tage nicht bewohnt und frei von allen ausdünstenden Stoffen (auch von Blumen!) Ja, auch nachts sollte man für stete unschädliche Ventilation sorgen. Erst ganz allmählich bricht sich bei uns Deutschen die Einsicht Bahn, daß das Schlafzimmer, in welchem wir die größere Hälfte unsers

Lebens zubringen, nicht ein kleines, finstres, dumpfes Gemach sein darf (oder gar ein „Alkoven"!). 2. Man esse abends nicht viel, nur leicht Verdauliches und einige Stunden vorm Schlafengehen; ein Spaziergang nach dem Essen ist auch sehr gut. 3. Das Lager sei fast horizontal, nur für den Kopf sanft ansteigend; weich, doch nicht weichlich und heiß. Federbetten sind nur für Greise und Kranke; Matratze und wollene Decken sind der Gesundheit und der Keuschheit zuträglicher. 4. Vorm Schlafengehen vermeide man alle geistige Anstrengung und Aufregung. Nichts ist schädlicher, als Grübelei, Sorge, Zank; leidenschaftliches Spiel (Schach, Karten u. dgl.) oder gar noch im Bette zu lesen und zu studiren. Wie soll unser Geist, der sich im Traume mit den Eindrücken des Tages weiterbeschäftigt, zur Ruhe kommen, wenn wir ihn zum Schluß noch so aufregen? Nicht daß der Leib bewegungslos auf dem Lager liege, heißt schlafen, sondern daß auch der Geist sich auf einige Zeit wirklich erhole!

Das Gehirn, das Organ des Geistes, bedarf aber ebenso sorgfältiger Pflege wie jedes andere Glied unsers Körpers. Die geistigen Prozesse können nur dann leicht, sicher und kräftig vor sich gehen, wenn jenes nicht nur von vornherein normal, sondern auch gut entwickelt und ernährt ist. Daher müssen Kinder, deren Gehirn zu früh oder übermäßig angestrengt wird, dumm werden, zumal wenn es ihnen dabei an passender Nahrung und Wohnung und an genügender Ruhe fehlt. Denn das Denken ist eine der anstrengendsten Beschäftigungen. Dies gilt nicht blos im logischen Sinne, daß viele Menschen nur mit Anstrengung einen Gedanken fassen können, sondern auch im physiologischen, daß das Denken geradezu die Nerven angreift. Ja, wenn man das Aussehen der Gelehrten und Ungelehrten mit einander vergleicht; wenn man sieht, daß diese meist frisch, kräftig, heiter

und lebensfroh, jene dagegen blaß, schwächlich, ernst und melancholisch sind, so möchte man das Nachdenken fast für eine Verirrung der menschlichen Natur halten. Und doch werden wir Alle durch unsre Organisation dazu getrieben: mag der Gegenstand wichtig oder nichtig, erhaben oder erbärmlich sein — denken müssen wir fortwährend über irgend etwas, selbst im Schlafe. Ferner entspringen, wie S. 44 gezeigt wurde, grade dem Vorstellen unsre schönsten Freuden: die Ideale, Illusionen, Pläne, Hoffnungen und Erinnerungen. Daher schließen wir, daß das Nachdenken nicht als solches, sondern nur wenn es übertrieben wird, schädlich ist.

Bei lange fortgesetzter Gehirnanstrengung stellen sich freilich furchtbare Übel ein. Zuerst verlangsamt sich das Athmen und der Herzschlag, die Haut wird kalt und blaß; Mattigkeit, innere Unruhe und Verdrießlichkeit werden von Verdauungsstörungen aller Art begleitet. Gelbsucht, Hämorrhoiden, Lungensucht, Hypochondrie, Nervenschwäche, Abzehrung u. dgl. bedrohen das Leben des einseitigen Denkers. Besonders aber wird Gehirn und Nervensystem angegriffen. Entweder überfällt sie krankhafte Empfindlichkeit oder aber Schwäche. Jene äußert sich durch Kopfweh, Reizbarkeit, Schlaflosigkeit, Nachtwandeln, Halluzination und endet im Wahnsinn; diese in Mangel an Gedächtniß, Verstimmung, Melancholie, Stumpfheit und Blödsinn*). Die Ursache für die Erkrankung des Nervensystems ist, außer der ererbten Anlage, vor allem die Ueberanstrengung. Die Jugend wird durch zu frühen Schulbesuch und Ueberbürdung erschlafft; dazu kommt krankhafter Ehr-

*) Möbius, das Nervensystem des Menschen und seine Erkrankungen. Leipzig, Reclam 1880. F. Kirchner, Psychologie. Leipzig, Weber 1883.

geiz, verfrühte geistige und körperliche Genüsse, gesellschaftliche Zerstreuung, thörichte Sentimentalität und Blasirtheit und geheime Jugendsünden, durch lüsterne Lektüre veranlaßt. Die Erwachsenen hingegen werden durch zahllose Feinde in ihrer Existenz bedroht. Hier zerstört Kummer und Sorge die Nerven, dort fieberhafte Hast im Geldgewinnen, Studiren und Produziren, dort politischer Ehrgeiz, religiöser Fanatismus, Parteiwuth und Leidenschaften aller Art, ganz zu geschweigen von Trunksucht, geschlechtlicher Ausschweifung und Lüderlichkeit!

Daher ergeben sich folgende Regeln zur Pflege des Nervensystems: 1. Sorge stets für gute Ernährung desselben durch reines, reichliches Blut. 2. Erhalte dasselbe durch Bewegung in Circulation. 3) Strebe nach Abwechselung von geistiger Beschäftigung und Ruhe (Unthätigkeit, Spaziergang, Plaudern, Schlafen!). 4. Sei mäßig in allen Genüssen, Erregungen und Handlungen. 5. Vermeide heftige physische und psychische Erschütterungen, Leidenschaften, Unordnung und Vielgeschäftigkeit.

Ueberhaupt beachte man nur die Fingerzeige, welche uns die Natur giebt; wie bei allen Organen, so gilt auch hier die allgemeine Regel: nimmer zuviel. So wenig unser Magen oder unsre Lunge oder sonst ein Glied allein fähig ist uns zu erhalten, sondern alle harmonisch zusammenwirken müssen, so wenig dürfen wir vergessen, daß der Mensch nicht reiner Geist ist, wir mithin gegen beide, Körper und Geist, Pflichten haben. Die Natur läßt ihrer nicht spotten — es bleibt dabei: mens sana in corpore sano! —

Drittes Buch.

Die Zucht des Denkens.

Siebentes Kapitel.

Der Denkprozeß.

1. Der Hauptvorzug des Menschen vor dem Thiere ist sein Selbstbewußtsein; denn darin beruht die Voraussetzung des Wissens, Sprechens und Handelns. Auch das Thier hat, wie S. 63 f. gezeigt wurde, Empfindungen, Vorstellungen, Gefühle; es macht Wahrnehmungen und Erfahrungen; es überlegt, schwankt und wählt. Aber seiner selbst bewußt ist es nicht. Der Mensch allein erfaßt sich selbst als den Träger aller jener Vorstellungen, Empfindungen, Entschlüsse. Er allein setzt sich als Ich allen Außendingen als Nichtich gegenüber, ja er unterscheidet sogar alle seine Empfindungen, Vorstellungen u. s. w. von diesem Ich. Obgleich dieses von jenen erfüllt ist, geht es doch nicht in sie auf; es ist nicht einfach die Summe oder das Resultat der geistigen Vorgänge, es ist mehr; denn in, mit und unter den seelischen Prozessen besteht fortdauernd das Selbstbewußtsein als ihre Wurzel und ihre Triebkraft. Trotz aller Unterbrechungen durch Schlaf, Ohnmacht, Krankheit u. dgl. behauptet es sich als eine unmittelbare Anschauung unsrer Selbst. Mögen noch so viele Gedanken unser Hirn durchkreuzen, noch so viele Gefühle

unsre Brust durchwogen, noch so verschiedene Entschlüsse und Handlungen unsern Lebensweg so oder so gestalten, wir wissen es unumstößlich, daß wir es sind, die das alles erfahren. Mit dem Momente, wo der Mensch sich selbst als Ich setzt, beginnt sein geistiges Leben, und es wird gestört oder vernichtet, sobald er die Einheit des Ichbewußtseins verliert. Der Inhalt desselben ändert sich fortwährend, von Tag zu Tage, von Stunde zu Stunde, ja von Minute zu Minute; denn immerfort fühlen wir uns anders, haben wir andre Gedanken, Empfindungen, Hoffnungen u. s. f. — Die Form des Selbstbewußtseins aber bleibt stets dieselbe. Es ist einheitlich, allgegenwärtig, unveränderlich; nur die Klarheit seines Inhaltes wechselt. Man kann es daher einem Lichte vergleichen, dessen Schein das Zimmer und sich selbst erleuchtet; ein Vergleich, der noch zutreffender wird, wenn man sich das Licht beseelt denkt. Denn in dem Augenblick, wo es im dunklen Raum aufleuchtet, erhellt es sowohl Alles, was in seine Strahlensphäre fällt, als auch wird es seiner selbst gewahr; und wie das Licht, verbreitet das Selbstbewußtsein im ganzen Raume Helle, Klarheit und Deutlichkeit ermöglicht es Unterscheidung und Ordnung.*)

Denn das Wesen des Ichs ist das Selbstunterscheiden; Es unterscheidet nicht nur, wie das Thier, die einzelnen Gegenstände draußen, sondern auch diese von sich selbst. In diesem Prozesse liegen drei Stufen: 1. Ich denke dies oder das; 2. dieser Gedanke ist mein und 3. Ich bin es, der diesen Gedanken denkt. Für das Thier sind seine Empfindungen, Vorstellungen u. dgl. objektive Vorgänge, in die es ganz aufgeht, der Mensch unterscheidet sie von sich selbst, stellt sich ihnen

*) Vgl. meine Logik § 5; Psychologie § 6.

gegenüber, reflektirt auf sie und schaltet damit frei wie mit einem Besitzthum. —

2. Die erste That des Selbstbewußtseins ist also die Scheidung von Subjekt und Objekt. Dadurch erst wird ein Wissen überhaupt möglich. Denn Dinge hat es ja freilich Millionen von Jahren gegeben, bevor Menschen existirten, und es giebt deren noch heute, ohne daß sie von Menschen beobachtet werden — aber Objekt sind sie erst dann, wenn ein Subjekt sie seiner Betrachtung unterwirft. Ohne Subjekt giebt es also kein Objekt; erst der Menschengeist hat den gestirnten Himmel beobachtet und den Lauf der Planeten verfolgt; erst das menschliche Auge bemerkte die Unterschiede der Thiere, Pflanzen und Mineralien, des Menschen Geist stellte die verwandten Objekte zusammen und ordnete sie zu einem großartigen System; er allein suchte und fand die Gesetze, welche den ewig wechselnden Erscheinungen zu Grunde liegen. — Andrerseits giebt's auch kein Subjekt ohne Objekt. An den Außendingen orientirt sich der Mensch über sich selbst. Sobald sein Geist erwacht, beginnt er zwischen sich und den Dingen um ihn zu unterscheiden. Dabei leistet ihm der Körper die wesentlichsten Dienste. Denn was in diesem ist, was er empfindet (d. h. innen findet), was er essen und trinken kann, rechnet er zu sich selbst; um zu entscheiden, wo die Außenwelt anfängt, probirt er durch Beißen, Nagen, Stechen und Schlagen, ob er Schmerz empfindet oder nicht. Ja, noch als Erwachsene fügen wir uns freiwillig einen Nadelstich zu, um zu entscheiden, ob wir wachen oder träumen, ob die Dinge, welche wir sehen, real oder visionär sind.

Diesen Unterschied von Subjekt und Objekt, von innen und außen müssen wir nun auf unsre Vorstellungen über-

tragen. Denn daß beide, Subjekt und Objekt, Innen- und Außenwelt zunächst nur Vorstellungen von uns sind, ist unschwer zu beweisen. Das Kind greift nach dem glänzenden Monde, dem Regenbogen und den Abbildungen; es vermag noch nicht die Grade der Wirklichkeit zu ermessen. Der tiefer Denkende dagegen erkennt, daß die Gegenstände selbst nicht in sein Auge kommen, sondern nur Abbilder davon; daß die ganze Welt seines Innern, alle Gedanken, Erinnerungen, Pläne u. dgl. nur Vorstellungen sind; ja sein Ich gehört auch dazu. Ein großer Unterschied aber zerlegt sie in zwei Klassen: die einen beziehen sich auf Vorgänge in uns, die andern auf solche außer uns. Jene nehmen wir unmittelbar, diese nur vermittelst der Sinne wahr; jene hängen von unserm Willen ab, diese nicht. Sagen wir z. B., ich möchte mir einmal eine Apfelsine vorstellen, so sehen wir sie alsbald mit dem geistigen Auge, während das leibliche sie trotz alles Wünschens nicht immer erblicken wird. Jene, die innern Vorstellungen sind in stetem Auf- und Abwogen, sie rufen einander gemäß dem Gesetz der Ideenassoziation hervor; die Vorstellungen von den Außendingen haben eine gewisse Festigkeit und Beharrlichkeit: der Baum, den wir dort sehen, verschwindet nicht, wenn wir das Auge schließen; denn sobald wir es öffnen, ist er wieder da. Endlich unterscheiden sich die Vorgänge draußen von den geistigen dadurch, daß jene stets Bewegungen sind, diese nicht. Wie absolut verschieden sie sind, erhellt aus der Unmöglichkeit, den Uebergang der einen Art von Vorgängen in die andre zu erklären, z. B. wie Empfindung aus Schallwellen, Bewegung aus Willensimpuls wird. Zwischen beiden bleibt eine ungeheure Kluft bestehen. Denn was geschieht, wenn auf meinen Entschluß, jene Kirsche zu kosten, plötzlich mein Arm sich hebt, die Finger der Rechten sich um die Kirsche

schließen und diese nun meine Zunge berührt? Was geschieht umgekehrt, wenn ich in einem dunklen Zimmer die Lampe anzünde und nun plötzlich mein Auge zahllose Bilderchen von Gegenständen hat? —

3. Aber woher wissen wir, daß diesen Bildchen wirklich objektive Dinge entsprechen, daß es mit andern Worten eine Außenwelt giebt? — Die erste Stütze für diese Annahme haben wir an unserm eignen Leibe. Denn dieser gehört nicht nur so sehr zu unserm Ich, daß wir ihn oft damit gleichsetzen, sondern auch zur Außenwelt: mögen alle Bilder von Außendingen wechseln, die Summe von Vorstellungen, die unsern Leib umschreiben, bleibt immer dieselbe. Und mit den Außendingen hat er alle Eigenschaften gemein: wo er ist, kann kein andrer Körper sein, auch er muß, wie jene, den Ort verändern, wenn er dahin gelangen will, wo er augenblicklich nicht ist; auch er ist fest, tastbar und widerstandsfähig. Ist demnach er objektiv und wirklich, so vermuthen wir dasselbe von allen Leibern, die dem unsrigen ähneln, ja von allen Körpern, die wir sehen und fühlen. Die Sinne sind denn auch in der That die wichtigsten Kriterien (Erkennungsmittel) für die objektive Wirklichkeit. Denn ist auch jeder einzelne für sich dem Irrthum ausgesetzt — dem Auge erscheint ein entfernter Gegenstand kleiner, dem Ohre ein leiser Laut entfernter als er ist u. s. f. —, so kontrolliren sie sich doch unter einander und führen uns, wenn wir sie vergleichen, fast stets zur Wahrheit.

Durch die Sinne entsteht auch unsre Anschauung von Raum und Zeit, unter der wir alles Geschehen auffassen. Zunächst wird unser Gehör durch Schallwellen, d. h. zitternd-schwingende Bewegungen des Aethers, gereizt. Die Zahl der Schwingungen

empfinden wir als Tonhöhe, die Schwingungsweite als Stärke, die Schwingungsform als Klangfarbe. Natürlich hängen diese auch von der Erregbarkeit und Stimmung unsers Gehörs ab. Dieses aber empfindet zunächst weder die Richtung des Schallstrahles, noch Entfernung, Beschaffenheit und Größe der Schallquelle, sondern dies Alles müssen wir erst durch Schluß aus der Erfahrung feststellen. Daher kommen die mancherlei akustischen Täuschungen, welche durch Abnormität des Blutlaufs im Gehirn und im innern Ohr, durch Ermüdung und Schwäche der Nerven und durch entotische (im Innern des Ohrs entstandene) Geräusche, wie Knacken, Klirren, Sausen und Klopfen hervorgerufen werden. — Haben wir nun aber irgend ein Geräusch gehört, so horchen wir nicht nur genau nach der Richtung hin, woher es zu kommen schien, sondern blicken uns auch nach allen Seiten um, damit wir womöglich die Schallquelle entdecken. Indem so unser Auge den Horizont um uns her durchläuft, trifft es fortwährend ein andres Rundbild, welches von andern Gegenständen ausgefüllt ist. Diese verschiedenen Netzhautbilder zeigen uns zunächst keine Eigenschaft der Außendinge, sondern nur weiße oder farbige Flächen: Größe, Gestalt und Entfernung der Gegenstände müssen wir erst erschließen. Dies beweisen die Operationen an Blindgebornen: sie sehen zuerst nur eine einzige bunte Fläche, nichts erscheint ihnen perspektivisch oder plastisch; die Kugel halten sie für einen Kreis, die Pyramide für ein Dreieck. Ebenso müssen wir Alle von Kind an erst sehen lernen. Denn das Einzige, was uns das ungeschulte Auge bietet, sind Farben. Die Entfernung der Gegenstände lernen wir erst allmählich schätzen durch den Accommodationsapparat des Auges; ihre Größe und Gestalt durch die Muskelempfindung, welche in ihm durch seine Bewegung entsteht, während es an dem Umrisse der Objekte ent-

lang fährt. Aber auch hier wäre das Sehen resultatlos, käme nicht unser Urtheil hinzu; denn gesehen wird offenbar nur das Empfundene; empfinden aber kann man ebenso wenig eine Entfernung wie eine Pause, da beide ja nichts sind! Woher stammten auch sonst die zahlreichen optischen Täuschungen, als aus unserm Urtheil? Dadurch aber, daß unser Auge sich den Gegenständen zuwenden und ihr Bild auf den „gelben Fleck" d. h. den Punkt des deutlichsten Sehens, bringen kann, hat das Gesicht vorm Gehör viel voraus. Dieses ist wichtiger für die Bildung der Zeitvorstellung (denn was eben laut klang, aber jetzt weniger laut, scheint vergangen), jenes für die Raumanschauung. Aber erst der Tastsinn vollendet diese. Denn während das Auge uns nur die Anschauung von Linien und Flächen zu geben vermag, fassen wir durch die Empfindung des Druckes, den die Berührung eines Gegenstandes in uns hervorruft, denselben als plastisch, d. h. körperlich auf. Die Stärke des Druckes vermittelt uns das Gewicht der Körper. Vor allem aber ist die Tastempfindung der sicherste Beweis für die Realität unsrer Vorstellung. Denn wenn wir plötzlich vor uns die Gestalt eines Menschen sehen, wo wir keinen vermuthen, befreit uns allein der Tastsinn von der Ungewißheit: sobald wir einen Menschenleib fühlen, glauben wir, daß er wirklich da sei. So ist das Tastgefühl in der That der Sinn der Realität; denn während uns die anderen Sinne nur über die Eigenschaften der Dinge belehren, unterrichtet er uns über ihre Existenz. Und da jede Betastung eines Objekts zugleich mit der passiven Druckempfindung, welche wir haben, die Vorstellung eines aktiven Widerstandes von Seiten der Körper hervorruft, so leitet uns das Tastgefühl zur Bildung des Kausalitätsverhältnisses, d. h. zur Wechselbeziehung von Ursache und Wirkung, Thun und Leiden.

Dieſes Verhältniß tritt uns noch deutlicher entgegen, wenn wir uns ſelbſt betaſten; da ſind wir Subjekt und Objekt, Urſache und Wirkung zugleich. Handgreiflichkeit bedeutet daher den höchſten Grad von Unumſtößlichkeit.

Beſonders wichtig für die Erkenntniß der Dinge iſt die Muskelempfindung. Sie vermittelt zwiſchen Sinnenreiz und Muskelbewegung, ſie lehrt uns die Geſtalt eines Körpers ſicher kennen dadurch, daß wir ihn umfaſſen, ſie giebt den anderen Sinnen ihre Richtung, ſo daß aus Sehen Schauen, aus Hören Horchen, aus Taſten Betaſten wird; ſie iſt auch die Vorbedingung wie für Sprechen und Singen, ſo für Wollen und Handeln. Unter ihrer Leitung führen wir die kunſtvollen Bewegungen beim Gehen, Tanzen, Schreiben, Zeichnen u. ſ. w. aus. Die Hand aber iſt, wie ſchon Ariſtoteles erkannte, das „Werkzeug der Werkzeuge", gleichſam das Fühlhorn des Menſchen; indem ſie an der Oberfläche der Körper entlangfährt, erhalten wir durch die Muskelempfindung Einblick in deſſen Wärme, Glätte, Form und Größe. Beſonders wenn die Hand, an einer Fläche entlanggehend, plötzlich an deren Ende in eine andre Richtung übergehen muß, kommt uns dadurch die Vorſtellung von der dritten Dimenſion (der Perſpektive), noch unterſtützt durch die Muskelempfindung, welche aus der Bewegung nach vorn oder hinten, rechts oder links entſteht. Löſen ſich endlich die Objekte durch ihre eigne Bewegung oder durch unſre Veränderung des Geſichtspunktes von der Fläche, in welche ſie feſtgebannt ſchienen, heraus, ſo bilden wir ſchließlich die Vorſtellung des Raumes als einer Hohlkugel, in welcher alle Dinge nebeneinder ſchweben.

Dieſe Raumvorſtellung beeinflußt, da ſie die anſchaulichere iſt, dann auch diejenige der Zeit. Auch die Weltgeſchichte erſcheint uns als ein dunkler Hintergrund, aus dem ſich bedeutende

Männer und Ereignisse lebhaft gefärbt abheben. Die aufeinander folgenden Stunden, Tage, Monate, Jahre und Jahrhunderte stellen wir als eine Reihe vor, an welcher die für uns wichtigen Daten gleichsam die Meilenzeiger sind. Ebenso erscheint uns unser eignes Leben als eine Reise (vgl. S. 22), deren Stationen die Neujahrs-, Geburtstage oder sonst wichtige Erlebnisse sind. Und wie nach rückwärts, so verlängern wir auch in die dunkle Zukunft die Lebensstraße, deren Ende ins Meer der Ewigkeit mündet.

Daß Raum und Zeit und Außenwelt *nicht* blos subjektive Vorstellungen von uns sind (wie Kant, Fichte, Berkeley u. A. behaupten), erhellt aus Folgendem: zunächst liegt unsrer Zeitanschauung ein Nacheinander von Zuständen unsres Bewußtseins zu Grunde, also eine Reihe wirklicher Veränderungen. Diese aber haben wiederum organische, tellurische und kosmische Veränderungen zur Voraussetzung. Denn unsre Minuten, Stunden, Tage, Monate und Jahre sind ja doch nicht willkürliche, sondern durch den Zusammenhang der Planeten bestimmte Abschnitte. Mithin ist Zeit nur ein andres Wort für *Geschehen*, wie auch die der Zeit beigelegten Prädikate: Zahn, Flug, Trost der Zeit u. ä. beweisen. Die Raumvorstellung aber kommt, wie gezeigt, allmählich und durch Wechselwirkung zwischen unsern Sinnen und der Außenwelt zu Stande. Und wenn auch der Raum gewiß nicht ebenso ist, wie wir ihn vorstellen, so erwartet doch nicht blos der gesunde Menschenverstand, sondern auch Mathematik und Naturwissenschaft, daß unserm Raumbilde ein objektiver Raum entspreche. Dies wird auch durch die erfolgreiche Einwirkung unsres Willens mittelst der Glieder und sonstiger Werkzeuge auf die Dinge da draußen bewiesen. Mit Hülfe der Physik und Chemie erfahren wir, daß der Raum im Grunde

dasselbe ist wie die Zeit, nämlich das objektive Geschehen, nur daß wir es dort als eine Fläche nebeneinander, hier als Linie, nach einander vorstellen. Denn da es keine leere Stelle giebt, so sind die Dinge gar nicht im Raume, wie man zunächst annimmt, sondern sie bilden den Raum selbst; ferner „sind" sie nicht irgendwie, d. h. so oder so geartet, sondern sie existiren nur so und hier, weil sie sich auf die und die Weise bethätigen. Ihre Eigenschaften bezeichnen also nicht starre, todte Zustände, sondern Bethätigungen. Denn nicht nur des Menschen, nicht nur jedes organischen Wesens Leben, sondern überhaupt aller Dinge Existenz besteht in Selbstbehauptung und Thätigkeit! —

---

4. Schon bei den bisher betrachteten Denkprozessen haben wir stillschweigend die logischen Grundgesetze berührt. Die erste und wichtigste That des Selbstbewußtseins ist, wie gezeigt (S. 150), das Unterscheiden. Ohne dies giebt es weder Subjekt und Objekt, weder Innen und Außenwelt, noch Empfinden, Vorstellen, Anschauen und Wahrnehmen. Darauf beruht auch das erste logische Grundgesetz, der Satz der Identität, welcher lautet: A = A, oder jedes Ding ist was es ist, nämlich sich selbst gleich. Oder, was dasselbe ist (Satz des Widerspruchs): A ist nicht Non-A, dies Ding kann unmöglich zugleich sein Gegentheil sein. — So einfach dieses Denkgesetz erscheint, so ist es doch die Voraussetzung aller Erkenntniß. Denn wir können absolut Nichts denken oder sagen, ohne es von Andrem zu unterscheiden. Hierin liegt Zweierlei: einmal verneinen wir von diesem Dinge, daß es ganz so sei, wie die andern Dinge, sonst wäre es ja eben nicht dieses; sodann behaupten wir von ihm die und die bestimmten Eigenschaften, kraft deren es sich

von den andern unterscheidet. Völlig Unbestimmtes können wir daher überhaupt nicht vorstellen; so ist das reine Sein wie das reine Nichts, der leere Raum wie die Ewigkeit für uns absolut unvorstellbar. Der Satz der Identität hat nun weitgehende Bedeutung. Zunächst gründet sich darauf die Möglichkeit der Begriffsbildung, welche wir alsbald genauer betrachten werden; ferner die Fähigkeit des Menschen, sich Dinge vorzustellen und sie mit einander zu vergleichen. Denn wenn z. B. der farnesinische Herkules nicht mit sich identisch wäre, könnte ich unmöglich wissen, ob ich mir ihn richtig vorstelle, und wenn ich davon rede oder schreibe, ob der Herkules wirklich so beschaffen ist. Auf diesem Satze beruht ferner alle Entwickelung, sowohl der einzelnen Organismen als auch der organischen Gemeinschaften. Denn wenn sich nicht, trotz aller Veränderungen, welchen jedes Ding und Wesen fortwährend ausgesetzt ist, eine bleibende Form identisch behauptete, so hörte alle Ordnung, aller vernünftige Zusammenhang auf. Aber auch alle Erziehung, Rechtspflege, ja überhaupt aller Verkehr mit den Menschen wäre in Frage gestellt, falls jener Satz nicht gälte. Denn wie wollte man pädagogische Vorschriften, juristische Gesetze und gesellschaftliche Regeln durchführen, wenn man keine Garantie hätte, daß die Menschen im Allgemeinen immer sich selbst gleich, daß der Zögling, den wir erziehen, der Mensch, auf den wir einwirken wollen, im Großen und Ganzen morgen derselbe ist wie heute. — Ferner hat unser Satz hohe Wichtigkeit als Prüfstein der Wahrheit. Denn da jeder Begriff die Summe der Eigenschaften ist, welche einem Dinge zukommen, so folgt aus dem Satz der Identität, daß keinem Dinge ein Merkmal, ein Prädikat unberechtigter Weise zu- oder abgesprochen werden darf. Rede ich also z. B. von Gott, so darf

ich ihn nicht ein endliches, irrthumsfähiges Wesen nennen; ich darf ihm weder Reue noch Rachsucht u. dgl. beilegen. Oder gebe ich einmal zu, daß Eisen schwerer ist als Wasser, so darf ich nicht behaupten, daß der Prophet Elisa (2. Könige 6, 6) die Axt des Holzhauers habe schwimmen lassen; oder erkennen wir einmal an, daß die Sonne stehe, die Erde hingegen sich um dieselbe bewege, so dürfen wir auch nicht sagen, daß die Sonne auf Josua's oder Jesajah's Befehl gestanden oder sich gar zurückgewendet habe (Jos. 10, 12. Jes. 38, 8). Dasselbe gilt von allen Wundergeschichten. Entweder giebt es Naturgesetze, d. h. ein gleichmäßiges, vernünftiges Geschehen, dann gelten sie überall — oder es giebt keine. Dann müssen wir aber auch die Wunder glauben, welche von Zeus, Wotan, Buddha, von Apollonius aus Tyana, Mohammed, Zoroaster u. s. w. erzählt werden. Dann sind z. B. nicht nur Elias und Christus, sondern auch Romulus, Herkules, Maria u. A. gen Himmel gefahren. Freilich, hier heißt es gewöhnlich: „Ja, Bauer, das ist ganz was andres" — aber mit Unrecht. Nur kirchliche Interessen lassen den Menschen gegen den hier gültigen Identitätssatz verstoßen. Dasselbe Motiv liegt auch dem jesuitischen Prinzip zu Grunde: „Der Zweck heiligt das Mittel." Gewiß, der Zweck, zu dessen Erreichung ich dies oder das thue, ist maßgebend für die Beurtheilung des Mittels. Wer einen Menschen tödtet aus Selbstsucht und mit Absicht, wird als Mörder hingerichtet; wer es aus Nothwehr oder unabsichtlich thut, wird entweder gar nicht oder nur als Todtschläger bestraft; wer aber tödtet aus Patriotismus und absichtlich, wird belohnt. Tödten und Tödten ist also nicht immer dasselbe; es gewinnt erst seinen Charakter durch die Absicht, wie überhaupt jede menschliche That. Und insofern hat jener jesuitische Satz seine Berechtigung; wer mir

körperlichen Schmerz zufügt, um mich zu kränken, den werde ich verklagen; thut dasselbe hingegen der Arzt, so wird er von mir gelobt und theuer bezahlt. Wer ein Kind auf der Straße ohne jeden vernünftigen Zweck schlägt, wird mit Recht zur Verantwortung gezogen, wer jedoch als Lehrer seinen Zögling väterlich züchtigt, verdient Dank und Beifall. — Unser Jesuitensatz aber meint: der gute Zweck heiligt das schlechte Mittel; zur Ehre Gottes, des Papstes, der Kirche, des Klerus oder auch der Jesuiten könne der Mensch auch Schlechtes thun, z. B. stehlen, lügen, morden u. dgl. Diese frevelhafte Anschauung wird durch den Satz der Identität gerichtet. Denn was schlecht ist, kann nimmermehr gut heißen (A = A!), und alle sog. Mittel sind ja an sich auch zugleich Zwecke, da sie doch ebenso erstrebt werden wie diese; nur sofern sie uns zur Erreichung unsres Endziels behülflich sind, heißen sie Mittel. — Unendlich oft im Leben, namentlich in politischen, kirchlichen, wissenschaftlichen und sozialen Parteikämpfen, wird gegen den Satz von der Identität verstoßen. Im Prinzip wird dies oder jenes zugegeben, in der Praxis geleugnet; was man noch gestern schwarz nannte, soll heute, wo das eigne Interesse mit ins Spiel kommt, weiß sein u. s. w. —

---

5. Die logische Umkehrung des Identitätsgesetzes ist der Satz des Widerspruches, welcher lautet: „Zwei entgegengesetzte Begriffe und Urtheile können nicht beide zugleich wahr sein; oder einfacher: Etwas kann nicht das Nämliche sein und auch nicht sein“ *). Dieser Satz ist als Prüfstein sowohl für die logisch

*) Vgl. meine Logik S. 92 ff.

Richtigkeit als auch für die sachliche Wahrheit einer Behauptung höchst wichtig. So erkennt man dadurch die Unrichtigkeit von Begriffen, wenn sie bei tieferer Zerlegung auf sich selbst widersprechende Urtheile führen, z. B. Gottmensch, Indifferentismus, Atom u. s. w. Zwei Urtheile ferner sind unrichtig, wenn sie einander ausschließen oder aufheben; z. B. wenn man behauptet, unsre Thaten seien seit Ewigkeit prädestinirt und die Menschen seien dafür verantwortlich — ein Urtheil hebt nämlich das andre auf. Insofern hat unser Satz große Bedeutung für alle Untersuchungen wissenschaftlicher, juristischer oder praktischer Art, sowie für Disputationen. Gelangt man dabei zu Schlüssen, welche irgend einem zuerst als richtig anerkannten Urtheile widersprechen, so muß entweder die eine oder die andre Behauptung oder jede von beiden falsch sein. Dies schließt natürlich nicht aus, daß beide theilweis richtig sind, im Gegentheil, so sind ja meistens die Behauptungen der Menschen beschaffen. Sagt z. B. der Eine, die absolute Monarchie sei die beste Regierungsform, ein Andrer dagegen, die absolute Demokratie, so kann nur eine von beiden Aussagen richtig, wahrscheinlich aber werden beide falsch sein. Dasselbe gilt von allen Extremen, besonders in der Beurtheilung von Charakteren. So war Muhammed weder der einzige Prophet, wie seine Anhänger sagen, noch ein Betrüger, wie ihn viele Gegner nennen; Gustav Adolf hat weder blos aus Ehrgeiz noch blos aus Frömmigkeit den deutschen Protestanten Hülfe geleistet; Swedenborg war weder ein Geisterbanner noch ein Gaukler u. dgl. m. Aus diesen Beispielen erkennt man zugleich, daß manche Urtheile sich zwar den Worten, aber nicht dem Sinne nach widersprechen, weshalb es bei jeder Disputation vor allem nöthig ist, den Sinn der Worte festzustellen. So heißt z. B. Blücher mit Recht der „weiße Jüngling“, die Liebe

eine „süße Qual", nutzloses Thun ein „geschäftiger Müßiggang". Darum darf man aber nicht, wie Fichte, Schelling und Hegel thaten, Widerspruch mit Gegensatz verwechseln; nicht jener, sondern dieser ist die Voraussetzung alles Lebens, aller Entwickelung, aller Kunst! —

Eine Folgerung des eben besprochenen Denkgesetzes ist der Satz vom ausgeschlossenen Dritten, wonach von zwei Urtheilen, die sich wirklich ausschließen, nicht beide falsch sein können. So giebt es kein Mittleres, Drittes zwischen Sein und Nichtsein, Schuld und Unschuld, Leben und Tod, Ausdehnung und Punkt u. dgl. Wollte Jemand einwenden, derselbe Mensch könne ja dennoch schuldig und unschuldig zugleich sein, so ist dies nur in dem Falle zuzugeben, daß man dasselbe Subjekt unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet; z. B. kann es schuldig des Raubes und Todtschlages, aber unschuldig des Mordes sein. In Bezug auf den Mord ist es jedenfalls entweder schuldig oder unschuldig, ein Drittes giebt's nicht (tertium non datur). Wieviel Streit würde vermieden, wenn sich die Leute erst über das Dilemma (die Doppelfrage) einigen wollten, z. B. bei einer Disputation über den Zufall, die Willensfreiheit, die Auferstehung, über Schutzzoll, Menschenrechte u. dgl. Meistens merken die Streitenden erst nach langer leidenschaftlicher Aufregung, daß sie ja über die Prämissen ganz verschiedener Meinung waren, ihr ganzer Disput folglich absolut zwecklos war! —

---

6. Schon in den bisher betrachteten Denkgesetzen war der für die Erkenntniß der Wirklichkeit wichtigste Satz vom Grunde enthalten, welcher lautet: „Jedes Ding muß seinen Grund und seine Ursache haben". Denn die Richtigkeit der einen von zwei

schnurstracks entgegengesetzten Behauptungen ist der Grund für die Unrichtigkeit der andern; oder die Falschheit dieser folgt aus der Richtigkeit jener. Ebenso ist die Identität eines Dinges der Grund für die Gleichheit seiner Eigenschaften. Dieses ist die logische Seite des Satzes. Grund und Ursache sind übrigens nicht dasselbe! Für jede Behauptung verlangt der Mensch einen Erkenntnißgrund. Warum soll ich dies oder das glauben? Durch diese sich fort und fort aufdrängende Frage, welche den Menschen weit über das Thier hinaushebt, giebt sich sein Trieb nach *Wahrheit* zu erkennen, welcher natürlich erst mit fortschreitender Entwickelung des Individuums erwacht. Als Kind nimmt es zunächst Alles für wahr hin, was ihm ältere Personen sagen. Aber Jeder hat gewiß schon mit Verwunderung beobachtet, wie frühe die Kinder nach dem Grunde einer Sache fragen; ja sie sind so begierig darnach, daß man nur wünschen kann, auch die Erwachsenen möchten es zeitlebens sein. Was heißt das aber, den Grund für eine Behauptung angeben? Wann ist denn eine Behauptung begründet? Offenbar dann, wenn sie als in Uebereinstimmung mit den letzten Grundsätzen (Prinzipien, Axiomen) der Erkenntniß aufgewiesen werden kann. Selbstverständlich wird dieser Nachweis verschieden schwer sein gegenüber verschiedenen Individuen. Je oberflächlicher, dümmer oder unwissender ein Mensch ist, desto leichter wird ihn eine Erklärung befriedigen; je gründlicher, scharfsinniger oder unterrichteter er ist, desto schwerer wird er zu überzeugen sein.

Das unbegründete, subjektive Fürwahrhalten irgend einer Behauptung oder Thatsache heißt *Meinen*. Sobald es irgendwie begründet wird, entsteht daraus *Glauben* oder *Wissen*. Der Glaube stützt sich auf Gründe von subjektiv zureichender Gewißheit, d. h. auf solche, welche dem Einzelnen genügen, um darauf

hin eine Behauptung für wahr zu halten. Diese Gründe werden entweder die Aussagen solcher Personen sein, denen der Mensch Autorität beimißt, d. h. Glauben schenkt; oder aber subjektive Erfahrungen. Darum beherrscht der Glaube besonders das Gebiet des Gemüths, also Liebe, Freundschaft, Religion und Moral. So glaubt das Kind seinen Eltern, theils weil ihre Aussagen sich stets als wahr bewiesen, theils weil sie selbst ihm nur Gutes gethan haben; der Christ glaubt an Christus, seinen Erlöser, weil erstens die Apostel, denen er glauben zu können meint, ihn als solchen darstellen, und zweitens, weil er des Heilandes segensreichen Einfluß selbst erfahren hat. Die Jungfrau von Orleans glaubte von der Himmelskönigin selbst berufen zu sein, theils weil ihr glaubwürdige Leute von ihrer göttlichen Macht erzählt, theils weil sie selbst (wenn auch visionär) sie wirklich geschaut hatte. Wir glauben an die Redlichkeit eines Menschen, wenn wir dieselbe nicht nur von Andern rühmen hören, sondern sie selbst thatsächlich erproben. Auch der Credit gehört, wie die Bedeutung des Wortes anzeigt, in das Gebiet des Glaubens; ebenso der Ruf, den der Mensch als Gelehrter, Künstler, Handwerker, ja als Mensch überhaupt genießt.

Verschieden vom Glauben ist das Wissen. Zwar die subjektive Gewißheit ist beidemal gleich; d. h. der Gläubige hat mindestens eine ebenso feste Ueberzeugung wie der Wissende. Sie unterscheiden sich aber in doppelter Hinsicht: einmal dem Inhalte nach, denn der Glaube geht über das Wissen hinaus und umfaßt auch dasjenige, was man nicht wissen kann; zweitens ist ihre beiderseitige Begründung verschieden. Das Wissen stützt sich auf objektiv zureichende Gründe, d. h. auf solche, die von allen vernünftigen Menschen anerkannt werden müssen. Der Glaube kann nur angenommen oder verworfen werden; man kann

Andere davon überzeugen, dafür gewinnen, ja begeistern; aber „andemonstriren", d. h. beweisen läßt er sich Niemand. Das Wissen hingegen läßt sich wohl andemonstriren, ja, nur soweit es sich wirklich beweisen läßt, ist es Wissenschaft; sie bedarf keiner Ueberredung, keines poetischen oder rhetorischen Schmuckes; ihre einzige Waffe ist die Logik. Wer logisch denken kann und — will, muß die Folgerungen und die Prinzipien des Wissens anerkennen; wer freilich die einfachen Denkgesetze nicht respektirt, für den giebt es keine Wissenschaft.

Alle Beweise bestehen aus Schlüssen, diese wieder aus Urtheilen, diese aus Begriffen — Denkfunktionen, die wir im nächsten Kapitel genauer besprechen werden. Ein Beweis ist natürlich nur dann stringent, wenn klare Begriffe zu sachlich richtigen Urtheilen verbunden, und diese wieder logisch aus einander gefolgert werden.*) Damit hängt die zweifache Art aller wissenschaftlichen Beweise zusammen: sie sind entweder rational oder empirisch. Entweder wird gezeigt, daß eine Behauptung schließlich in einem Denkgesetz (Axiom) begründet und vom Gegner stillschweigend längst anerkannt worden ist; so „folgert" die Mathematik ihr ganzes System aus einigen allgemein anerkannten Grundsätzen. Oder man zeigt, daß die Behauptung mit empirisch erwiesenen Thatsachen übereinstimmt. Jene, die rationalen Beweise, benutzen die verschiedenen Formen des Schlusses und verfahren deduktiv, d. h. zeigen die Behauptung, um die es sich handelt, als einen besondern Fall einer allgemeinen Regel auf. Sie bleiben innerhalb des Satzes von Grund und Folge stehen.

Die empirischen Beweise dagegen, welche auf Thatsachen fußen, müssen den Satz vom Grunde zum Kausalitätsgesetz

* Vgl. hier meine Logik S. 213 f.

erweitern, welches lautet: jede Erscheinung hat eine oder mehrere Ursachen. Wohl ist auch die Wissenschaft, selbst die exakte Naturforschung, auf das Zeugniß, die Autorität Anderer angewiesen. Der Historiker schöpft ja nur daraus seine Kunde, aber auch der Naturforscher kann nicht alle Experimente, von denen ihm Andre berichten, nachprobiren. Umsomehr müssen beide die Glaubwürdigkeit ihrer Zeugen prüfen; und zwar sowohl vom persönlichen als auch vom sachlichen Gesichtspunkt aus. Zunächst muß man fragen: Haben die Zeugen die Wahrheit überhaupt berichten *wollen*? Oder ist ihr Bericht durch Parteilichkeit von vornherein unzuverlässig? Wieviel ist davon einfaches Referat, wieviel Raisonnement? Ja, sind die den Zeugen zugeschriebenen Schriften überhaupt echt? — Nachdem dies durch die philologische und historische Kritik festgestellt worden, drängt sich die mindestens ebenso schwierige Frage auf: *Konnten* jene Zeugen die Wahrheit berichten? Haben sie selbst die Thatsache, von der sie sprechen, gesehen, gehört oder erzählen sie nur nach, was Andre gesehen, gehört, beobachtet haben? Und wenn sie selbst Augen-, resp. Ohrenzeugen sind, hatten sie Beobachtungsgabe, Bildung und Urtheil genug, um sich nicht doch zu irren? Und falls ihnen auch dies Alles zugestanden werden müßte, stehen nicht die von unseren Autoritäten berichteten Thatsachen unter einander oder mit den Denkgesetzen oder mit unsrer ganzen sonstigen Naturerkenntniß im Widerspruch?

Dies führt uns auf das *Kausalitätsgesetz*. Wir verlangen zur Befriedigung unsrer Vernunft, daß jedes Ding seine Ursache habe. Entweder vermögen wir sie anzugeben oder wir ruhen nicht eher, als bis wir es können. Auf keinen Fall geben wir uns mit der Berufung auf eine übernatürliche Kausalität — Gott, Engel, Spirits — zufrieden. Nehmen wir einen

ziemlich einfachen Fall: Ein Physiker hat in seinem Zimmer dicht an der Wand ein frei schwebendes Pendel aufgehängt, das von Nord nach Süd ausschlägt. Da bemerkt er, daß jede Schwingung in einer Kurve sich der Wand nähert. Dies muß einen Grund oder, besser gesagt, eine Ursache haben. Zunächst probirt er die bekannten Möglichkeiten durch: ob vielleicht das Pendel selbst ungleich oder seine Aufhängung fehlerhaft ist; ob sich in der Wand zufällig ein Magnet oder übermäßig viel Eisentheilchen finden. Falls alle diese Annahmen nicht zutreffen, wird da der Gelehrte etwa vermuthen, daß die Schwingung ohne Ursache abweiche oder weil ein Geist im Pendel es willkürlich so regiert? Keineswegs, sondern er wird eine naturwissenschaftliche Hypothese aufstellen, d. h. irgendeine natürliche Ursache statuiren, als deren Wirkung er die sonderbare Abweichung ansieht. Erklärt sich daraus sowohl diese Erscheinung als auch manche verwandte, so probirt er noch mehrmals, ob nicht seine Hypothese mit andern anerkannten Naturgesetzen in Widerspruch stehe, bis ihm seine Annahme zur Gewißheit wird. Sollte sie das aber auch nicht werden, so wird er dennoch seine Zuflucht nicht zu übernatürlichen Kräften nehmen, sondern die Auffindung der Ursache für sein merkwürdiges Phänomen lieber der Zukunft überlassen.

Warum besteht aber der Forscher darauf, daß keine Annahme den *Naturgesetzen* widerspreche? Weil diese die stets und überall vorhandene Verknüpfung gewisser Ursachen und Wirkungen bedeuten. Denn Gesetz im wissenschaftlichen Sinne heißt ja nichts andres als die Gleichmäßigkeit des Geschehens; alles Geschehen aber ist das Resultat von Thun und Leiden, Aktion und Reaktion, von Ursache und Wirkung. Die Ursache ist die Bedingung für die Wirkung, jene muß also dieser vorangehen, diese aus ihr folgen (Wirkung = Folge, Ursache =

Grund). Aber freilich nicht immer folgt die Wirkung zeitlich und räumlich auf die Ursache, sondern meist nur logisch; denn eine Erscheinung oder Kraft ist nur insofern Ursache als sie eben wirkt. Ursprünglich mögen allerdings die Menschen so auf die Idee der Ursächlichkeit gekommen sein: sie sahen auf die Abendröthe die Nacht folgen, daraus schlossen sie (diesmal richtig), das Verschwinden der Sonne ist die Ursache für die Nacht. Meistens aber täuscht uns die zeitliche Folge zweier Erscheinungen (post hoc, ergo propter hoc): die Ankunft der Störche ist nicht der Grund für Frühlingsanfang, das Steigen des Barometers nicht derjenige für schönes Wetter, die Drehung der Zeiger an der Uhr nicht die Ursache für das Sinken des Gewichts u. s. f. Aber trotz so mancher Täuschung bietet uns das zeitliche Verhältniß doch wenigstens einen Anhalt für die Auffindung der Ursache. Gehen wir z. B. heute vor Sonnenaufgang auf ein freies Feld und sehen Punkt 6 Uhr die Sonnenscheibe an einer bestimmten Stelle über den Horizont emporsteigen, morgen dagegen 2 Minuten später, so vermuthen wir, dafür müsse die Ursache irgend ein Umstand innerhalb der Außenwelt sein, vorausgesetzt, daß unsre Uhr ganz richtig geht.

Freilich, nicht immer läßt sich die Ursache selbst beobachten, wie z. B. beim Funkenschlagen, Lichtanzünden, Wasser ausgießen; denn meist ist die Ursache nicht mehr zu sehen, sobald die Wirkung eintritt. Man denke nur an das Schießen: nachdem die Kanone richtig geladen, zuckt der Kanonier an einem Bindfaden, in demselben Moment blitzt es aus der Mündung, gleich darauf erdröhnt ein Knall, und wieder nach kurzer Zeit sehen wir durch den Krimstecher in weiter Entfernung von uns das Projektil einschlagen. Woher wissen wir, daß diese Reihe von Vorgängen durch Kausalnexus, d. h. den Zusammenhang von

Ursache und Wirkung verbunden ist? Wir nehmen es durch den Schluß aus der Wirkung auf die Ursache an. Aber freilich, wie viel große, ja furchtbare Irrthümer sind aus diesem Schluß entstanden! Wir erinnern nur an das ungeheure Gebiet des Aberglaubens. Weil man meinte, die sogenannten „blutigen Hostien" wären von Feinden Christi zum Hohne durchstochen worden, hat man die Juden oft grausam verfolgt; weil man annahm, der Mensch könne dem Teufel seine Seele verschreiben und dafür Reichthum, Wissen, Schönheit u. a. erlangen, hat man zahllose Unschuldige gemartert und verbrannt; weil man Mißwachs, Viehseuche, Pest u. Ä. auf Hexerei zurückführte, fand die abscheuliche Inquisition so ausgiebige Arbeit. Ja, wieviel unschädliche oder gar nützliche Thiere sind vom Landwirth tödtlich verfolgt worden, weil er sie für Feinde seines Fleißes hielt!

Der einzige Fall, wo wir mit Bestimmtheit den Zusammenhang von Ursache und Wirkung kontroliren können, ist die willkürliche Bewegung unsrer Glieder. Wir empfinden z. B. ein Kitzeln auf unsrer ruhig ausgestreckten Hand; ein Blick belehrt uns, daß es wahrscheinlich durch eine dort sitzende Mücke hervorgerufen ist. Der Wille giebt der andern Hand Anstoß, Bewegung und Lenkung — und die Mücke ist gefangen. Der Leib also ist auch hier, wie oben (S. 151) das einzige Gebiet, wo Subjekt und Objekt sich berühren. —

---

7. Die letzte Kategorie unsres Denkens ist der Zweck. Er kann als die Umkehrung der Kausalität betrachtet werden; denn während diese nach rückwärts schließt, treibt uns jener vorwärts. Unter Zweck versteht man diejenige Vorstellung, deren Verwirklichung beabsichtigt wird. Es ist also das letzte Glied in der Kette von Dingen, Erscheinungen oder Zuständen, die im

Zusammenhange von Ursache und Wirkung stehen. Hat Jemand z. B. den Zweck, Arzt zu werden, so schwebt ihm die Vorstellung seiner eignen ärztlichen Praxis als Schlußglied einer langen Reihe von Zuständen vor, welche (als Mittelglieder) von ihm durchlaufen werden müssen: Besuch eines Gymnasiums, Abiturientenexamen, Universitätsstudium, verschiedene Examina u. dgl. m. Wer einen Zweck will, muß auch die Mittel wollen — wie Goethe treffend sagt: „Wer Gutes will, der sei erst gut! Wer Freude will, besänftige sein Blut. Wer Wein verlangt, der keltre reife Trauben! Wer Wunder will, der stärke seinen Glauben!“ (Faust, II, 1).

Natürlich können sich zunächst nur Menschen Zwecke setzen; in gewissem Sinne aber auch Thiere, wie man häufig beobachten kann. Doch spricht man auch von einer Zweckmäßigkeit der Natur, besonders in den Organismen (s. o. S. 56), welche so wunderbar entstehen und sich entwickeln, daß selbst Forscher, wie Burmeister und Virchow, nicht umhin können, deren Planmäßigkeit anzuerkennen.*) Aber mag dem sein, wie ihm wolle, in der Menschenwelt jedenfalls herrscht die Teleologie, d. h. die Betrachtung der Dinge unter dem Gesichtspunkte des Zweckes (S. 28 f.). Mag man unsrem Leben als Ganzem einen Endzweck zuschreiben oder nicht (vgl. Kap. 2), im Einzelnen läßt es sich unmöglich führen, ohne fort und fort durch Zwecke bestimmt zu sein. Ja, wollte ein Thor behaupten, ihn beherrsche die Kategorie des Zweckes nicht, das Leben selbst würde ihn durch seine kategorischen Forderungen bald eines Andern belehren. Denn „solange nicht den Bau der Welt

* Vgl. H. Ulrici „Gott und der Mensch“. S. 40 f. Leipzig, T. O. Weigel. 1866.

Philosophie zusammenhält, gehorcht dies Weltgetriebe dem Hunger und der Liebe!" (Schiller.) Daß alle Menschen nach Zwecken handeln, ist die allgemeine Voraussetzung von Erziehung, Rechtspflege, Handel und Verkehr. Wie tief die teleologische Weltbetrachtung in unsrem Geiste wurzelt, lehrt nicht nur die sich uns bei jedem Dinge aufdrängende Frage: „Wozu dient es?" sondern auch die schon bei kleinen Kindern zu beobachtende Neugier, den Zweck aller Dinge zu erfahren. Absolut zwecklos, verlangt der Mensch, soll nichts in der Welt sein. Daher die oft abgeschmackten Erklärungen über den Zweck mancher Thiere, Pflanzen, Mineralien; daher die manchmal engherzige Auffassung der ganzen Welt als einer für den Menschen bequem eingerichteten Wohnung. Die Sonne soll dazu da sein, uns am Tage, der Mond, uns bei Nacht zu leuchten; die Steinkohlenlager, uns im Winter ein warmes Zimmer, die ganze Thier- und Pflanzenwelt, uns Nahrung und Kleidung zu geben.

Mit Recht spottet darüber die exakte Naturforschung, welche nur nach dem „Wie", höchstens nach dem „Warum?" der Dinge fragt. Und doch, der Mensch kann einmal nicht anders, wie die Darwin'sche Theorie beweist, welche alle Teleologie aus der Welt zu schaffen verheißt, aber gerade das Walten von Zwecken am deutlichsten bestätigt.*) Denn, fragen wir, woher jenes „unbewußt und planlos wirkende Verhältniß", von dem die Hypothese Darwin's ausgeht? Ist es blinder Zufall, daß alle Organismen variabel sind, daß sie alle mit individuellen Unterschieden geboren werden, und daß diese Unterschiede sich vererben, sich häufen, summiren und befestigen? Ist

*) Vgl. H. Ulrici „Gott und die Natur". S. 383 f. Leipzig, Weigel. 3. Aufl. 1875.

es Zufall, daß sie sich übermäßig vermehren, die Nahrungsmittel ihnen aber unzureichend zugemessen sind, wodurch der Kampf ums Dasein entbrennen muß? Und ist das infolge dessen die Natur beherrschende „Gesetz der Vervollkommnung" auch nur Zufall? Wer das behaupten wollte, der dürfte auch nicht mehr von Gesetzlichkeit und Nothwendigkeit der Naturvorgänge reden. Denn Zufall heißt doch nichts Andres als objektive Willkür und schließt daher Nothwendigkeit aus. Sind mithin alle jene Umstände, welche Darwin für seine Theorie anführt, nicht bloße Zufälligkeiten, so folgt, daß sie von irgend einer zweckmäßig denkenden und wirkenden Kraft absichtlich so gesetzt sein müssen, die Vervollkommnung der Organismen durchzuführen. Dasselbe wird durch die „Correlation (d. h. Wechselbeziehung) der Theile" an den Organismen bewiesen, wonach sich in der Regel kein Theil verändern kann, ohne zugleich Aenderungen in andern Theilen nach sich zu ziehen. Diese, die Entwickelung der Arten am meisten fördernde Einrichtung muß schon ursprünglich bestanden haben, muß mit Absicht von irgend einem Zwecksetzer getroffen worden sein. Aber diese „Correlation" umfaßt sogar verschiedene Organismen, ja ganze Arten. So hängt die Fortpflanzung mancher Blumen davon ab, daß Insekten, die von ihrem Blüthenstaube leben, den an ihren Leib sich anhängenden Samen der männlichen Blüthe zur weiblichen hinübertragen. Entweder ist dieses eine weise Einrichtung, d. h. von einem erwägenden, planmäßig wirkenden Verstande gesetzt, oder ein Zufall, der sich aber in nichts von Zweckthätigkeit unterscheidet. Dasselbe gilt von der Sexualität (Geschlechtlichkeit) aller höheren Organismen, welche nur auf Grund genauester Correlation der Geschlechter denkbar ist. Uns erscheint es absurd, mit Häckel zu behaupten, daß ein „unbewußt wirkendes mechanisches Ver-

hältniß" so komplizirte Wechselbeziehungen hervorrufen sollte, ohne die resp. Glieder zu kennen und ihr Zusammenpassen zu beabsichtigen. Solche materialistische Behauptung ist ebenso logisch wie v. Hartmann's Annahme eines Unbewußten, welches alle Eigenschaften eines bewußten Wesens hat, ausgenommen den — Namen!*) Daher pflichten wir Huxley vollständig bei, wenn er sagt: **) „Die teleologische und mechanische Auffassung der Natur schließen sich keineswegs nothwendig aus; im Gegentheil, je mehr ein Forscher sich rein auf den mechanischen Standpunkt stellt, um so gewisser gewahrt er ein ursprüngliches Arrangement, von dem alle Phänomene des Universums die Folge sind."

---

8. Dies ergiebt sich auch, wenn wir die eben betrachteten logischen Kategorieen mit einander vergleichen. Der Satz der Identität (S. 158) nebst seiner Umkehrung führt uns zuerst auf die Vorstellung und den Begriff des Einzeldinges. Wir verstehen darunter dasjenige, welches, trotz aller seiner Veränderungen, im Ganzen mit sich identisch bleibt. Unsre Analyse unterscheidet dann bald eine Reihe von Eigenschaften an ihm, welche wir als die Accidenzen der ihm zu Grunde liegenden Substanz gegenüberstellen. Obgleich dem Nachdenken einleuchtet, daß diese nichts andres sein kann, als die Summe jener, so scheint ihm doch die Substanz das Wesentliche an den Dingen zu sein. Und nicht ganz mit Unrecht; denn Wesen heißt nicht blos das Gewesene (etwa Verschwundene), sondern das intensiv Seiende. „Ewig still steht die Vergangenheit" (Schiller) —

---

*) Vgl. J. C. Fischer „Hartmanns Philos., ein Schmerzensschrei des gesunden Menschenverstandes". Leipzig. 1872.

**) „The Academy" 1869. I, p. 15. Vgl. meine „Hauptpunkte der Metaphysik" § 11. 12.

das Wesen ist keineswegs absolut vorbei, vernichtet, verwest; es wirkt vielmehr energisch fort in der Gegenwart. So ist z. B. das Wesen des Menschen sein innerster Charakter, welchem wiederum als Wesen die ihm vererbte Anlage zu Grunde liegt. Ist diese etwa im Laufe seiner Entwickelung verschwunden? Im Gegentheil, sie ward nur täglich mehr herausgestaltet. —

Die Kategorie der Substantialität führt aber unmittelbar auf die der Kausalität. Denn prüfen wir die sogenannten Eigenschaften (Accidenzen), so ergiebt sich, daß sie nicht todte Zustände, sondern lebendige Selbstbethätigungen der Dinge sind. Wir nennen dieses Goldstück schwer, rund, glänzend u. s. f. — was heißt das anders, als es drückt unser Tastgefühl, erregt in uns die Vorstellung des Kreises, affizirt unser Auge durch Lichtreflex u. s. w. So verwandelt sich die Substanz in eine Summe von Thätigkeiten. Diese aber sind nie einseitig, sondern zerlegen sich stets in Ursache und Wirkung. Denn insoweit als dieses Ding aktiv, ist jenes passiv. Man denke an irgend welchen chemischen oder physikalischen Vorgang: was ist z. B. bei einem Gewitter thätig? Der Blitz oder der Donner oder die in der ganzen Atmosphäre aufgehäufte Elektrizität? Oder im menschlichen Organismus — sind da nicht alle Glieder in Wechselwirkung? Dasselbe Verhältniß findet aber auch im ganzen Kosmos statt. Nur zu unsrer Bequemlichkeit stellen wir die Correlata: Ursache — Wirkung, Kraft — Stoff, Inneres und Aeußeres, Geist und Materie, Raum und Zeit auf.

Doch auch die Kategorie der Kausalität genügt nicht; auch sie verwandelt sich bei tiefer Betrachtung in eine andre. Wie kein Ding als Einzelsubstanz denkbar ist, sondern sich nur durch Wechselwirkung mit anderen behauptet, so fällt die Kausalität wiederum mit Zweckthätigkeit zusammen. Ursache, (sahen wir

S. 169) heißt ein Ding, sofern es das Eintreten irgend einer fremden Thätigkeit veranlaßt. Dies kann direkt, unmittelbar geschehen; meistens aber geschieht es indirekt, vermittelt durch andre Thätigkeiten. Alles vermittelte (durch „Mittel" bedingte) Thun aber heißt ja Zweck. Darum nennt man diesen auch richtig Finalursache (causa finalis) weil er die Ursache wird für Wahl und Durchführung der Mittel. So wird meine Absicht, mich vom Hunger zu befreien, die Ursache für mein Essen; dieses wieder für mein Arbeiten; umgekehrt ist Sattwerden die Wirkung meines Fleißes. Oder die Ruhmbegier ist für viele die Ursache ihrer Tapferkeit, umgekehrt diese die Ursache für ihre Berühmtheit. Ja, geht man in der mechanischen Naturbetrachtung weiter und behauptet, wie es logisch nothwendig ist, Alles in der Welt ist durch Alles bestimmt und wiederum bestimmt es Alles: so ergiebt sich daraus von selbst das Bild einer höchst zweckmäßig in einander greifenden Ordnung, wie schon das griechische Wort „Kosmos" richtig andeutet. Die mechanische Weltanschauung, welche nur von „ewigen Gesetzen", von „blinder" Nothwendigkeit", von „unerbittlichem Kausalzusammenhang" redet, spottet ihrer selbst, sie weiß nicht, wie. Denn diese Bezeichnungen setzen eine Relation alles Realen, eine Alles tragende Weltordnung voraus, worin jedes Einzelne Mittel und Zweck des Ganzen zugleich ist. Wie kein Stoff ohne Kraft, kein Aeußeres ohne Inneres, keine Wirkung ohne Ursache denkbar ist, so vermögen wir weder Wechselwirken, noch Zusammenhang, noch Einheit der Welt ohne eine zweck- und planvoll handelnde Vernunft, d. h. ohne Gott zu denken. —

Achtes Kapitel.

Denkregeln.

1. Wie unser Körper nicht bestehen kann ohne zu athmen, so muß unser Geist, um zu existiren, fortwährend **denken**, d. h. Vorstellungen haben. Dies sind die logischen Abbilder von Zuständen des Menschen selbst oder der Außenwelt. Sowohl aus theoretischem als aus praktischem Interesse verlangt der Mensch, daß sein Denken wahr sei, d. i. mit dem Sein übereinstimme. Denn sein logischer Trieb findet erst in dieser Uebereinstimmung von Denken und Sein, von Bewußtsein und Realität Befriedigung, und erfolgreiches Einwirken auf die Außenwelt hat eben jene zur Voraussetzung. Die **Wahrheit** ist daher ein theures Gemeingut der Menschheit. Wäre sie uns ewig verschlossen, so wäre alles Denken und Forschen, alle Wissenschaft eitel Spiegelfechterei; dürften wir nicht annehmen, daß wir, wenn auch in beschränktem Maße, logisch richtig denken und sachlich Wahres finden, so müßten wir für immer auf die Ergründung und Beherrschung der Natur verzichten. Die bekannte Pilatusfrage: „**Was ist Wahrheit?**“ ist, mit heiligem Ernst

aufgeworfen, berechtigt, ja um ihre Beantwortung hat sich die Wissenschaft, insbesondere die Philosophie, seit je bemüht; bedeutet sie aber nur in rhetorischer Form die Behauptung: Wahrheit giebt's nicht, so ist sie ein Zeichen eines schwächlichen, frivolen Skeptizismus, denn der Mensch kann die Wahrheit erkennen, wenn er nur nicht darunter ein bestimmtes System von Sätzen versteht, welche allein und absolut wahr seien, mögen sie einer übernatürlichen Offenbarung oder der einzigartigen Einsicht eines Menschen zugeschrieben werden. Die volle Wahrheit wird uns nicht zu Theil, weder einem Einzelnen noch einem Volke, noch einem Zeitalter, sondern ewig befindet sich die Menschheit auf dem dornenvollen Wege zu ihr hin; was das eine Individuum, Geschlecht oder Zeitalter für wahr gehalten, wird vom nächsten mehr oder minder verworfen. Trotzdem hat sich, wie die Geschichte des menschlichen Forschens beweist, die Wahrheit ihm immer mehr erschlossen, und nur ein unwissender oder verblendeter Lobredner der „guten alten Zeit" kann es leugnen, daß wir Moderne bedeutend mehr Wissen haben von unsrem eignen Wesen, von der Geschichte und von der Natur. Dies wird, abgesehen von einer Vergleichung der Wissensschätze verschiedener Jahrhunderte, auch dadurch einleuchtend, daß zunächst unsre Sinne, denen wir ja die Kenntniß der Außenwelt zumeist verdanken, nicht täuschen (S. 153); ferner gestatten die von uns aufgestellten mathematisch-mechanischen, chemischen und physikalischen Gesetze ihre Anwendung auf die ganze Natur; sodann erweisen sich unsre logischen Denkgesetze als haltbar auch gegenüber der Außenwelt; endlich stehen sogar die moralischen Vorschriften, welche die erleuchtetsten Geister aufgestellt haben, mit den Naturgesetzen im Einklang.

Im Anschluß an den im vorigen Kapitel besprochenen Denk-

prozeß wollen wir nun einige Denkregeln aufstellen, welche die Auffindung der Wahrheit erleichtern.

---

2. Ist Wahrheit die Uebereinstimmung von Sein und Denken, so setzt diese Definition nicht nur eine wirklich vorhandene Außenwelt voraus (vgl. S. 157), sondern auch die Wahrnehmung derselben durch uns. Denn wo Nichts ist, kann Nichts erkannt werden, und was wir nicht irgendwie wahrnehmen, ist für uns nicht da. Daher haben wir uns zuerst mit der sinnlichen Wahrnehmung zu beschäftigen.

Voraussetzung dafür ist, daß die Sinne normal gebaut und entwickelt sind. Man hat sie daher vor Verletzungen (Schlag, Stoß, Erschütterung, Verwundung), sowie auch vor zu großer Hitze und Kälte zu schützen. Ferner darf man sie nicht überreizen, sondern muß ihnen Ruhe und Erholung gönnen. Endlich muß man ihre Fähigkeit, Eindrücke aufzunehmen, durch sorgsame Uebung steigern.

Empfindungen sind die durch Nervenreizung veranlaßten Zustände der Seele. Diese kommen dadurch zu Stande, daß gewisse Bewegungen ponderabler oder imponderabler Materie einen Nerv treffen und dadurch erregen. Die Erregung, welche mit dem äußeren Reize durchaus keine Aehnlichkeit hat, pflanzt sich nun zum Gehirn fort, wo sie sich in den psychischen Zustand der Empfindung umsetzt. Alle Empfindungen sind nach Inhalt, Stärke und Ton verschieden. Wahrgenommen aber wird eine Empfindung nur dann, wenn die Seele ihr Aufmerksamkeit schenkt, d. h. körperliche und geistige Spannkraft anwendet, um die Empfindung als etwas für sie Werthvolles ins Bewußtsein aufzunehmen (zu percipiren). Jeder hat gewiß oft die Erfahrung

gemacht, daß er manchen Sinneneindruck erfuhr, ohne ihn überhaupt oder wenigstens sogleich zu bemerken. So gehen manchmal Bekannte an uns vorüber, und erst einige Augenblicke später fällt es uns ein, sie gesehen zu haben. Umgekehrt werden wir uns vieler dauernder Empfindungen nur bewußt, sobald wir einmal darauf achten; so ergeht es uns mit gleichmäßig andauerndem Geräusch (wie dem Klappern der Mühle) oder Leuchten (dem Tageslicht), mit dem Druck unsrer Kleider u. a. Oft starren wir, in Gedanken versunken, lange auf einen Punkt, ohne uns bewußt zu sein, was wir eigentlich sehen. Auch heftige Gemüthserregung (Leidenschaft, Zorn, Begeisterung) verhindert die Perception der Empfindung. So fühlt der schwärmerische Märtyrer kaum die Schmerzen und der Soldat bemerkt im Eifer des Kampfes oft nicht, daß er verwundet ist. Im Schlaf empfinden wir offenbar den Druck harter Gegenstände, den Reiz von Licht und Schall, den Kitzel, den uns die Fliege verursacht, aber wir sind uns dessen nicht bewußt. Aus diesen und vielen anderen Beispielen erhellt, daß ein Sinneseindruck nur durch Aufmerksamkeit wahrgenommen wird. Und zwar hat die Aufmerksamkeit drei Stufen: sie ist sinnlicher, intellektueller oder willkürlicher Natur. Die sinnliche Aufmerksamkeit hängt ab von der Stärke des Reizes, seiner Verbreitung über die reizbare Fläche und seiner Dauer. Ein flüchtiger sinnlicher Eindruck kann natürlich nicht so bemerkt werden wie ein andauernder; ein das Auge nur seitwärts treffender muß schneller verschwinden als ein mit dem vollen Blick erfaßter; ein schwacher Reiz (z. B. ein leiser, unklarer Accord) wird uns zwar vielleicht zur Aufmerksamkeit spornen, aber selten genau und klar vernommen werden. Doch die sinnliche Aufmerksamkeit wird ferner durch die Frische der Empfänglichkeit bestimmt, die ein Reiz in dem Organ vorfindet;

wiederholt er sich öfter, so nimmt die Empfänglichkeit und damit die Aufmerksamkeit zusehends ab. Andrerseits findet sie große Unterstützung an der *Neuheit* des Gegenstandes. Darauf beruht die Macht der Ueberraschung, des Kontrastes und Witzes. Selbst wenn die Aufmerksamkeit nachzulassen beginnt infolge sinnlicher oder geistiger Abspannung, kann uns etwas Neues plötzlich zu neuer Spannkraft erheben. Freilich regt auch das *Bekannte* dazu an, weil wir uns dadurch in eine uns vertraute Vorstellungswelt versetzt fühlen und nun leicht und gern den sinnlichen Reizen folgen. Hieraus ergiebt sich die erste Denkregel: *Oeffne die Sinne der Außenwelt*, damit sie auf dieselben ordentlich einwirken könne. Erhalte Deine Sinnlichkeit frisch durch Abwechselung und kräftige sie durch Uebung. Bis zu welcher Schärfe und Feinheit der Perception die Sinne, besonders Auge und Ohr, gebracht werden können, wird durch viele Beispiele bewiesen. Man denke nur, bis zu welchem Grade ein geschulter Musiker die falschen Töne in einem ganzen Orchester bemerkt; oder wie weit die Wilden ihren Geruchssinn ausbilden!

Schon hieraus sehen wir, daß der Kern der Aufmerksamkeit das *Unterscheiden*, die Grundthatsache des Selbstbewußtseins (S. 151), ist. Damit eine Empfindung zur Wahrnehmung werde, muß sie von der Vielheit der Eindrücke und vorhandenen Vorstellungen losgelöst (isolirt) und durch Beziehung auf den verursachenden Reiz nach außen verlegt (projicirt) werden. Dies thut die *intellektuelle* Aufmerksamkeit. Durch sie wird die Empfindung erst zum Objekt des Denkens (die Perception zur Apperception). Sinnesempfindungen, Schmerz- und Lustgefühle, Triebe und Instinkte, Kundgebung derselben, Erinnerung daran und Kombination derselben schreiben wir auch den Thieren

zu. Der Mensch allein kann sie durch sein Selbstbewußtsein beleuchten, sie dadurch unterscheiden, sie zum alleinigen Objekt seiner Betrachtung machen und die einen hervorziehen, die anderen, damit sie ihn nicht stören, zurückdrängen. Natürlich muß diese Aufmerksamkeit, wie jede Anlage, ausgebildet werden. Das neugeborne Kind sieht, ohne anzuschauen, es hört, ohne Etwas zu vernehmen; es hat Empfindungen, ohne Wahrnehmungen zu machen. Das Empfundene vereinigt sich in seinem Bewußtsein zu einer rein intensiven Empfindungsmusik, von der es keinen einzelnen Ton, sondern nur ihre Annehmlichkeit oder Widrigkeit wahrnimmt. Erst ganz allmählich schenkt es besonders starken Nervenreizen Aufmerksamkeit. Und auch zeitlebens merken wir den verschiedenen Grad unsrer Empfindungen nur durch Unterscheidung ihrer Stärke. So kommt uns das ganz allmähliche Anwachsen von Licht, Schall, Druck, Wärme u. dgl. nur dann zum Bewußtsein, wenn der jedesmalige Reizzuwachs eine gewisse Höhe erreicht. Leichtgefärbte Flächen erkennen wir nur durch Vergleichung mit ungefärbten; leise Geräusche vernehmen wir nur bei großer Stille; ja wir sahen schon oben (S. 154), daß blos die verschiedene Färbung der Dinge uns von ihrem Dasein, ihrer Form und Größe Kunde giebt. So wenig wir in der Dunkelheit Etwas sehen, weil eben Alles gleichmäßig schwarz aussieht, so wenig würden wir das Geringste sehen, wenn Alles roth oder blau wäre. Ebenso würden wir keiner Schmerzempfindung uns bewußt werden, wenn wir sie beständig und gleichmäßig hätten. Aus diesem Allen ergiebt sich die Regel: **Beobachte die Dinge möglichst sorgfältig**, um sie von ihrer Umgebung zu isoliren und dadurch zu unterscheiden. Suche sie als Ganzes wie nach ihren Theilen allseitig zu erkennen. — So einfach diese Vorschrift zu sein

scheint, so schwer ist ihre Befolgung. Wie viele, besonders junge Leute, trifft man täglich an, die von Dingen reden, deren Bild ihnen nur ganz verschwommen vor dem geistigen Auge steht, weil sie es eben, als sie es zum ersten Male sahen, nur flüchtig oder fragmentarisch betrachteten. Der Beweis für diese Behauptung ist unschwer zu erbringen: man leite nur in irgend einer Gesellschaft das Gespräch auf einen Allen bekannten Gegenstand, eine Ruine, eine Landschaft, eine Person: wie unklar sind die Vorstellungen der meisten davon! Wie wenige von den Tausenden, die ein Dampfschiff benutzen, haben wohl ein anschauliches Bild davon. Daher sind die Naturwissenschaften von so hohem pädagogischen Werth, weil sie nicht nur den Sinn für Gesetzmäßigkeit, sondern auch das Wahrnehmungsvermögen der Jugend ausbilden. Für kleinere Kinder ist der analytische Anschauungsunterricht dringend zu empfehlen. Man verwende dazu gute Bilder, welche Vorgänge und Gegenstände aus der Umgebung des Kindes darstellen, z. B. die Jahreszeiten und die dadurch herbeigeführten landwirthschaftlichen Arbeiten, naheliegende Gewerbe, landschaftliche Eigenthümlichkeiten u. dgl. m.*) Der Erzieher lasse das Kind sowohl die einzelnen Theile genau beschreiben als auch ihr Verhältniß zu einander hervorheben, wobei stets auf sachliche und sprachliche Richtigkeit zu achten ist. An jene einfachsten Bilder mögen sich dann naturgeschichtliche Landschaftsbilder mit Staffage schließen, wodurch der geographische Unterricht auf angenehme und zweckmäßige Art vorbereitet wird. Dann kommen monographische Beschrei-

*) Vgl. „Deutsche Bilderbogen" bei G. Weise in Stuttgart. Voigt und Günthers Orbis pictus von Laukhard. F. Hirt, Geogr. Bildertafeln. Breslau 1881.

bungen einzelner Pflanzen und Thiere an die Reihe, welche ganz von ihrer physiologischen Umgebung losgetrennt sind, um dadurch die Abstraktion zu üben, wodurch der Zögling zur Auffassung der Form als solcher angeleitet wird. — Aber auch der Erwachsene sollte sein Wahrnehmungsvermögen durch *Beschreibung*, *Zergliederung* und *Zusammensetzung* des Gesehenen stetig üben. Denn das Erste, was wir zeitlebens von den Dingen und Ereignissen auffassen, sind Gesammtbilder, die solange unklar bleiben, als wir sie nicht analysirt haben; hernach aber darf die Synthese (Zusammensetzung) nicht fehlen.

In welchem Grade freilich die neuen Wahrnehmungen wirklich unser Eigenthum werden, hängt von unserer *Bildung* ab. Denn jede neugewonnene Vorstellung wird durch die schon vorhandenen ebenso modifizirt, als sie selbst eine Veränderung an ihnen hervorbringt. Während die sinnliche Aufmerksamkeit *aufmerkt*, *bemerkt* die intellektuelle; sie erkennt leicht, was an der beobachteten Thatsache neu, wichtig und eigenthümlich ist, und ordnet es irgend einem Vorstellungskreise des Subjekts ein. Fortdauernde Beschäftigung mit einer Gedankensphäre erweckt in uns ein Interesse dafür; je gebildeter ein Mensch ist, desto mehr interessirt ihn. Vielseitigkeit des Interesses kann als das Ziel aller *Erziehung*, und Umfang des Interesses als das Maß der *Bildung* aufgestellt werden. Was keine (appercipirenden) Gedanken in uns vorfindet, entschwindet uns meist spurlos, so vereinzelte Namen, Worte, Daten. Daraus ergiebt sich die wichtige Regel für alles Lernen, Lesen und Studiren: *Sei methodisch!* Gehe immer vom Einfachen, Leichteren zum Zusammengesetzten, Schwereren über. Wieviel strebsame junge Leute, welche, nachdem sie die Schule verlassen, sich noch fortbilden möchten, würden es weiter bringen, wenn sie nicht, ver-

lockt durch Neugier, Eitelkeit oder den Rath unerfahrner Freunde, Dinge läſen und trieben, wozu ihnen die Vorbildung fehlt! Wie mächtig die vorhandene Vorſtellungswelt gegen die neuen Wahrnehmungen reagirt, kann man leicht daraus ſchließen, daß jeder Hörer aus demſelben Vortrage etwas Andres mitfortnimmt. Der Botaniker ſieht gar Vieles an einer Pflanze, der Sportsman an einem Pferde, der Muſiker hört Vieles aus einer Symphonie heraus, wovon der Laie nichts bemerkt. Dieſelbe Schillerſche Sentenz verſteht der Knabe, der Jüngling, der Mann und der Greis anders; dieſelbe Bibelſtelle wird von allen Konfeſſionen verſchieden ausgelegt. So iſt der Beſitz unſres Wiſſens zugleich theilweis eine Schranke für den Fortſchritt im Wiſſen. Dazu kommt Temperament, Gewohnheit, Beruf und Fertigkeit als mitbeſtimmender Faktor. Der Furchtſame ſieht überall Geſpenſter, der Melancholiker betrachtet Alles von ſeiner trüben, der Sanguiniker von ſeiner beſten Seite. Der Juwelier entdeckt den kleinſten Makel im Diamanten, während ihm die feinen Unterſchiede der Pflanzen entgehen. Alles Bekannte heimelt uns an, weil wir uns darin ſchnell und leicht zurechtfinden. Daher die Freude, die Jeder empfindet, wenn das Geſpräch auf einen ihm bekannten Namen, eine Gegend, ein Ereigniß gelenkt wird, worüber er Auskunft geben kann. Ja, geht nicht alle wiſſenſchaftliche Thätigkeit dahin, das Neue unter ſchon bekannte Begriffe, Klaſſen und Geſetze zu bringen?

Die ſinnliche und intellektuelle Aufmerkſamkeit muß aber durch den Willen unterſtützt werden, wenn eine klare Erkenntniß erzielt werden ſoll. Denn die Ueberfülle der auf den Geiſt einſtürmenden Eindrücke läßt ihn oft zu keiner Sammlung kommen, wenn nicht gar Aufregung aller Art ihn daran verhindert.

Aus beiden Urſachen entſpringt die Zerſtreutheit, welche,

wie Jeder aus Erfahrung weiß, der schlimmste Feind des Studiums ist. Sie läßt es zu keiner ruhigen Beobachtung und Auffassung der Dinge kommen, sie verhindert uns, die feineren Merkmale der Gegenstände wahrzunehmen, zu unterscheiden und zu vergleichen; sie zerstört das selbst schon Gewonnene. Wird diese Zerstreutheit dauernd (habituell), so zerrüttet sie gradezu den Geist, indem sie ihn seiner Fähigkeiten beraubt und an den Rand des Wahnsinns führt. Daher möchten wir folgende Regeln dringend einschärfen: 1. Treibe nicht Mehreres zugleich, sondern immer nur Eins gründlich. Zwar wird von Cäsar berichtet, er habe oft zugleich mehreren Schreibern Briefe diktirt und dabei noch selbst gelesen, aber wir vermuthen, entweder waren es unwichtige Briefe oder ihre Abfassung taugte nicht viel. Uebrigens ist nicht Jeder ein Cäsar! 2. Suche, während Du etwas hörst, liesest, schreibst, lernst u. s. w., alle Nebengedanken zu verbannen. Gewiß, die Zerstreutheit besteht gerade in dem haltlosen Auf- und Abwogen von Vorstellungen, aber versuche es nur, bei festem Willen wirst Du die wilden Wogen der Phantasie allmählich glätten. 3. Vermeide ängstlich alle jene Beschäftigungen, durch welche die Zerstreutheit befördert wird, besonders schlechte Lektüre. Wir meinen damit keineswegs blos etwa unsittliche, frivole Schriften, sondern solche, die entweder den Geist durch das Zuvielerlei des Stoffes oder die phantastische Form schädigen. Jenes thun die Zeitschriften, dies die Romane. Wieviel Menschen machen sich durch das Eine oder das Andre untüchtig zu jeder ernsten Arbeit! Anstatt irgend ein gediegenes systematisches Buch hinter einander durchzustudiren, zerstreuen sie ihren Geist mit dem wüsten Allerlei der Journale, welche ihnen nicht nur ein bis zwei Dutzend verschiedener Artikel, sondern auch

diese nur theilweis darbieten. Non multa, sed multum! Eine prächtige Karricatur auf diese sinn- und zusammenhangloſe Vielleſerei hat Immermann in seinem alten Baron („Münchhausen“) gezeichnet. Und die Romanlektüre? die des Menschen Phantasie mit Bildern unwahrscheinlicher, aber begehrenswerther Zustände anfüllt, muß sie nicht die Zerstreutheit direkt befördern? Auf die Lektüre kommen wir übrigens in einem spätern Kapitel zurück. 4. Uebernimm möglichst immer irgend eine freiwillige oder pflichtmäßige Arbeit. Nichts bekämpft die Unentschlossenheit des Aufmerkens mehr als eine strenge Aufgabe. Wer stets irgend eine ihn ganz interessirende Thätigkeit vorhat, kann gar nicht zerstreut sein, von selbst konzentrirt sich sein ganzes Denken auf diese Sache. Darum empfiehlt es sich, während man liest, sich bedeutende Worte oder Sentenzen zu notiren; dadurch zwingt man sich selbst zum Nachdenken und zur Sammlung.

---

3. Die nächsthöhere Stufe des Denkens ist das Begreifen. Während das Wahrnehmen die Empfindungen zu Vorstellungen verwandelt, abstrahirt davon das Denken die Begriffe.*) Jene erneuern sich bei jeder Wahrnehmung und verändern sich für denselben Menschen fortwährend nach seiner Stimmung und Bildung, nach Ton, Stärke und Lebhaftigkeit des Wahrnehmens; die Begriffe dagegen sind in sich abgeschlossen und bleibend. Sie enthalten das vielen Einzelvorstellungen derselben Sache Gemeinsame, d. h. ihre denknothwendigen Merkmale. Die Phantasie bildet willkürlich allerlei mögliche und unmögliche Bilder, das Denken verknüpft sie nach ihrer wesent-

*) Vgl. hier meine „Logik“ S. 107 f.

lichen Zusammengehörigkeit und erhebt so das psychologisch Werdende zum logisch Fixirten, das Subjektive zum Objektiven, das Einzelne zum Allgemeinen. Auf Grund der zahlreichen Vorstellungen, die wir z. B. von Hunden haben, isolirt der Verstand den Begriff des Hundes überhaupt, indem er die stets wiederkehrenden Eigenschaften der Hunde ablöst (abstrahirt) und zum Gattungsbegriff „Hund" zusammensetzt (kombinirt). Natürlich, dieser „Hund überhaupt" existirt in der Wirklichkeit nirgends, er ist ja eben eine „leere" Abstraktion; ja man kann ihn nicht einmal vorstellen, anschauen: aber denken muß man ihn; er ist der Name, das Zeichen für alle darunter begriffenen Hunde. Ein Hauptfaktor für die Begriffsbildung ist die Sprache (logos = Wort und Gedanke!). Nur weil der Mensch spricht, denkt er, und umgekehrt. Die Wurzeln der Sprache sind von Gebärden begleitete Interjektionen, welche man selbst bei den Thieren beobachten kann. Auch Kinder und Wilde stoßen fortwährend Interjektionen aus, schweigen lernen sie schwer. Ueber diese niedrigste (exklamative) Stufe erhebt sich die eigentliche Sprache zur Onomapoesie (Schallnachahmung), wo der Laut, welcher ursprünglich nur Gebärde der Empfindung war, zum Symbol derselben wird. Hier ist die Sprache eine Welt von Werthzeichen für Wirkliches; denn jedes Wort ruft in allen Hörern dieselbe Empfindung und Anschauung hervor. So erweckt überall der Klang „Kuh" die Vorstellung des Rindes, „Papa" des Vaters, „Mama" der Mutter. Verwandt damit sind die Lautmetaphern, wie rasseln, zischen, brausen u. dgl., welche Dichter und Denker zur Tonmalerei verwenden. Die höchste Stufe ist endlich die charakterisirende, wo mit Hülfe der Wurzelwörter jede neue Anschauung eigenthümlich bezeichnet wird. Die Phantasie treibt dabei ihr neckisches Spiel, gestaltet

allerlei Tropen und Figuren, belebt die Dinge, dichtet ihnen drei Geschlechter an und produzirt so einen fast zu großen Wortschatz, dessen bestimmte Prägung oft sogar ein Hinderniß für das Denken wird.*) Die sog. Wurzeln sind Bedeutungslaute, welche alle spätern grammatischen Formen enthielten; so bezeichnet dha im Sanskrit zugleich: That, gethan, thue, thätig, Thäter.**) Jedenfalls lag ihnen die Einzelvorstellung zu Grunde, das Ding, dessen Eigenschaften und Thätigkeiten naturgemäß eng mit einander verknüpft waren (S. 174). Je nachdem das Beharrliche oder die Veränderung an demselben Dinge hervortrat, bezeichnete man es dann durch Nominal- oder Verbal-Adjektive. Erst viel später kam man durch Vergleichung zur Ablösung des Allgemeinen, z. B. der Röthe, Glätte, Härte u. dgl. Ebenso verglich man nun die Größe an den verschiedenen Objekten derselben Art. Aus der Vergleichung entstanden weiter die Relationsbegriffe, wodurch die Beziehung der Dinge unter einander ausgedrückt wird, namentlich Raum, Zeit und Bewegung, deren Modifikation als Haben, Thun und Leiden in den Adverbien der Zeit und des Ortes sowie in den Verbalformen zum Ausdruck gelangt. Als modale Beziehungen kann man alle die bezeichnen, in welche wir die Dinge zu uns setzen, sofern wir sie sehen, hören, denken, begehren, fürchten u. s. w.

So stehen also Vorstellung, Wort und Begriff in einer aufsteigenden Skala. Die Vorstellung, das psychologische Erzeugniß des Einzelnen, wird durch die Tradition zum mehr oder minder zutreffenden Worte, aus welchem erst der Begriff den

*) Vgl. Lazarus, Ursprung der Sprache. Berlin 1867. Steinthal, Grammatik, Logik und Psychologie. Berlin 1855

**) Vgl. A. Schleicher, Die Darwinsche Theorie unddie Sprachwissenschaft. S. 21 f. Weimar 1863.

Wahrheitsgehalt herauszuschälen hat. Denn wie weit die Logik von der Grammatik abweicht, zeigen einige Beispiele. Logisch ist „schön" und „Schönheit" dasselbe, grammatisch keineswegs; logisch ist der Dativ in dem Satze: „Dies Buch gehört mir" Subjekt; logisch ist „blind" ein negativer, grammatisch ein positiver Begriff, bei „unsterblich" ist es umgekehrt.

Wegen der nahen Verwandtschaft von Grammatik und Logik sind denn auch Sprachstudien eine treffliche Gymnastik des Geistes. Während aus der Vergleichung einzelner Thier- und Pflanzenwahrnehmungen sich von selbst die Art- und Gattungsbilder (induktiv) ergeben, so leitet der Sprachunterricht den Schüler an, die einzelnen Wortklassen und die gleichartigen Formen zu erkennen, in denen die Veränderung (Flexion) des Wortes erfolgt. Das Paradigma dient zur Klassifikation und Beugung, der Mustersatz zur Auffassung der einfachsten syntaktischen Verhältnisse, beide durch vielfache Uebung und Bildung gleichartiger Beispiele befestigt, wozu dann etymologische Ableitung der Formen und logische Zergliederung des Satzes treten muß. — Ein ferneres Mittel zur Bildung der Begriffe ist die Geschichte. Hat die Naturgeschichte den Zögling zur kausalen Betrachtung der Dinge geführt, so leitet ihn die Geschichte zur teleologischen Betrachtung an (S. 175). Sie lehrt ihn an trefflichen Beispielen, was gut und böse, großherzig und kleinlich, nachahmenswerth und verächtlich ist. Darum kann man die Kinder nicht frühe genug mit den biblischen Erzählungen, den Sagen der griechischen und germanischen Vorzeit bekannt machen und sie durch frisch und erhebend geschriebene Biographien mit edlen Charakterbildern erfüllen.

Aber die Selbstzucht ist gerade bei der Bildung der Begriffe ebenso nützlich als nothwendig. Klarheit und Deutlichkeit

der Begriffe muß man stets anstreben, wenn man Etwas erkennen oder erklären will. *Klar* aber heißt ein Begriff dann, wenn man ihn so genau von allen andern unterscheidet, daß jede Verwechselung ausgeschlossen ist; *deutlich*, wenn er bis in seine kleinsten Merkmale klar vorgestellt wird. Es liegt auf der Hand, wie schwierig es ist, beides zu erreichen; dazu gehört nicht nur Fülle und Frische der Vorstellungen, sondern auch Genauigkeit und Energie der Aufmerksamkeit. Nicht dringend genug können wir daher die Regel einschärfen: *Strebe nach klaren und deutlichen Begriffen!* Wieviele Mißverständnisse, Streitigkeiten und Mißerfolge werden durch die Vernachlässigung dieser Regel herbeigeführt. So verharren die meisten Menschen im Aberglauben, weil sie sich von Gott keinen klaren Begriff machen; viele werden in ihrem Gemüthe beunruhigt, weil sie nicht Religion und Theologie zu unterscheiden verstehen; Unzählige bleiben in Vorurtheilen politischer, gesellschaftlicher und sittlicher Art stecken, weil ihnen die wichtigsten Grundbegriffe nicht deutlich geworden sind. — An jedem Begriff unterscheidet man *Inhalt* und *Umfang*. Jener bezeichnet die ihn charakterisirenden Merkmale, dieser umfaßt sämmtliche darunter fallenden Objekte. Daraus ergeben sich zwei fernere Regeln: *Zerlege jeden Begriff in seine Merkmale*, um seinen Inhalt zu erkennen. Diese Partition hat natürlich nur die wesentlichen Merkmale aufzuzählen. So ist eine Fabel eine Erzählung, und zwar eine erdichtete; mit einer bestimmten Absicht, nämlich zu belehren; diese Belehrung ist eine moralische, in Gestalt eines allgemeinen, durch ein Exempel beleuchteten Satzes. Dagegen gehört es nicht zum Inhalte dieses Begriffs, ob die Form prosaisch oder poetisch, ob der Satz ausdrücklich ausgesprochen ist oder nicht, ob Thiere, Götter, Pflanzen, Menschen vorkommen u. s. w. Es ist

eine ausgezeichnete Uebung, die Jeder leicht auf Spaziergängen vornehmen kann, daß er sich den Inhalt irgend eines Begriffs möglichst vollständig vorführe; man versuche es einmal mit: Interval, Thermometer, Magnet, Vogel, Tugend, Freiheit — man wird sehen, wie schwierig die Sache anfangs ist. Für den Umfang befolge man die Regel: Suche sämmtliche Einzelvorstellungen desselben Begriffes auf! Hierzu gehört vor allem Sachkenntniß; so umfaßt z. B. der Umfang des Begriffs „Gebirge" sämmtliche Bodenerhebungen von über 250 Meter absoluter Höhe, und der Umfang von „Element" (im modernen Sinne) deren 60—70, welche nur durch Empirie gefunden oder erlernt werden können.

Inhalt und Umfang desselben Begriffs stehen übrigens im umgekehrten Verhältniß, d. h. je reicher der Inhalt (die Summe der Merkmale), desto ärmer der Umfang (die Menge der Exemplare). Denn jede Hinzufügung eines Merkmals beschränkt ja das Geltungsgebiet des Begriffs. So ist der Umfang des Begriffs „Viereck", dem das Merkmal der Parallelität fehlt, größer als der des Parallelogramms. Derjenige Begriff, in dessen Umfang andere fallen, heißt in Bezug auf diese der höhere; die niederen haben bei engerem Umfange reicheren Inhalt. So ist „Mensch" der höhere Begriff für Kaukasier, Mongole u. s. w.; Pferd, Delphin und Mensch dagegen sind niedere Begriffe für „Säugethier". — Hieraus lassen sich einige wichtige Regeln ableiten, welche Jeder sowohl beim Denken als auch bei der Mittheilung seiner Gedanken beachten sollte. Um sich und Anderen Etwas klar zu machen, versuche er es zunächst sorgfältig zu beschreiben, dann genau zu definiren.

Die Beschreibung oder Erklärung hat alle wesentlichen Merkmale eines Begriffs aufzuzählen. Dies ist freilich unmöglich

1. bei den subjektiven Empfindungen und Lebensvorgängen überhaupt; was süß, hart, schwer sei, muß jeder an sich selbst erfahren, ebenso das Denken, Fühlen, Wollen; 2. bei abstrakten einfachen Begriffen (Kollektiven), wie Menge, Tugend, Sein. Als Mittel empfehlen sich folgende: Zunächst die Distinktion, welche hervorhebt, was ein Ding nicht ist (z. B. die Seele ist nicht Materie); ferner die Erörterung, welche den höheren Begriff angiebt, wohin ein Gegenstand gehört (z. B. ein Sappeur ist ein Soldat); sodann die Erläuterung durch Beispiele, und endlich die Entwickelung des Begriffs, welche ein Merkmal aus dem andern ableitet (z. B. Leben ist Thätigkeit, und zwar Selbstthätigkeit, die sich an einem Organismus, d. i. Pflanze, Thier oder Mensch, zeigt; es ist durch innere Entfaltungskraft bedingt, aber durch äußere Umstände angeregt u. s. w.)

Höher aber als die Beschreibung steht die Definition, weil sie die wesentlichen Merkmale vollständig und geordnet angiebt. Da nun jedes Ding sowohl ihm eigenthümliche als auch mit anderen gemeinsame Eigenschaften hat, so gilt die Regel: Gieb immer erst die Gattung, d. h. den nächsthöheren Begriff, und dann die spezifischen Unterschiede an. So ist ein Kreis eine krumme Linie, deren Punkte sämmtlich von einem außer ihr liegenden Punkte gleich weit entfernt sind. Besonders lehrreich wird der Unterricht in der Mathematik für die Begriffsbildung, weil hier jeder logische Fehler auch dem Schüler leicht auffällt, zumal wenn er zur Lösung geometrischer Aufgaben angeleitet wird. Aber auch der Religionsunterricht kann, richtig ertheilt, eine treffliche Geistesübung werden.*) Denn die genaue Bestimmung

*) Vgl. meine Schrift: „Zur Reform des Religionsunterrichts". Berlin, Habel 1877.

solcher Begriffe, wie: Gerechtigkeit, Gnade, Heiligkeit, Liebe, Barmherzigkeit, Sünde, Schuld, Verantwortung u. dgl. wird nicht nur den Verstand, sondern — was noch wichtiger! — die Festigkeit des religiösen Gefühls fördern.

Insbesondre möchten wir noch folgende Anforderungen an eine gute Definition stellen: 1. Sie muß einen Geschlechtsbegriff und einen Artunterschied enthalten; 2. nur die wesentlichen Merkmale, welche wirklich disparat (verschieden) sein müssen; 3. die Definition muß präzis und klar sein, d. h. ohne Weitschweifigkeit, ohne bildliche, negative und selbst dunkle Ausdrücke. 4. Sie muß den Zirkel vermeiden, das zu Erklärende durch sich selbst zu erklären (z. B. Lächerlich ist dasjenige, worüber man lacht.)

Während die Erklärung und Definition den Inhalt eines Begriffs bestimmt, bringt die Klassifikation (Eintheilung) seinen Umfang zur Anschauung. Doch setzt eine erschöpfende, systematische Eintheilung die umfassende Kenntniß des Stoffes voraus. Andrerseits bringt uns der Versuch, solche Eintheilung durchzuführen, gerade die Lücken in unserm Wissen zum Bewußtsein. —

---

4. Schon die Auffindung eines Begriffes, die Analyse und Synthese seiner Merkmale, die Erklärung seines Inhalts und die Eintheilung seines Umfangs war ein Urtheilen; ja die Grundthätigkeit unsres Geistes, das Unterscheiden, gehört dazu. Im engern Sinne ist ein Urtheil eine Aussage über die Beschaffenheit einer Sache. Da diese nicht auszusprechen geht, ohne daß man dem Dinge etwas zu- oder abspricht, so gehören zu jedem Urtheil drei Stücke: Subjekt, Prädikat und Kopula. Jedes subsumirt (ordnet unter) einen Begriff unter einen andern;

folglich muß der Prädikatsbegriff an Umfang weiter sein als der des Subjekts. „Die Menschen sind sterblich“ ordnet die Menschen dem Begriff sterblich unter, der auch die Thiere (und Pflanzen) umfaßt. Uebrigens braucht die Form des Urtheils nicht stets die des Satzes zu sein, z. B.: O Schwäche der Menschen = wie schwach sind die Menschen!

Während wir für die Arten der Urtheile auf die Logik verweisen müssen, wollen wir nur die Regeln angeben, welche man beachten muß, um die Richtigkeit eines Urtheils zu prüfen. Das Mittel dazu ist die Umkehrung. 1. Allgemein verneinende Urtheile sind allein ohne Einschränkung umkehrbar, z. B. „kein Planet hat eignes Licht — nichts was eignes Licht hat, ist ein Planet.“ 2. Allgemein bejahende Urtheile kann man nur dann umkehren, wenn das Prädikat dem Subjekt ausschließlich zukommt; z. B. „wo Licht ist, da ist Schatten — wo Schatten, da ist Licht.“ 3. Sonst sind allgemein bejahende Urtheile nur unter Beschränkung der Quantität umkehrbar; z. B. „alle Eichen sind Bäume — einige Bäume sind Eichen“; oder hypothetisch: „wenn's regnet, ist's naß, — manchmal, wenn's naß ist, hat's geregnet.“ 4. Aus partikulär verneinenden Urtheilen kann durch Umkehrung überhaupt nichts gefolgert werden. Denn sage ich z. B. „einige Engländer sind nicht Christen“, so können sowohl einige Christen Engländer sein, als auch alle Nichtchristen Engländer, endlich auch kein Christ ein Engländer sein. — Bei der Kontraposition wird nicht blos ein Urtheil umgekehrt, sondern auch sein Prädikat und seine Quantität ins gerade Gegentheil verwandelt. Dafür gelten folgende Regeln: 1. Allgemein bejahende Urtheile werden zu allgemein verneinenden: „Alle Vögel sind befiedert — alles Nichtbefiederte ist kein Vogel.“ 2. Besonders verneinende werden zu besonders bejahenden:

„Einiges, was nicht schön ist, ist nützlich — einiges Nützliche ist nicht schön.“ 3. Allgemein verneinende werden zu partikulär bejahenden: „Kein Held ist ein Feigling — mancher, der nicht feige, ist ein Held.“ 4. Besonders bejahende Urtheile lassen sich nicht kontraponiren: „Einige Menschen sind selbstsüchtig — einiges Nichtselbstsüchtige ist....? Diese Umkehrung führt also zu Nichts.

Bei der Urtheilsbildung kommen natürlich vor allem die Kategorien der Substanz, der Ursache und des Zweckes in Anwendung, die wir im 7. Kapitel besprochen haben.

---

5. An dieser Stelle dürfen wir es nicht unterlassen, auf die schlimmsten Quellen des Irrthums hinzuweisen, wir meinen die Vorurtheile. Das Ideal eines denkenden Menschen wäre, Nichts ohne objektive Gründe (S. 165) anzunehmen. Da aber hierzu nicht nur logische Schulung, sondern auch ziemliche Fachkenntniß oder wenigstens die Fähigkeit gehört, sich schnell solche anzueignen, so können wir wenigstens verlangen, daß man kein Urtheil annehme, welches Einem nicht einleuchte. Diese subjektive Begründung, welche man als unmittelbare Deutlichkeit eines Satzes bezeichnen kann, stellten Cartesius, Spinoza u. A. als erstes Kriterium der Wahrheit auf. Und in der That ist schon viel gewonnen, wenn Du sagst: „Ich kann diese Behauptung nicht billigen, denn ich verstehe sie nicht“. Damit soll gar nicht gesagt sein, daß sie nicht doch richtig sein könnte; im Gegentheil, oft ist das Schwierige richtiger als das auf der Oberfläche Schwimmende. Denn „im Abgrund wohnt die Wahrheit“ (Schiller). Aber für Dich giebt es nun einmal keine höhere Instanz als Deine Vernunft. Laß Dich nicht irre machen durch ängstliche Gemüther, welche Dich warnen, Deiner eignen „kleinen“ Vernunft mehr zu trauen, als der Autorität so vieler großer

Geister vor Dir — hätten diese ebenso gedacht, wie jene Rathgeber, sie hätten die Menschheit keinen Schritt zur Wahrheit gefördert. Andre wieder erinnern Dich daran, daß unsre Vernunft, durch Adams Sündenfall verderbt, gänzlich unfähig sei, die Wahrheit zu finden — aber dann sind Andre ebenso unfähig wie Du; und wird gesagt, die einzige Quelle wahrhafter Erkenntniß sei die göttliche Offenbarung, so bedürfen wir doch wiederum unsrer Vernunft, um die echte Offenbarung von der vorgeblichen zu unterscheiden. Autodidakt zu sein ist schon ein hoher Ruhm, Selbstdenker aber der höchste!

Bacon von Verulam nennt die Vorurtheile treffend Idole, d. h. Götzen*); und wahrlich, wer die Geschichte der Menschheit durchwandelt, wird erschrecken, wie fanatisch und blind die meisten ihren Götzen nicht nur das sacrifizio del intelletto (das Opfer eigner Einsicht), sondern auch ihr eignes und ihrer Lieben Glück darbringen. War es nicht ein Vorurtheil, daß die Griechen alle fremden Völker verachteten als Barbaren? Daß das Volk Israel behauptete, das einzig von Gott auserwählte Volk zu sein? Entsprang nicht die schmachvolle Sklaverei, der Sklavenhandel, die unwürdige Stellung des Weibes einem Vorurtheil? War der Glaube an Zauberer, Hexen und Teufelsbündnisse etwas Andres? Beruhte nicht die Inquisition, Ketzer- und Judenverfolgung auf einem solchen? Und wieviel Vorurtheilen huldigen wir nicht noch?!

Die meisten Vorurtheile entspringen aus blindem Autoritätsglauben. Gewiß, der Entwickelungsgang des Einzelnen und der ganzen Menschheit ist auf Autoritäten angewiesen: wir

*) Vgl. meine „Geschichte der Philosophie." 2. Aufl. S. 275 f. Leipzig, J. J. Weber 1884.

alle werden unwissend geboren und durch Andre erzogen; Eltern, Geschwister, Freunde, Lehrer sind unsre naturgemäß respektirten Autoritäten, zu denen sich — last, not least — die Bücher und Zeitungen gesellen. Wir sind weit entfernt, diese Autoritäten zu verdächtigen; in Allem, was wir nicht selbst sehen, hören und selbst miterleben, also besonders in allem historischen Wissen müssen wir ja doch auf „Zeugen" uns verlassen. Aber schon oben (S. 167) wiesen wir darauf hin, daß wir die Authentizität (Zuverlässigkeit) der Zeugen zu prüfen Recht und Pflicht haben! Nicht aus Eitelkeit, Selbstüberhebung oder Zweifelsucht, sondern aus Liebe zur Wahrheit, denn kein Mensch, keiner ist unfehlbar! Wie köstlich und beherzigenswerth sind Lessings Worte: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gieb! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!"*) —

Wenn man bedenkt, daß uns als Kind Vieles gelehrt und eingeprägt werden mußte, ohne daß wir es ganz verstanden;

*) Vgl. Lessing „Eine Duplik" W. W. X., 49. Auch Blömer, Lichtstrahlen aus Lessings Schriften. Leipzig, Brockhaus 1869.

daß, selbst als wir es einsahen, die Form der Darstellung doch dem kindlichen Standpunkt angepaßt war; daß endlich Vorsicht oder Beschränktheit derer, welche uns damals belehrten, uns gewiß nicht die volle, nackte Wahrheit gesagt haben wird: so kann man ermessen, mit wieviel Vorurtheilen behaftet wir aufwachsen. Man erinnere sich nur an die Märchen, Spukgeschichten, Sagen, Mythen und die konventionellen Lügen über unsre ganze Umgebung. Und sobald wir nun mündig geworden sind, finden wir uns wieder von tausend Vorurtheilen der Familie, des Volkes, des Standes, der Gesellschaft umgeben. Man erwäge nur, was in diesem Lande für schicklich gilt, was in jenem; wieviel Vorurtheilen oft ein Corpsstudent oder ein junger Lieutenant, ein Höfling oder ein starr orthodoxer Geistlicher huldigt! Was für Vorurtheile jede politische und religiöse Partei hat. Wie vorurtheilsvoll sind selbst die meisten wissenschaftlichen Männer: aus Gewohnheit, Eitelkeit oder Egoismus halten sie zähe an irgend einer Schulmeinung fest, entweder weil ein Meister es gesagt, oder sie selbst es früher einmal behauptet haben. Sie fürchten alles Ansehn zu verlieren, sobald sie zugeben, sich geirrt zu haben. Die Geschichte der Erfindungen giebt uns zahlreiche schlagende Beispiele für diese traurige Thatsache. Bekannt sind die hämischen Angriffe, welche Gelehrte gegen Galilei, Harvey, Jenner und Franklin richteten. Die „Edinburgh Review" forderte das Publikum auf, Th. Gray in die Zwangsjacke zu stecken, weil er die Ausführbarkeit der Eisenbahnen behauptete. Sir Humphrey Davy lachte über die Idee, daß London mit Gas erleuchtet werden könnte. Als Stephenson den Gebrauch der Lokomotive vorschlug, bewiesen viele Physiker, sie könne durchaus nicht 12 engl. Meilen in der Stunde zurücklegen. Young, der Erfinder der Undulationstheorie, ward 1803

von seinen Gegnern für verrückt erklärt, und die französische Akademie tadelte Arago, als er die Erfindung des Telegraphen zur Diskussion stellen wollte.

Eine fernere Stütze der Vorurtheile sind Trägheit und Feigheit. Wohl, es ist unbequem, zeitraubend und mühsam, jede überlieferte Ansicht erst zu prüfen, ehe man sie annimmt, oder eine früher nach bestem Wissen als wahr angenommene aufs neue zu prüfen, wenn sich neue beachtenswerthe Instanzen dagegen erheben. Die Gewohnheit, diese trauliche Erzieherin des Unmündigen, wird schließlich die gefährlichste Feindin des Fortschritts. Denn sie schützt „das Gemeine, das ewig Gestrige, was immer war und immer wiederkehrt und morgen gilt, weil's heute hat gegolten" (Schiller). Wohl, es ist sichrer, sowohl für's Gemüth als auch für Wohlfahrt und Leben, nicht an den gewohnten Ansichten und Bräuchen zu rütteln. Denn jeder Neuerer, seien seine Behauptungen auch noch so einleuchtend, muß den Anhängern des Alten als ihr gemeinsamer Feind erscheinen, zu dessen Vernichtung sie sich gern verbinden. Wir staunen, wenn wir lesen, daß Sokrates den Giftbecher trinken mußte, weil er die Existenz eines Gottes behauptete; daß Hus für Ansichten verbrannt wurde, denen 100 Jahre später ganz Deutschland zujubelte; daß es vor 250 Jahren halsgefährlich war, die Existenz von Hexen zu leugnen! So muß sich jede neuentdeckte Wahrheit erst unter tausend Verfolgungen den Weg zur Anerkennung bahnen.

Und nicht nur auf politischem und religiösem, nicht nur auf historischem und philosophischem Gebiete wuchern die Vorurtheile immer wieder frisch empor, nein auch auf demjenigen, wo sie, sollte man meinen, gar keinen Boden finden dürften: in der exakten Forschung. Auch hier setzen sich stets über

kurz oder lang empirische Vorurtheile fest, welche ebenso aus Autoritätssucht entspringen wie in den anderen Wissenschaften. Wir selbst haben es in letzter Zeit erlebt: Nachdem die kühnen Spekulationen Hegel's durch den großartigen Aufschwung der Naturwissenschaften in Mißkredit gekommen waren, traten Männer auf, die in Büchern und Zeitschriften als ausgemachte Wahrheit verkündigten, was von exakten Gelehrten nur vorsichtig als Hypothese aufgestellt war. Und die unkritische Menge faßte das Vorurtheil, Alles, was von jenen materialistischen Aposteln gepredigt wurde, sei unumstößlich. So hat sich, man kann es sagen, ein förmlicher Aberglaube in naturwissenschaftlichen Dingen entwickelt, der gewiß der Wahrheit ebenso gefährlich ist, als der alte religiöse Aberglaube. Das logische Vorurtheil dabei ist, nur das sei wahr, was sich sinnlich kontrolliren lasse, d. h. was man sehen, hören, fühlen könne. Man verkennt dabei, daß ohne die Denkgesetze eine Erfahrung überhaupt unmöglich ist und daß die grobsinnliche Weltauffassung bei näherer Betrachtung in Idealismus umschlägt, weil ja Materie, Atom und Molekül, Ding und Sinnlichkeit nur subjektive Projektionen unsres Geistes sind, die allerdings durch eine objektive Welt, die wir aber an sich nicht zu erkennen vermögen, veranlaßt werden.

---

6. Der beste Weg nun, die Vorurtheile zu bekämpfen, ist das Schließen. Denn während uns die Betrachtung des Denkprozesses lehrte, daß Etwas ist, die Wahrnehmung und Begriffsbildung, wie beschaffen es ist, zeigt uns der Schluß, warum Etwas so und nur so sein muß. Durch den Schluß allein läßt sich Etwas beweisen, d. h. als in einem anerkannten Satze begründet aufzeigen (vgl. S. 166). Der Schluß ist also

die Ableitung eines Urtheils aus einem oder mehreren vorangeschickten (Prämissen) oder zu ergänzenden, in denen es stillschweigend enthalten ist. Aus der Richtigkeit jener folgt nach dem Satz von der Identität auch die unsrer Behauptung. Sage ich z. B.: „kein Mensch ist unfehlbar", so folgt daraus, daß es auch der Papst nicht ist, denn stillschweigend (implicite) habe ich ihn unter jenen Obersatz mitbegriffen, was der reguläre Syllogismus, d. h. Schluß, folgendermaßen ausspricht: Obersatz: Kein Mensch ist unfehlbar; Untersatz: Der Papst ist ein Mensch; Schlußsatz: Der Papst ist nicht unfehlbar!

Wie wichtig der Schluß, mag er direkt oder vermittelt sein, für die Erkenntniß der Wirklichkeit ist, haben wir schon im 7. Kapitel gesehen. Daß eine Außenwelt überhaupt existire, können wir nur erschließen; was Andre denken, fühlen, wollen, ebenso; die Annahme von Ursachen, Kräften, Gesetzen und Zwecken in der Welt ruht einzig auf dem Schlusse. Ebenso alles Beweisen, mögen die Gründe in historischen Zeugen, empirischen Thatsachen oder logischen Denkgesetzen wurzeln.

Uebrigens gelten für das Schließen folgende Regeln: 1. Im einfachen kategorischen Schlusse dürfen nur drei Begriffe vorkommen; hat er vier, so geräth man in Irrthum; z. B. „Alle Füchse sind Vierfüßler; alle angehenden Studenten sind Füchse — folglich sind alle angehenden Studenten Vierfüßler." Hier haben wir 4 Begriffe, da „Füchse" im Untersatz einen andern Sinn hat als im Obersatz. 2. Aus einem partikulären Obersatz folgt nichts, denn ihm läßt sich der Untersatz nicht subsumiren. 3. Aus einem bloß verneinenden Untersatze folgt auch nichts, denn man muß doch bejahen, daß das Subjekt unter den Mittelbegriff gehöre. 4. Die Quantität des Schlusses richtet sich nach derjenigen des Untersatzes; denn er umfaßt nur

ſoviel, als ich ſubſumirt habe. 5. Enthält eine der beiden Prämiſſen ein problematiſches Urtheil, ſo iſt auch der Schluß ungewiß.

Im Einzelnen müſſen wir für die Schlüſſe, ihre Arten und ihre Verwendung auf die Logik verweiſen. Hier wollen wir nur hervorheben, daß, da Wirklichkeit und Möglichkeit einer Sache von ihrer Nothwendigkeit eingeſchloſſen wird, man von der Wahrheit eines nothwendigen Urtheils auf die des wirklichen ſchließt, ſowie von der Nichtmöglichkeit einer Sache auf ihre Nichtwirklichkeit, aber nicht von ihrer Möglichkeit auf ihre Wirklichkeit. Dadurch daß die Regeln über die Syllogismen verletzt werden, entſtehen die ſonderbarſten Schwierigkeiten. Um eine Vorſtellung davon zu geben, wie nothwendig das Studium der Logik ſei, will ich hier nur einige Trugſchlüſſe herſetzen, woran meine Leſer ihren Scharfſinn probiren mögen*): 1. Entweder du lügſt oder du lügſt nicht; nun lügſt du nicht — alſo lügſt du. 2. Was weder im Lenz, noch im Sommer, noch im Herbſt, noch im Winter geſchehen, iſt gar nicht geſchehen. Nun iſt die Welt in keiner der vier Jahreszeiten geſchaffen — alſo iſt ſie gar nicht geſchaffen. 3. Die Erziehung hat ſich auf die Förderung der angebornen Anlagen zu richten; die Standesunterſchiede ſind angeboren: — folglich ſoll die Erziehung die Standesunterſchiede fördern. 4. Epimenides der Kreter ſagt, alle Kreter lügen: Iſt dieſer Satz nicht zugleich wahr und falſch? Denn wenn er wahr iſt, ſo lügt auch Epimenides, folglich iſt nicht wahr, was er ſpricht; iſt es aber falſch, ſo lügen nicht alle Kreter; weil er aber Unwahres ſagte, ſo lügen ja doch alle Kreter. 5. Wer ſich mit einem Mädchen

*) Vgl. meine Logik S. 194 f.

versprochen hat, braucht sie nicht zu heirathen; denn eine Zusage ist ungültig, bei der man sich versprochen hat. 6. Xenophon ist nicht Sokrates. Aber Xenophon ist ein Mensch, Sokrates auch, folglich ist Xenophon doch Sokrates. 7. Keine Regel ohne Ausnahme. Dieser Satz aber ist selbst eine Regel, folglich hat er Ausnahmen, folglich ist unser Satz nicht zuverlässig. 8. Wenn es Gespenster giebt, so sollte man vorsichtig auf der Straße gehen. Nun giebt es keine — folglich gehe man nicht vorsichtig auf der Straße. —

Solche und andere Fehlschlüsse entspringen entweder aus irrthümlichen Prämissen oder aus absichtlicher Verletzung der Schlußregeln. Manchmal sind es auch nur Wortspiele harmloser Natur. Verhängnißvoller dagegen werden sie, wenn sie auf der Annahme unsichrer oder falscher Beweisgründe oder einem falschen Schlusse von der Folge auf den Grund, auf der Verwechselung von Haupt- und Nebenbestimmungen, von Begriff und Merkmalen beruhen.

---

7. Zum Schluß dieses Kapitels wollen wir noch einige Winke zur Bekämpfung des Irrthums geben. Während die Falschheit das Gegentheil der Wahrheit, eine objektive (sachliche) Differenz zwischen Sein und Denken ist, bezeichnet Irrthum die subjektive Verwechselung von Schein und Wahrheit. Er beruht stets auf einem falschen Schlusse.

Die Quellen des Irrthums sind außer den Vorurtheilen (S. 196): 1. Mangel an logischer Schulung, daher Unaufmerksamkeit, falsche Begriffsbildung, schiefes Urtheilen und Inkonsequenz im Schließen. 2. Die Mängel der Sprache. 3. Die Illusionen der Einbildungskraft, worauf wir im nächsten Kapitel weiter eingehen werden. 4. Egoismus, d. h. die Rücksicht auf unsere Bequemlichkeit, Ruhe und Wohlfahrt, Gier nach

Ansehen, Gold, Vergnügen u. dgl. 5. Leidenschaften aller Art, wie Furcht und Hoffnung, Stolz und Eitelkeit, Haß und Neid, Heuchelei und Kriecherei, Feigheit und Fanatismus.

Daher strebe man vor allem nach Gemüthsruhe, um dadurch die moralischen Quellen des Irrthums zu verstopfen; ferner mache man es sich zum Grundsatz a) stets selbst zu denken, b) aufmerksam und konsequent dabei zu verfahren und c) fremde Ansichten getreu aufzufassen und scharf zu prüfen!

Die Widerlegung eines Irrthums geschieht durch den Nachweis entweder seines logischen Widersinns oder seiner sachlichen Unrichtigkeit. Dies kann durch direkte oder indirekte Beweise, durch Induktion oder Deduktion, durch Analogie- oder Wahrscheinlichkeitsschlüsse versucht werden. Ein guter Beweis darf weder zuviel noch zu wenig beweisen. Man prüfe vor allem die Berechtigung der Voraussetzungen, auf die man sich stützen will. Das zu Beweisende darf nicht durch sich selbst bewiesen werden, das ist ein Zirkelschluß. Auch muß ein nothwendiger Zusammenhang von Grund und Folge (Causalnexus) zwischen den Gliedern herrschen. Der Beweis muß bündig und ohne logischen Sprung sein. Gegen die eine oder andere dieser Regeln verstoßen folgende Beweise: 1. Mendelssohns Beweis für die Unsterblichkeit der Seele: Die Seele ist einfach, also nicht zusammengesetzt; sie hat keine Theile, kann sich mithin überhaupt nicht auflösen; folglich hört sie überhaupt nie auf zu sein. 2. Der Beweis für Gottes Dasein aus der Bibel. 3. Der Beweis für des Papstes Unfehlbarkeit aus Stellen der Kirchenväter. 4. Kant's Beweis für die Willensfreiheit aus dem Satze: Du sollst, folglich kannst Du! 5. Der Beweis dafür, daß Deutschland nie einig werden wird, weil es bisher es nie war. —

Kommen wir, was wohl Jedem passirt, mit Andern in

Streit, so wollen wir folgende Regeln beachten: 1. Der Disput darf nie persönlich werden, sondern muß immer rein sachlich bleiben. Man führe ihn also nur, um die Wahrheit herauszufinden, nicht um seine eigne Eitelkeit zu befriedigen. Daraus folgt 2., daß man nur mit logischen Gründen zu fechten hat, ohne den Gegner zu verketzern, zu verhöhnen oder durch Unterstellung unmoralischer oder gemeingefährlicher Motive zu verdächtigen. Nichts ist leichter, aber auch unwürdiger, als ihn dadurch in Verlegenheit und Nachtheil zu versetzen, daß man ihn als Pantheisten, Rationalisten, oder Orthodoxen, Sozialdemokraten, Antisemiten oder Philosemiten u. dgl. m. brandmarkt. 3. Da dies nur durch ungerechtfertigte Consequenzmacherei oder Wortverdrehung geschehen kann, so suche man zunächst die Ansicht des Gegners getreu aufzufassen und seine Gründe ehrlich zu prüfen. 4. Um zwecklosen Wortstreit zu vermeiden, einige man sich, ehe man die Debatte beginnt, über die Prinzipien (Grundsätze); denn offenbar werden diejenigen sich niemals über Einzelnes verständigen, welche z. B. über den Begriff des Wunders, der Offenbarung u. dgl. differiren. 5. Man enthalte sich auch alles Streitens über nichtige, nebensächliche Dinge, über irgend eine in der Form ungeschickte Behauptung; sonst streitet man um des Kaisers Bart oder geräth beiderseits in persönliche Erbitterung.

Uebrigens vergesse man nicht, daß manchmal die Sache des Gegners noch lange nicht widerlegt ist, wenn wir auch die von ihm dafür vorgebrachten Gründe ohne Mühe zu widerlegen vermochten. Wie oft bringt ein frecher Spötter einen frommen Menschen durch Einwürfe in Verlegenheit, die bei Lichte besehen, d. h. von Einsichtigen geprüft, nichts weniger als zwingend sind. Dies sollten beide beherzigen, die Angegriffenen wie

die Angreifer; jene, um sich Muth und Ausdauer daraus zu schöpfen, diese, um nicht übermüthig sich eines leichten, doch auch unwürdigen Sieges zu freuen und vor allem um sich davor zu hüten, daß sie nicht Anderen ihr Theuerstes, ihren Glauben, leichtsinnig zerstören. Unmündigen gegenüber sollten „Aufgeklärte" sehr vorsichtig mit der Aeußerung von Zweifeln sein; sie wissen gar nicht, wie unendlichen Schaden sie oft damit stiften. Ein Witz, eine frivole Aeußerung, ein kecker Zweifel untergräbt häufig nicht nur den Wahn, gegen den man sich richtet, sondern auch den Glauben an die Wahrheit überhaupt.

Neuntes Kapitel.

Die Phantasie.

1. In einem reizenden Gedichte preist Göthe die Phantasie als „die ewig bewegliche, seltsame Tochter Jovis“, welche er am meisten liebe und dem Menschen als unverwelkliche Gattin zugesellt habe, damit sie ihn erfreue und tröste. Und in der That, wenn wir betrachten, was wir ihr Alles verdanken, so werden wir freudig in das ihr von unserm großen Dichter gespendete Lob einstimmen und ihr gern manche kleine Laune, die sie an uns auszulassen beliebt, verzeihen. Machen wir uns zuerst ihr eigenthümliches Wesen klar.*)

Die Phantasie oder Einbildungskraft ist die Fähigkeit unsrer Seele, Vorstellungen festzuhalten, ganz oder theilweise wieder aufzufrischen (zu reproduciren) und zu neuen Vorstellungsgebilden zu vereinigen (zu kombiniren). Somit erkennen wir zwei Hauptseiten an ihr: die eine ist die unveränderte Reproduktion der Vor-

*) Vgl. meine „Psychologie“ S. 183 f. Leipzig 1883. J. Frohschammer „Die Phantasie als Grundprinzip des Weltprozesses“. München 1877.

stellungen, die andre die schöpferische Kombination derselben. Jene heißt gewöhnlich Gedächtniß, diese Phantasie im engern Sinne.

---

2. Ein gutes Gedächtniß, die Voraussetzung aller gründlichen Studien, ist vor allem treu, d. h. es reproducirt frühere Vorstellungen unverändert; ferner dauerhaft, d. h. es bewahrt, was es einmal aufgenommen hat, lange Zeit; es ist vielseitig, denn es hält allerlei Vorstellungen fest, und schnell, denn es bringt sie ohne Schwierigkeit wieder ins Bewußtsein. Wie aber erwirbt man ein solches Gedächtniß? Zum großen Theil ist es, wie alle Vorzüge, angeboren. Wie der Eine schnell, der Andre langsam denkt, so hat jener ein gutes, dieser ein schlechtes Gedächtniß. Dennoch aber giebt es doch einige praktische Regeln, deren Befolgung unser Gedächtniß stärkt. Dazu rechnen wir übrigens nicht die eigentliche Mnemotechnik, welche im Alterthum von Simonides und Hippias, im Mittelalter von Raimundus Lullus, Conrad Celtes und Giordano Bruno, in neuerer Zeit von Reventlow und Kothe ausgebildet worden ist.*) Denn hier werden für schwierige Zahlen und Begriffe symbolische Wörter künstlich geschaffen, die auch erst ebenso mühsam erlernt sein müssen. Viel sichrer ist der Erfolg folgender Regeln: 1. Memorire was Du behalten willst langsam mit Sorgfalt und Sammlung. Wie bei der Wahrnehmung, so hängt auch beim Lernen das Meiste von der Stärke der ursprünglichen Auffassung ab. Am frischesten aber ist unser Geist morgens, folglich geht da das Memoriren am leichtesten von Statten; in der Jugend lernen wir leichter als im Alter — was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Je häufiger wir denselben

*) Vgl. H. Kothe „Lehrb. der Mnemonik", 2. Aufl. Hamb. 1852.

Vers, dieselbe Zahl, denselben Satz hersagen, desto tiefer prägt es sich ihm ein; freilich muß dies mit Sammlung geschehen, nichts ist nutzloser, als mit zerstreutem Geiste zu lernen. Daher sagt der Franzose treffend apprendre par coeur. Aber fast ebenso schädlich wie das ungesammelte, ist das gedankenlose Auswendiglernen. Dies verdummt den Menschen geradezu und giebt ihm dafür nicht einmal ein zuverlässiges Wissen; denn so mechanisch Erlerntes versagt bei schnellem Kreuz- und Querfragen. — 2. Beachte sorgfältig die kleinen, aber praktischen Hülfen, welche Dir Reim und Rhythmus, auffallende Anfangsworte und Bilder gewähren. — 3. Achte vor allem auf den logischen Zusammenhang. Eine Rede behält man dadurch am besten, ein Gedicht durch den Fortgang der Handlung, einen geometrischen Beweis durch die Aehnlichkeit und die Ableitung der Figuren, Vokabeln und Phrasen durch etymologische, synonyme und sachliche Verbindung. Bei der Geschichte berücksichtige man neben der Reihenfolge der Jahreszahlen und Thatsachen auch den Synchronismus, wobei sich allerlei Beziehungen zwischen den Völkern, zwischen politischen und geographischen Verhältnissen, zwischen Natur und Cultur ergeben. Solches Lernen begründet nicht nur, sondern klärt und vertieft auch unser Wissen. Dies führt uns auf einen weiteren Punkt: 4. Benutze die Gesetze der Ideenassoziation. Es ist nämlich eine psychologische Thatsache, welche der Phantasie nicht minder als dem Gedächtniß zu Gute kommt, daß die Vorstellungen sich gleichsam von selbst reproduciren. Und zwar rufen zunächst ähnliche einander hervor. So fällt uns, wenn wir einen Witz, eine Anekdote erzählen hören, eine ähnliche ein. Hierauf beruht die poetische Wirkung der Metaphern, Gleichnisse und Bilder. Aber auch entgegengesetzte rufen einander hervor, wie

die Kontraste und Correlate (Herr — Diener, Subjekt — Objekt, Ursache — Wirkung) beweisen. Les extrèmes se touchent; du sublime au ridicule n'est qu'un pas. Hierauf gründet sich der große Erfolg, den die Kunst durch Abwechselung von Tragischem und Komischem, von Hell und Dunkel erzielt. Ferner heben einander gleichzeitige und gleichräumliche Vorstellungen. So ruft das Bild der Heimath zugleich die Erinnerung an unsre Eltern, Geschwister, Spielgenossen und Spielsachen hervor. Ebenso kann man sich durch die Erinnerung an eine Oertlichkeit auf Namen, Daten, ja ganze Gespräche besinnen. Selbst ein bestimmter Ton, Geruch, Geschmack u. dgl. genügt, uns in Scenen und Stimmungen zurückzuversetzen, die einst damit zusammenhingen. Das melancholische Läuten der Glocken gemahnt uns an ein Begräbniß, der frische Lackgeruch an den Sarg eines theuren Todten, das monotone Rauschen eines Wasserfalls an eine schöne Reise u. s. w. — 5. Ein gutes Mittel das Gedächtniß zu stärken ist das Interesse, welches man einer Sache zuwendet. Wofür man sich wirklich interessirt, das vergißt man nicht — oder wollte Jemand behaupten, ein Gläubiger vergesse je die Schuld, die er noch zu fordern hat, eine putzsüchtige Dame den Schmuck, der ihr versprochen worden, ein Rachgieriger je seinen Zweck, dem verhaßten Feind zu schaden? Daher mache man sich klar, welche Wichtigkeit das was man dem Gedächtniß einprägen will für diese oder jene Wissenschaft oder für die ganze Bildung hat. 6. Endlich ist dringend zu rathen, daß man die Memorirübungen fortsetze auch nachdem man die Schule verlassen hat. Wie jede physische und geistige Kraft, so bleibt auch das Gedächtniß nur leistungsfähig, wenn es tüchtig geübt wird. Und wieviel Sachen giebt es nicht, die auch der Erwachsene gern sich noch einprägt

oder wieder auffrischt. Da sind vor allem die schönen Volks- und Kirchenlieder, welche nicht auswendig zu wissen eine ebenso große Schädigung als Schande ist. Wie häßlich und lächerlich erscheint die leidige Unsitte, daß, wenn in einem geselligen Kreise ein Lied angestimmt wird, alle zwar die erste Strophe wacker mitsingen, hernach aber allmählich beschämt verstummen, weil ihnen — der Text ausgeht! Abgesehen von dieser Beeinträchtigung des gemeinsamen Gesanges, verliert man durch solche Unkenntniß auch eine reiche Quelle poetischen Genusses. Denn wie oft würde man sonst auf einsamen Spaziergängen oder Fahrten sich ein Liedchen zu eigner Erquickung singen, wenn man es — auswendig wüßte! Ferner sollte jeder Erwachsene zeitlebens fortfahren, ausgezeichnete Dichterstellen, Sprüche und Sentenzen zu lernen. Wer möchte nicht mindestens aus Göthe's „Faust", „Hermann und Dorothea" und seinen Sprüchen, aus Schiller's Gedichten und Dramen, aus Heines Liedern die wichtigsten Stellen auswendig wissen? Auch der bekannte „Pharus" bietet des Lernstoffs genug.*) Das sind wahrhafte Merkverse (versus memoriales), welche goldene Früchte in silbernen Schalen, d. h. Lebensweisheit in schöner Form enthalten. —

---

3. Ist es, wie gezeigt, Sache eines guten Gedächtnisses, frühere Vorstellungen getreu, d. h. möglichst unverändert festzuhalten, so gestaltet sie die Phantasie (im engern Sinne) fortwährend schöpferisch um. Ihr Wesen kann man täglich am

*) Vgl. Gottschall, „Gedankenharmonie aus Schiller und Goethe". Leipzig, Amelung 1866. Coutelle, „Pharus am Meere des Lebens". Iserlohn, Bädecker 1875.

Kinde beobachten, wo sie ja noch nicht durch logische Schulung in ruhigen, aber oft auch lahmen Gang gezwängt worden ist. Die kindliche Phantasie belebt Alles, womit sie in Berührung kommt, und verwandelt es in das, was sie grade braucht: ein Stock wird zum Pferde, eine Fußbank zum Hunde, ein mit bunten Lappen umwickelter Strohwisch zur Puppe, an die das Kind alle erdenkliche Zärtlichkeit verschwendet. Was es sieht und hört, jede Beschäftigung der Erwachsenen, die es kennen lernt bildet es mit einem fast komischen Ernste nach; besonders gern diejenigen, bei denen es sich körperlich bewegen kann. Im Großen und Ganzen bleibt die menschliche Phantasie zeitlebens dieselbe, nur daß sie bei den Einzelnen mehr oder weniger lebhaft, bei der Jugend stärker ist als im Alter und beim Weibe leichter erregt, dafür aber weniger schöpferisch als beim Manne.

Die Phantasie steht auf der Grenze zwischen dem bewußten und unbewußten Seelenleben, denn sie schaltet mit Vorstellungen, deren wir uns selten noch bewußt sind, die sich aber der strengeren Gestaltung durch den Verstand unterwerfen; die Phantasie ist eine sinnlich-geistige Kraft, denn alle ihre Gestalten sind zeiträumlich und entstammen im letzten Ende der Sinnlichkeit; kein Kind, kein Träumender, ja kein Künstler vermag irgend eine Vorstellung rein aus Nichts zu schaffen, sondern immer muß sich dieselbe an ganz oder theilweis so Erfahrenes anlehnen. Der Phönix, die Sphinx, das Chamäleon, die Drachen, Hexen, Kobolde und Nixen, oder was sonst die Phantasie der Menschheit ausgeheckt haben mag — den Stoff dazu hat sie doch immer der Wirklichkeit entnehmen müssen, wenn sie ihn auch in neckischem Spiel sonderbar genug umgestaltet hat. Dies beweist auch die Welt der Träume, die ja auch, trotz aller ihrer Willkür, Maßlosigkeit und Seltsamkeit, schließlich doch nur

das phantastisch verzerrte Abbild unsres wirklichen Lebens, Denkens und Fühlens ist. Ferner wird unsre Phantasie durch momentane Sinnenreize angeregt. Wein, Kaffee, Opium u. dgl. verleiht ihr Schwingen, merkwürdige Geräusche (Trompete, Trommel, Pfeife, Sturmwind, Wassergeplätscher und Säuseln der Blätter), lebhafte Farben (roth, grün, blau, violett) und Gerüche (Orangen- und Akazienblüthen) reizen sie zur Formgestaltung. Ebenso beeinflußt sie alles Auffallende, das Meer, tiefe Stille, barocke Felsen, tiefe Abgründe, unermeßliche Räume u. dgl. Endlich setzen sie alle energischen Gefühle in Bewegung; Furcht und Hoffnung, Mißtrauen, Reue, Sorge lassen sie alsbald ihr figurenreiches Gewebe über die Wirklichkeit ausbreiten. Zu heftige Affekte freilich, wie Schreck, Wuth, Verzweiflung, lähmen sie und bannen sie in einen engen Vorstellungskreis.

Alle eben beschriebenen Eigenschaften hat auch die Phantasie des Künstlers, nur daß sie produktiver, durch klare Ideen (des Guten, Wahren und Schönen) geleitet und durch ästhetisch-technische Schulung dem Gesetz unterworfen ist.

---

4. Verfolgen wir jetzt ihren Einfluß auf unser ganzes Leben, um daran einige Winke zu ihrer Beherrschung zu knüpfen; denn dieser bedarf sie sehr.

Zunächst steht unser Leib wachend und schlafend, im gesunden und kranken Zustande unter ihrem Einfluß.*) Daß ihr

*) Vgl. Feuchtersleben, Diätetik der Seele S. 41 f. Leipzig, Reclam No. 1281. Kant, von der Macht des Gemüths. Ebenda No. 1130.

allein die Träume, welche für unser leibliches und seelisches Sein so wichtig sind, entstammen, leuchtet ein. Sie schließt sich zwar, wie gesagt, dabei vornehmlich an die uns am Tage vorher beschäftigenden Vorstellungen an, doch nimmt sie auch aus körperlichen Reizen (Druck, Wärme, Kälte, Magenbeschwerden u. s. f.) und allerlei Nervenaffektionen, physiologischen und pathologischen Stimmungen Anlaß, Träume zu gestalten. Daher haben auch die Träume für den tiefer Nachdenkenden Bedeutung. Gewiß „Träume sind Schäume," insofern als sie von der Phantasie geschaffen werden. Aber weil sich eben in ihnen unser leibliches Gesammtbefinden, unsre geheimsten Gedanken, Wünsche und Hoffnungen wiederspiegeln, weil wir daraus ahnen können, wessen unsre innerste Natur fähig wäre, wenn uns nicht Erziehung, Furcht und Mangel an Gelegenheit davon zurückhielte: so sollten wir auch die Träume nicht ohne Interesse betrachten. Daher nennt Jean Paul treffend das Bett „einen guten Beichtstuhl und die Audienz des Gewissens".

Wohl Jeder hat an sich erfahren, daß uns bei der Vorstellung eines recht appetitlichen Gerichts das Wasser im Munde zusammenläuft; daß vorgestellte Gefahr oder Freude unser Herz lebhafter schlagen läßt, daß das Vertrauen auf den Arzt uns hilft, noch bevor er selbst erschienen ist. Der Glaube, Gift oder Laxanzen genommen zu haben, wirkt oft dasselbe wie der Genuß dieser Dinge. Leute mit lebhafter Phantasie sind ansteckenden Krankheiten mehr ausgesetzt, als phantasielose. Wer hätte nicht schon Stiche im Halse empfunden, wenn die Gefahr der Ansteckung durch Diphtheritis eifrig erörtert wurde? Bekannt ist, daß ein Schüler des großen Boerhaave das medicinische Studium aufgeben mußte, weil er von jeder Krankheit befallen wurde, die jener lebhaft beschrieb. Jünger der Augen-

heilkunde bekamen mouches volantes, als sie dieses Leiden studirten. Epilepsie, Veitstanz, ja Hundswuth wird leicht auf nervöse Personen übertragen, denn die zuerst aus unbewußter Mitbewegung und Nachahmung entstandenen Zuckungen veranlassen allmählich eine krankhafte Innervation. Hieraus erklärt sich die fast unglaubliche Verbreitung der Tänzer- und Geißlerprozessionen im Mittelalter, sowie der ansteckende Einfluß, den noch alljährlich die Springprozession zu Echternach ausübt. Aus dieser Nerven-Innervation scheint sich auch das sogenannte Tischrücken und Geisterklopfen zu erklären, soweit es nicht plumper Betrug ist. Wie derjenige, welcher eine Zeit lang ruhig einen Bleistift in der Hand hält, allmählich ein Zucken im Arm spüren und, wenn er überhaupt schreiben kann, nach und nach groteske Schriftzüge aufs Papier werfen wird, so kann auch infolge lebhafter Konzentration der Gedanken ein nervöser Mensch („Medium") einen Tisch in Bewegung setzen.*)

Auch die merkwürdigen Erscheinungen der Ekstase gehören hierher. Es steht fest, daß Schwärmer, wie die Jansenisten, die gräßlichsten Martern lächelnd ertragen haben. Andre Ekstatiker betrachteten so lebhaft die Passion Christi, daß sie dieselbe nicht nur innerlich empfanden, sondern auch äußerlich, durch die sog. Stigmatisation nachbildeten, wie uns von dem hl. Franziscus, Margarethe Ebener, Katharina v. Emerich und C. Lazzari berichtet wird.**) Die h. Coleta v. Gent fühlte die Schmerzen des jedesmaligen Kalendermärtyrers nach, bei einem

*) Vgl. hierüber Näheres in meiner Schrift: „Der Spiritismus, die Narrheit unseres Zeitalters". Berlin, C. Habel 1883.

**) Vgl. K. Hase, Franz v. Assisi 1861. J. Görres, Christliche Mystik II, 407 f.

Mädchen, deren Bruder Spießruthen laufen mußte, zeigten sich förmliche Striemen auf ihrem Rücken, weil sie sich so zärtlich in seine Lage versetzte. Daß furchtbare Angst oder Sorge über Nacht unser Haar bleichen kann, ist bekannt; ebenso daß plötzliche Freude und plötzlicher Schreck tödtlich sein können. Des Krösus stummer Sohn bekam, um seinen Vater vom Tode zu retten, die Sprache wieder, Conring genas vor Freude, einen Gelehrten zu sprechen, dessen Besuch er lange herbeigesehnt hatte.

Während unser Organismus, wie oben (S. 57) gezeigt, im gesunden Zustande von der Phantasie als einem alle Glieder und Lebensprozesse beherrschenden Formprinzip gestaltet und immerfort regenerirt wird, führt sie uns, wenn unser Gesammtzustand verstimmt ist, zu allerlei Wahnvorstellungen, ja bisweilen zum Wahnsinn. Schon lebhafte Träume bringen uns zum Sprechen, Singen, Lachen, ja zum Gehen und Schreiben — die Phantasie leitet also selbständig unsre vegetativen, physiologischen und chemischen Lebensprozesse, sodaß wir unbewußt und doch zweckmäßig handeln! Eine krankhafte Steigerung dieses Zustandes sind die Erscheinungen des Somnambulismus, von denen Wunderbares, aber doch von unserm Standtpunkt aus Erklärliches berichtet wird.*)

Daß die Sinne nicht täuschen, ist erwiesen; die Phantasie allein erzeugt die sog. Sinnestäuschungen. Diese haben, solange wir sie als solche erkennen und durch unsern Verstand korrigiren, nichts auf sich. Jeder weiß, daß die Eisenbahnschienen nur zu konvergiren scheinen, daß jener quadratische

*) Vgl. M. Perty, Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur, 2 Bde. Leipzig und Heidelberg 1869. W. Preyer, der Hypnotismus. 1882. Sierke, Schwärmer und Schwindler. 1856.

Tisch kein Trapezoid, dieser runde keine Ellipse ist, daß die Pfeiler dort nur scheinbar oben dünner werden u. s. f. Das alles sind harmlose Illusionen, wie das Blau des Himmels über uns, dessen Zenith uns stets begleitet, der kreisrunde Horizont um uns und die blauen Berge in der Ferne. Gefährlich aber wird diese Neigung der Phantasie zu Illusionen, wenn sie Empfindungen falsch oder halbwahr deutet. Das ist die Quelle des Aberglaubens, der in tausend Formen, bald fürchterlich, bald fratzenhaft die Menschheit geängstigt hat und noch ängstet, mag er als Geister- und Gespensterglaube, als Astrologie, Chiromantie, Theurgie und Geomantie, als Alchemie, Wahrsagerei, Tagewählerei und Magie, mag er als Zauberei, Hexerei und Teufelsbeschwörung, oder endlich als kirchlicher Wunderglaube und moderner Spiritismus auftreten.*)

Ueberall legt die Phantasie unbekannten Naturvorgängen eine übernatürliche Deutung unter. Der seltsam gestaltete Baumstumpf wird zum Teufel, der Nebelstreif zum Erlkönig, der Sturm zum wilden Jäger, der Strudel zur Charybdis, die Sumpfflämmchen zu verdammten Seelen u. s. w. Hier liegt also stets irgendeine Empfindung zu Grunde, der Irrthum aber entsteht durch die Deutung, welche die Phantasie verursacht. Aber diese begnügt sich damit nicht, sondern schreitet oft zur Halluzination fort, d. h. sie schafft selbständig Vorstellungen, ohne daß irgend ein objektiver Gegenstand sie dazu reizte. So läßt sie den, welcher am Tage vielleicht Holbeins „Todtentanz" gesehen hat, wenn er zu Bett geht, überall das Gerippe des Todes schauen; Macbeth erblickt den Dolch, mit dem er

*) Vgl. H. B. Schindler, Das magische Geistesleben. Breslau 1857. C. Meyer, Der Aberglaube des Mittelalters. Basel 1884.

den alten Duncan umbringen, Constantin das Kreuz am Himmel, in dessen Zeichen er siegen will; Pascal sah nach geistiger Anstrengung neben sich den Höllenrachen gähnen; viele Menschen haben die Gestalt Verstorbener leibhaftig gesehen. Und doch war es nichts als Halluzination. Diese steigert sich bei besonders phantastischen Leuten zur Vision, d. h. sie sehen nicht nur Geister, sondern sie hören sie auch reden, unterhalten sich mit ihnen u. s. w. Thatsache ist dabei, daß sie Abgeschiedene sehen, ebenso thatsächlich aber auch, daß dieses nur auf subjektiver Täuschung beruht. So sah Hamlet seinen Vater kommen und gehen und sprach mit ihm; Paulus Jesum vor. Damaskus, Richard III. die Geister der von ihm Gemordeten, Luther den Teufel. Daher brauchen wir die Bekenntnisse der gefolterten „Hexen", den Teufel leibhaftig gesehen zu haben, nicht zu bezweifeln; ihre krankhaft erregte Phantasie spiegelte es ihnen faktisch vor.

Aber von hier bis zum Wahnsinn ist nur ein Schritt Er ist da, sobald jene Selbsttäuschungen zur fixen Idee werden. Im Irrenhause sitzen Viele, welche behaupten täglich eine Stimme zu hören, welche ihnen dieses oder jenes gebietet. Andre halten sich für den König, für Bismarck oder gar für den „lieben Gott". Wie sich diese in einer völligen Wahnwelt befinden, so haben sich noch Andre die Idee eines Wahnleibes gebildet. Sie behaupten nur ein Bein, oder ein verkürztes zu haben, oder daß ihr ganzer Körper von Glas, Holz, Butter sei!

Aus dem Bisherigen schon leuchtet Jedem ein, wie verhängnißvoll die Phantasie für den Menschen werden kann, wenn er sie nicht in Zucht nimmt. Als erste Regel empfehlen wir tüchtig zu arbeiten, und zwar nicht zum Spaß, zur Vertreibung der Langeweile, sondern aus Beruf und Pflicht. Dies

allein kann uns vor jener Empfindsamkeit bewahren, welche, wie oben (S. 83) schon berührt wurde, uns alle möglichen Leiden, Krankheiten oder Anlagen dazu vorspiegelt, ohne daß der geringste objektive Grund dafür vorhanden ist. Es giebt Leute, die jede Krankheit zu haben behaupten, deren Beschreibung sie lesen. Jeder kennt die lustige Geschichte von dem Reichen, der über alles Mögliche klagte, bis ihm ein kluger Arzt mittheilte, er habe einen großen Wurm im Leibe, den er nur verlieren könnte, wenn er den weiten Weg zu ihm zu Fuß zurücklegte, täglich Holz hackte, Diät hielte, früh aufstände u. dgl. Jener Wurm war eben nur die Hypochondrie. Ja, Einer bildete sich, wie Hufeland*) erzählt, sogar ein gestorben zu sein, und er wäre darüber verhungert, hätte nicht ein guter Freund sich auch für todt ausgegeben und ihn dann überredet, in der andern Welt sei es ebenso Sitte sich täglich satt zu essen. Aehnliches berichtet G. Freytag in „Soll und Haben" von dem alten biedren Rollkutscher, der glaubte, er müsse an seinem 50. Geburtstage sterben, und nur dadurch zur Vernunft gebracht wurde, daß man ihm vorredete, sein Geburtstag sei schon vorbei. 2. Man strebe darnach, seine Phantasie durch gesunde Lektüre mit edlen, schönen Bildern zu erfüllen. Schon oben (S. 186) wiesen wir auf die Wichtigkeit der Lektüre hin. Diese kann nur dann uns förderlich sein, wenn sie die schon zu Luftschlössern neigende Phantasie zwar beschäftigt, aber nicht in eine unwirkliche, ja unmögliche Welt von Personen und Zuständen führt, welche uns verwirrt, uns unzufrieden und daher untüchtig macht, in der wirklichen Welt unsern Platz ordentlich auszufüllen. 3. Vor allem lege man der Einbildungskraft durch den

*) Hufeland, Makrobiotik S. 176. Berlin, E. Staude. 1871.

Verstand Fesseln an. Schlimm genug, daß wir als Kinder durch die albernen Erzählungen der Wartefrauen und alten Weiber mit dem Aberglauben an Drachen, Nixen, Kobolde, verwunschene Prinzessinnen u. s. w. erfüllt worden sind; schlimm genug, daß die religiösen Vorstellungen noch mit soviel phantastischem Beiwerk (Engel, Teufel, Geister, Hölle, Zauber u. dgl.) verschnörkelt sind — die Geschichte des Aberglaubens, das Studium der Mythologie, Logik und Psychologie sowie der Naturwissenschaft sollte den Erwachsenen doch ein für alle Mal in die lichte Atmosphäre einer gesunden Weltanschauung erheben!

---

5. Aber nicht nur auf das leiblich-psychische Leben hat die Phantasie ungeheuren Einfluß, sondern auch auf das rein geistige Gebiet. Hier bethätigt sie sich sowohl reproduktiv, indem sie einmal Aufgenommenes festhält und im Moment des Gebrauches zur Stelle schafft (Einbildungskraft und Gedächtniß), als auch besonders produktiv, indem sie schöpferisch das Allgemeine zum Einzelnen aufsucht und dann durch Einzelnes veranschaulicht. Da nun das Allgemeine nach Plato die Idee ist, so bethätigt sich die Phantasie auf den geistigen Gebieten durch Veranschaulichung der Ideen.

Schon auf dem Gebiet der Sprache und der Logik (8. Kapitel) tritt dies deutlich hervor. Die Sprache ist durchaus ein Werk der Phantasie.*) Die onomapoetische Nachahmung gewisser Geräusche in der Natur, wie die Modulation der

*) Vgl. J. Frohschammer, Die Genesis der Menschheit und deren geistige Entwickelung in Religion, Sittlichkeit und Sprache. München, Ad. Ackermann. 1883.

Stimme, um Freude, Erstaunen, Schmerz u. s. w. auszudrücken, sind nur durch lebhafte Phantasie möglich gewesen. Jedes Wort veranschaulicht einen ursprünglich allgemeinen Begriff individuell durch ein sinnliches Zeichen. Ja, noch heute setzen wir, sobald wir sprechen, unsre Phantasie in Thätigkeit. Denn um irgend Etwas einem Andern deutlich zu machen, strengen wir die Phantasie an, solche Worte, Bilder, Vergleichungen und Wendungen zu finden, die auf ihn möglichst Eindruck machen. — Andrerseits sind die logischen Funktionen auch nur mit Hülfe der Phantasie vollziehbar; sie allein läßt uns die Vorstellungen von den Einzeldingen im Sinne behalten, dieselben mit einander vergleichen, ihre gemeinsamen und eigenthümlichen Merkmale abstrahiren und so den allgemeinen Begriff daraus bilden. Wie wollten wir ferner ein Urtheil fällen, d. h. ein Objekt unter einen Begriff unterordnen, wenn wir nicht kraft der Phantasie die Arten und Gattungen im Gedächtniß hätten. Und wie den Inhalt, so durchmißt allein die Einbildungskraft den Umfang eines Begriffes. Sie ist es auch, welche uns das Schließen ermöglicht; denn um zu erkennen, daß dieser Satz in einem oder mehreren anderen begründet sei, bedürfen wir wiederum jener reproducirenden Geisteskraft. Dasselbe ist bei der Anwendung der im 7. Kapitel besprochenen logischen Grundgesetze der Fall; um zu behaupten, ein Ding sei mit sich oder mit jenem andern identisch, müssen wir uns doch beide zugleich vorstellen können; um diese Erscheinung für die Ursache jener anzugeben, müssen wir doch die Kette von Ursachen und Wirkungen, welche sie verbindet, uns denken können; endlich um dies oder das als das Mittel für einen noch nicht verwirklichten Zweck zu erkennen, muß uns schon der Zweck, als verwirklichter, vorschweben. — Zeit und Raum sind so offenbar das Werk unsrer Einbildungs-

kraft, daß wir es nicht weiter darzulegen brauchen; nur daran sei erinnert, daß wir uns die Zeit stets als eine Reihe, den Raum aber als Hohlkugel vorstellen.

Demgemäß, wenn Logik und Sprache so sehr von der Einbildungskraft beeinflußt werden, kann es uns nicht wundern, daß auch die Wissenschaften innig mit ihr zusammenhängen. Die Mathematik beruht ganz auf der Anschauung, ihre Figuren sind nicht wirkliche, handgreifliche Objekte, sondern Gebilde der Phantasie. Denn einen mathematischen Punkt giebt es bekanntlich ebenso wenig in Wirklichkeit, wie eine vollkommene Kreislinie. Die Naturwissenschaft, welche der induktiven Methode ihre größten Triumphe verdankt, leitet nur mit Hülfe der Phantasie aus vielen Einzelfällen das Gesetz und veranschaulicht dessen Allgemeinheit durch seine Anwendung auf das Einzelne. Und sind nicht die Hypothesen, welche der exakte Forscher aufstellt, nur Phantasiegebilde, d. h. vorläufige Annahmen von Möglichkeiten zur Ergänzung unsrer Erkenntniß? Keine wissenschaftliche Entdeckung wäre ohne die Hülfe der Phantasie möglich. Der Geschichtschreiber muß, wie Ranke sagt, Etwas vom Dichter in sich haben. Denn nur durch phantasievolle Versenkung in die vergilbten Urkunden und die oft dürftigen und widerspruchsvollen Aufzeichnungen der Augenzeugen vermag er ein treffendes Bild der Vergangenheit zu zeichnen. Und wie wollte ohne Phantasie der Philologe die alten Sprachdenkmäler enträthseln, in ihren wirklichen Sinn eindringen und ihre Schönheiten würdigen? Ja, auch die Philosophie, die nichts ohne Scharfsinn, Nüchternheit und logisches Denken vermag, bedarf doch, wenigstens sobald sie systembildend, also schöpferisch ist, der Phantasie. Ohne sie könnte kein Philosoph sein mehr oder weniger kühnes Gebäude spekulativer Gedanken aufführen.

Darum waren auch so phantasiebegabte Männer, wie Plato, Spinoza, Hegel und Schelling, große Philosophen, und Schiller hat uns interessante Selbstbekenntnisse über diese innige Vereinigung von philosophischem und poetischem Schaffen hinterlassen.*)

Freilich, die Phantasie kann den Fortgang der Wissenschaften auch aufhalten und hat es oft genug gethan. Ja, sie ist eine Hauptquelle des Irrthums, indem sie entweder Unwirkliches als wirklich vorstellt oder aber die reale und ideale Welt anders konstruirt als sie ist. Dies darf nicht einmal der Künstler, wenn anders er nicht in wilde Phantasterei gerathen will. Die Liebe hat z. B. einen ganz bestimmten sinnlichen Gesichtsausdruck; diesen muß der Maler beobachten und seiner Einbildungskraft einprägen, wenn er z. B. eine liebende Mutter darstellen will. Wäre sein Gemälde daher noch so schön und technisch vollkommen, trüge aber nicht die durch die Natur selbst einmal begründeten Züge, so wüßte kein Beschauer, was er damit anfangen sollte. Ebenso hat ein Komponist, der zum Herzen sprechen will, den naturgemäßen Zusammenhang zwischen gewissen Gefühlen und gewissen Tönen zu studiren und möglichst genau wiederzugeben.

Auf die Bedeutung der Phantasie für die Kunst kommen wir in einem andern Kapitel, wo wir von der ästhetischen Selbsterziehung reden werden. Hier wollen wir noch die Aufmerksamkeit unsrer Leser auf die Rolle lenken, welche die Phantasie auf dem sittlich-religiösen Gebiete spielt.

---

*) Vgl. Kuno Fischer, Schiller als Philosoph. Leipzig, Fues Verlag. 1868.

6. Die Ethik ist die Wissenschaft vom Sittlichen; sie behandelt die Güter, Pflichten und Tugenden, untersucht deren Begründung und zeigt die Mittel, sie zu erreichen.*) Gut im ethischen Sinne ist dasjenige, welches der Mensch unbedingt ohne Rücksicht auf seinen eignen Vortheil thun soll. Aber um sich diesen Zweck, ja überhaupt irgend einen zu setzen, bedarf er der Phantasie; sie läßt ihn die Vorstellung einer erstrebten Sache fassen und festhalten, sie leitet ihn an, Mittel zu deren Erreichung zu ersinnen. Und vor allem ist sie ja die Fähigkeit des Menschen, Ideale zu entwerfen, d. h. Urbilder der Vollkommenheit, welche der Wirklichkeit gegenübergestellt und uns zur Nacheiferung vorgehalten werden. Die Macht aber, solche von den Edelsten unsres Geschlechts aufgestellte Ideale zu fassen, in uns aufzunehmen und lebendig nachzubilden, entspringt ohne Frage der Phantasie. Diese befähigt uns endlich auch zu wählen, d. h. uns zwei oder mehrere Handlungsmöglichkeiten zugleich vorzustellen, sie ist also die Voraussetzung der Willensfreiheit. Und wie bedeutend ihr Einfluß auf das sittliche Thun ist, lehrt die Betrachtung aller sogenannten ethischen Güter. Ein Gut heißt dasjenige, von dessen Besitz wir eine Beförderung unsres leiblichen oder geistigen Wohles erhoffen. Diese wie jede Hoffnung überhaupt entspringt jedenfalls der Vorstellungskraft. So ist der Ruhm, dem wir nachjagen, eine Idee, d. h. die Vorstellung von der hohen Meinung, welche, wie wir uns vorstellen, Andre von uns haben werden, wenn wir so oder so handeln. Das Geld wird nur darum so gierig erstrebt, weil es gilt, d. h. weil sein Besitzer alles Mögliche dafür eintauschen kann; er will dies aber in Wirklichkeit gar nicht, er nur will die Möglichkeit haben,

*) Vgl. meine Ethik § 1—4. Leipzig, J. J. Weber. 1881.

alles dafür zu erwerben. Und wie ist es mit der Liebe? Ist nicht der Geliebte ein Ideal für den Liebenden, der ihn aller seiner Mängel entkleidet, ja an Stelle seines wirklichen Wesens ein andres, vollkommenes setzt, für das er sich begeistert? Sobald diese schöne Selbsttäuschung schwindet, hört die Liebe auf. Ferner ist offenbar dann die Liebe des Menschen am reinsten, wenn sie ihn zu selbstloser Hingabe, ja zur Aufopferung für Andre, für Weib und Kind, fürs Vaterland, für die Aufrechterhaltung von Recht und Freiheit antreibt. Was aber, fragen wir, was ist denn das Vaterland, für welches Jeder gern Hab und Gut, ja selbst sein Leben hingiebt? Ist es nicht eine Idee? Und warum sind denn jene Helden, wie Leonidas, Th. Körner, Schill; Sokrates, Jesus, Huß u. A. so freudig in den Tod gegangen? War es nicht die Idee, welche sie begeisterte, mitzuwirken an der Veredlung der Menschheit — und diese, was ist sie wieder anders als eine Idee, ein Werk der Phantasie? Und wenn Jemand zum schönsten Gefühle geleitet wird, zum Mitleid mit des Nächsten Noth, was bringt ihn dazu, wenn nicht die lebhafte Vorstellung der Noth? Wohl dem Menschen daher, dessen Phantasie lebhaft und vielseitig entwickelt ist, denn nichts ist nöthiger, angenehmer und förderlicher als sich für das Gute und Große zu begeistern. „Arbeit und Begeisterung sind die Fittige zu großen Thaten!“ (Goethe).

Selbst das einfache, alltägliche Leben, welches indirekt ja auch von der Sittlichkeit beherrscht werden soll, bedarf der Phantasie. Auf die ästhetische Einrichtung des Hauses und des Verkehrs kommen wir in einem andern Kapitel. Hier sei nur daran erinnert, daß unser Leben uns Allen bald unerträglich eintönig und nichtig vorkommen würde, wenn nicht unsre Phantasie einen lieblichen Schein darüber verbreitete. Was wäre unser ganzes

Dichten und Trachten ohne die Illusionen? Wenn Jeder von uns wüßte, wie bald er sterben wird, wie schnell das Werk, an dessen Errichtung oder Erhaltung er seine beste Kraft setzt, zerfallen wird, wie entbehrlich er, trotz aller seiner Leistungen in jedem Kreise ist — möchte man da noch einen Schritt thun um sich zu bemühen. „Wer glaubt die Welt entbehren zu können ist ein Thor; noch thörichter aber, wer da wähnt, daß die Welt ihn nicht entbehren könne!“ (Rochefoucauld). Und doch ohne diesen Wahn, was wäre das Leben. Ja, da die Gegenwart ein Moment ist, dessen wir uns fast nur klar bewußt werden, sobald er entschwunden, wir aber uns zum Glücke die Vergangenheit in der Erinnerung und die Zukunft in der Hoffnung stets rosiger vorstellen als jene ist, diese sein wird — wovon wird da unser ganzes Dasein mehr bestimmt als von der Phantasie?

---

7. Ebenso verhält es sich mit der Religion, deren Wurzel offenbar in der Neigung des Menschen liegt, die Dinge um sich her phantasievoll zu beleben und zu personificiren.*) Die ersten Menschen fühlten sich der ungeheuren, wilden und herrlichen Natur gegenüber so rathlos, so klein, daß sie alle Wesen, die ihnen nützten oder schadeten, brünstig verehrten; jene aus Liebe, diese aus Furcht; jene zum Schutze gegen diese. Insofern hat Lukrez nicht ganz Unrecht, wenn er sagt: „Die Furcht erschuf die Götter“; denn die Religion der Furcht ist jedenfalls die niedrigste Form, in welcher sie auftritt; und noch heute singen die Neger auf Madagaskar: „O, Zanchor, wir richten an Dich kein Gebet, der gütige Gott, der braucht kein

*) Vgl. R. Seydel, die Religion und die Religionen. Leipzig, Findel. 1872. F. Kirchner, Lehrbuch der Religion I, § 1—4. II, § 1. 2. Köthen, Schettler 1878. 79.

Gebet, aber zu Niang (dem Bösen) müssen wir beten" ..... und nun folgt ein langes, herzbrechendes Flehen an den bösen Gott. Von dieser sklavischen Furcht erhob sich der Naturalismus der alten Kulturvölker zur Verehrung der Naturkräfte: Licht, Wasser, Erde, Luft, Sommer und Winter, Himmel und Erde wurden angebetet; aber auch damals noch vielmehr aus Furcht und Egoismus, als aus sittlichen Motiven. Ja, wer die religiösen Aeußerungen des Mittelalters und selbst abergläubischer Zeitgenossen aufmerksam betrachtet, erkennt, daß sie an böse Mächte aller Art, besonders den Teufel, mehr glauben als an Gottes Macht. — Aber dem sei wie ihm wolle, da Niemand Gott je gesehen, so sind die Menschen seit je auf ihre Phantasie angewiesen gewesen, wenn sie ihn sich vorstellen wollten, mochten sie sein Wesen polytheistisch in viele Gottheiten zerlegen oder, wie wir jetzt, als Einheit denken. Immer haben sie ihn sich nach Art unsrer Menschennatur gedacht, nur daß sie ihn größer, furchtbarer oder besser schilderten. So geht Gott der Herr in der Abendkühle im Paradies spazieren (Genesis 3, 8) er spricht um zu schaffen, bereut den Menschen geschaffen zu haben (Gen. 6, 6), fährt vom Himmel herab, sich den Thurm zu Babel anzusehen (11, 5), läßt sich von Abram die Füße waschen und ein Mahl bereiten, kommt auf den Sinai herab, um mit Mose zu reden (Exodus 19, 20) u. s. w. Ganz ähnliche Vorstellungen finden wir bei den Griechen, Römern, Parsen, Indern u. a. wieder. Zeus z. B. bedarf der Rosse, um vom Olymp zum Ida hinüberzukommen; als ihn Here glücklich eingeschläfert hat, geschieht allerlei wider seinen Willen; während Poseidon bei den Aethiopen abwesend ist, kann Odysseus ohne sein Wissen das Meer ruhig befahren u. dgl. m. Wir lächeln über solche Anthropomorphismen (d. h. menschliche Vorstellungen

von der Gottheit); aber ist es nicht im Grunde dasselbe, wenn Gott im Himmel thronend gedacht wird, umgeben von Engelschaaren, die ihn fortwährend preisen und seine Aufträge ausrichten? Als ob er nicht allgegenwärtig und allwissend und allmächtig wäre, mithin eines Boten und Vermittlers gar nicht bedürfte! Oder ist es nicht phantastisch, Gott dem Allmächtigen einen persönlichen Satan mit ebensolchem Engelhofstaat gegenüberzustellen, der als Antichrist, ja als Antigott, dem Herrn alles Mögliche zum Trotz thut? Ist es ferner nicht eine poetische Vorstellung der Phantasie, wenn Gott als der gute Vater geschildert wird, der im Interesse seiner Kinder nicht nur den festgefugten Gang des Naturgeschehens wunderbarlich ändert, sondern sogar selbst (oder sein einziger Sohn — was wieder eine Metapher ist!) Mensch geworden und auf drei und dreißig Jahre zur Erde herabgekommen sei, um die Menschheit zu erlösen. Eine ergreifende Idee, wahrhaftig! aber eben eine Idee!*)

Wir sind weit entfernt, alle diese Vorstellungen zu bemängeln, wenn man uns nur zugiebt, daß ihre Quelle die Phantasie ist. Ja, wir gehen noch weiter und meinen: Alles, was wir von Gott aussagen, namentlich wenn es populär und erbaulich ist, muß unbedingt phantastisch gefärbt sein. Von den notorisch bildlichen Redewendungen, wie Gottes Auge, Finger, Mund, Herz, Arm u. s. f. wollen wir gar nicht reden: aber selbst wenn wir Gott Liebe, Geduld, Langmuth, Gerechtigkeit, Zorn Gnade u. ä. beilegen, folgen wir dem Drange unsrer Phantasie, denn das alles sind Prädikate, die nur auf Menschen passen, sie alle müssen ja zugleich gedacht und daher durch einander be-

*) Vgl. J. Kant, Religion innerhalb der reinen Vernunft. Leipzig, Reclam. No. 1231. 32.

schränkt werden; sie alle sind eben nur verschiedene Namen für Gottes Benehmen gegen uns, während sich in Wirklichkeit doch nur unsere Stellung zu ihm ändert.*) Endlich sei noch darauf hingewiesen, daß alle Religionen sich auf direkte göttliche Offenbarung berufen, welche durch Wunder, Weissagungen und Visionen vermittelt ist.

Welche Wichtigkeit die Phantasie für das religiöse Leben hat, beweist auch noch die Praxis, besonders der Kultus. Dieser hängt nicht nur aufs innigste mit der Kunst zusammen (Architektur, Malerei, Tanz, Musik, Rhetorik), sondern ist auch durchaus auf die Phantasie berechnet. In den weiten Hallen der Dome, deren bemalte Scheiben das Licht geheimnißvoll brechen, entfaltet sich leicht die Phantasie; sie ahnt die Nähe der Gottheit, welche sich in allerlei Statuen, Bildern und Symbolen darstellt und im gewaltigen Rauschen der Orgel, im eintönigen Klange der Glocken und in rührenden Melodien so eindringlich zum Herzen spricht. Sinnreiche Ceremonien (Weihwasser, Weihrauch, Knieen, Segnen, Bekreuzen u. s. f.) und Sakramente geben der Einbildungskraft weiten Spielraum; selbst die Predigt wendet sich wie jede feierliche Rede, vorwiegend an die Phantasie.

Aber man denke ja nicht, als seien etwa blos die sogenannten offenbarten Religionen von der Phantasie so abhängig, nein, jede Weltanschauung überhaupt ist es, sofern sie (was ja in dem Worte liegt) die mannigfach komplicirten Naturvorgänge einheitlich zu erklären versucht. Denn Niemand hat je die Welt als Ganzes gesehen, sondern stets nur zerstreute Theile davon; Niemand weiß, daß der Kosmos eine Einheit

*) Vgl. meine Schrift: Zur Reform des Religionsunterrichtes. Berlin, Habel. 1877.

in der Vielheit ist. Wer vermag den Gedanken der Ewigkeit und Unendlichkeit überhaupt auszudenken? „Senke nieder, Adlergedank', dein Gefieder! kühne Seglerin, Phantasie, wirf ein muthloses Anker hie!“ (Schiller). Und wenn die Naturforschung Gesetze und Hypothesen aufstellt, so sind das, wie S. 170 gezeigt, Schöpfungen der Phantasie. Es giebt keinen höheren Gedanken als die Vorstellung einer vernünftigen Weltordnung, welche Alles, Großes wie Geringes, die physischen wie die moralischen Gesetze harmonisch in sich begreift — aber ist diese Vorstellung mehr als eine Hypothese? Unser Verstand ruht nicht eher, als bis er rückwärts an der Kette von Ursachen und Wirkungen auf den Urheber und vorwärts an der Kette von Zwecken und Mitteln auf den Regenten des All's kommt — aber Anfang und Ende, Weltursache und Weltzweck, sind sie mehr als Sache des Glaubens? Ja, wenn wir, wie wohl jeder Gottgläubige, Gott als die Vollkommenheit, das Absolute selbst denken, so zeigt dieser Begriff auf den ersten Blick die Macht der Phantasie, welche zum Wirklichen das Ideal, zum Einzelnen das Allgemeine, zum Beschränkten das Vollkommene sucht. —

---

8. Ist der Einfluß der Phantasie so tief und vielseitig auf unser geistiges Leben, so können wir nicht genug vor ihr auf der Hut sein, damit sie uns nicht aufs Empfindlichste schädige. Als erste Regel möchten wir daher einschärfen: Laß deiner Phantasie niemals die Zügel schießen! Bedenke, daß sie, einem feurigen Renner vergleichbar, nur auf den Moment wartet, wo Du weniger achtsam bist, um Dich in wildem Fluge mit sich hinwegzuführen. Verstand und Phantasie sind deshalb so innig verwandt und doch so diametral verschieden, damit sie einander

ergänzen; die Phantasie soll ihm reichen Stoff, er ihr dafür strenge Form geben; sie ihn beflügeln, er sie lenken. Daher gilt es 2. beide gleichmäßig auszubilden, den Verstand durch logische Schulung, die Phantasie durch ästhetische Bildung. Hierauf kommen wir im nächsten Buche. Das ist die klassische Größe der Griechen, daß sie, wie Schiller sagt*), zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philosophirend und bildend, zugleich zart und energisch, die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereinigten. Und das ist grade das Klassische auch an Lessing, Schiller, Goethe, daß sich in ihren Schöpfungen Verstand und Phantasie, Klarheit und Fülle, Anschaulichkeit und Wahrheit aufs innigste vermählen. Die klassische Phantasie stellt das Wirkliche dar, aber in seiner Vollendung, d. h. seiner Idee nach, so wie es sein sollte, also ein Wirkliches, welches der vollkommene Ausdruck seiner Idee ist. So stellt Homer das Wesen des griechischen Volkes am reinsten und vollständigsten dar, so daß wir noch heute daraus den Geist, der die Hellenen beseelte, authentisch auffassen; und Goethe's „Hermann und Dorothea" veranschaulicht in dem Idyll einer einfachen, aber edlen Bürgerfamilie, welches sich von einem furchtbaren historischen Hintergrunde abhebt, das deutsche Wesen so naturwahr, daß man nach Jahrtausenden noch wird daraus erkennen können, was das deutsche Volk war und sein konnte. — 3. Man gewöhne sich an systematisches Denken. Da die Vorstellungen, welche wir einmal gehabt haben, nie völlig aus unserm Geiste verschwinden, sondern durch Ideenassociation sich mit andern vor-

*) F. Schiller, über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts. Brief 6.

handenen oder neu eintretenden verschmelzen, so ist es für die Gesundheit des Geistes durchaus nothwendig, die Vorstellungen in Gruppen logisch und sachlich zu vereinigen. Dann wird die Phantasie stets Zusammengehöriges vorbringen und nicht allerlei Vorstellungsreste kaleidoskopisch zusammenwürfeln. Wohin es führt, wenn man seine Phantasie nicht zügelt, lehrt der Traum, die Fieberphantasie und der Wahnsinn. Im Traume, wie Jeder aus Erfahrung weiß, schaltet die Phantasie ganz ungebunden; befreit von der Kontrolle der sinnlichen Wahrnehmung, vollführt die Phantasie das Unmögliche; die Schranken von Zeit und Raum überfliegend, läßt sie uns auf dem Wasser spazieren, durch die Wolken schweben, mit Verstorbenen oder Entfernten reden; aus den Vorstellungsresten des gestrigen Tages, dumpfen Empfindungen, dunklen Erinnerungen und unbewußten Nervenreizen webt sie ein wahres Zerrbild von unserm Wesen zusammen. Gedächtniß und Urtheilskraft, Vernunft und Selbstbewußtsein sind gehemmt oder alterirt. Uebertragen wir diesen Zustand auf's Wachen, so wird die Wirklichkeit zum Traume, der Mensch zum Schwärmer, dem sich alle Perspektiven verschieben. Setzt sich dieser Zustand im Kopfe fest, so wird der Mensch wahnsinnig. Wieviel Unheil diese Phantasterei in der Welt angerichtet hat, läßt sich kaum ausmalen. Die leichteren Grade der Krankheit entziehen sich der Beurtheilung, theils weil sie zu sehr verbreitet, theils auch weil sie weniger gemeingefährlich sind. Im alltäglichen Leben lassen wir die harmlosen Formen der Narrheit unbehelligt. Aber ist es nicht Narrheit, melancholisch bis zur Verzweiflung zu sein um — Nichts, oder aus eingebildeter Krankheit, aus unbefriedigter Eitelkeit oder vermeinter Unterschätzung? Ist es nicht Narrheit, sich für ein „Lumen" zu halten, während man gar nichts leistet, oder für

eine bessere Menschensorte, weil man adelig, reich oder mächtig ist? Oder erscheint uns nicht der als ein Narr, welcher sich aufreibt, um Geld zusammenzuscharren, Ehre zu erwerben oder eine Rolle zu spielen, dabei aber sein Leben nicht genießt? Ja, macht nicht der vielgeschäftige Müßiggänger, der Zerstreute, der Pedant, der Geck, der Eifersüchtige, der Spieler u. s. w. den Eindruck vollendeter Narrheit?

Wahrhaftig, man kann sich nicht wundern, daß geistreiche Schriftsteller, wie Brant, Erasmus, Murner, Albertinus, Goltz, Weber u. a. die Welt als ein großes Narrenhaus betrachtet haben.*) Es giebt praktische und theoretische, pedantische und schwärmerische, dumme und kluge Narren; auf jedem Gebiet, von jedem Alter und Geschlecht: aber alle Narrheit entspringt aus verkehrter Phantasterei, aus dem Wahne mehr zu sein als man ist, aus der Eitelkeit, sein kleines Ich, sein persönliches Bedürfniß, ja seine momentane Stimmung zum Mittelpunkt und Maßstab für die Welt zu machen. Ein Narr ist mithin Jeder, der seiner Phantasie mehr als seinem Verstande folgt und damit die von der Natur geforderte Harmonie seines Wesens einbüßt. Narren werden wir Alle in dem Augenblick, wo uns irgend eine Leidenschaft so erfüllt, daß wir „außer uns" gerathen, z. B. vor Liebe, Zorn, Haß, Eifersucht u. s. f. Napoleon I. sagte von Lafayette, er sei der Narr der Menschen und Verhältnisse; er rechnete ihn also zu jener Klasse von Leuten, die es Allen recht machen, es mit keinem verderben möchten;

*) Vgl. Seb. Brant, Narrenschiff 1494. Leipzig. Reclam 899. 900. Aegid. Albertinus, Lucifers Königreich und Seelengejaidt. 1616. Berlin und Stuttgart. Spemann. Deutsche Litteratur. Bd. 26. K. J. Weber, Demokritos 1832. Bogumil Goltz, Hinter den Feigenblättern. 1862.

deren Phantasie so rege ist, daß sie ihnen tausend Möglichkeiten vorspiegelt, die sie sämmtlich und zugleich benutzen zu können wähnen. Was diese in der Praxis, leisten die Mystiker und Romantiker in der Theorie: ihre Phantasie wirft in förmlichem Fieber alle Dinge und Begriffe durcheinander, sieht überall Symbole und Geheimnisse, löst alles Wirkliche in Schein, alles Reale in Gleichniß auf, sodaß das Herrlichste in Nichts zerstiebt. Die großartigste Darstellung dieser wilden Phantastik zeigt uns auf poetischem Gebiet die Romantik, auf künstlerischem das Roccoco, auf religiösem die Mystik (z. B. eines Eckhardt und Jak. Böhme), auf philosophischem Gebiet endlich Schellings Identitätssystem. Man lese nur ein Drama von Tieck, z. B. „Prinz Zerbino" oder eine Geschichte von E. Th. A. Hoffmann, man studire nur eine Schrift des Schellingianers Frz. v. Baader oder Jak. Böhmes, so wird man mit dem Schüler in „Faust" ausrufen: „Mir wird von all' dem Zeug so dumm, als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum!" Nicht daß es an einzelnen großen Schönheiten und tiefen Gedanken fehlte, aber das Ganze ist ohne Einheit, Klarheit und Zusammenhang. Wie beim Roccoco, werden wir durch das willkürlichste Phantasiespiel von lauter krausen Arabesken zuerst angezogen, bald aber verwirrt, dann gelangweilt und endlich abgestoßen.

Besteht hier die Narrheit in der Zügellosigkeit einer üppigen Phantasie, so entspringt eine andre Art derselben aus der einseitigen Beschäftigung der Einbildungskraft mit einem Gegenstande. Im Irrenhause sitzen Viele, weil sie an fixen Ideen leiden — aber litten nicht auch Alexander d. Gr. und Napoleon und Dschingiskhan daran, die sich den Weltkreis unterwerfen wollten? Oder, um auf die geistigen Gebiete zu kommen, ist es nicht eine fixe Idee, mit Schopenhauer diese schöne Welt für

die denkbar schlechteste auszugeben und sich deshalb in Weltschmerz zu verzehren; oder mit Büchner die Realität von Gott und Geist zu leugnen, um Alles in Stofftheilchen aufzulösen? Oder, wie alle religiösen Fanatiker, seinen eignen Glauben fürden einzig wahren zu erklären, um alle Andersgläubige frischweg zu verdammen? —

Als letztes und wichtigstes Zuchtmittel der Phantasie empfehlen wir geregelte Thätigkeit. Abgesehen von den vielen Tugenden, welche sie fast unmerklich in uns erzeugt: Gehorsam, Selbstbeherrschung, Emsigkeit und Beharrlichkeit, ist sie auch der beste Schutz gegen die Ausschweifungen der Phantasie. Nicht Arbeit, sondern Müßiggang ist der Fluch des Menschen. Wenn er nichts Ordentliches zu thun hat, kommt er auf unnütze oder schlechte Gedanken; dann giebt er seinen Träumen Audienz, baut Luftschlösser, schmiedet Projekte, spiegelt sich in seinen vermeintlichen Verdiensten, heckt sonderbare Spekulationen aus u. s. f. Geregelte Thätigkeit hingegen zwingt uns, den Geist auf einen Punkt zu konzentriren; die Aufmerksamkeit, welche wir oben (S. 180 ff.) schilderten, verscheucht die luftigen Phantasien; die zur Förderung der Arbeit nöthige Geistesanstrengung verhindert, daß unsre Phantasie ins Kraut schießt; wir werden nicht nur geistig, sondern auch körperlich müde und sind froh, wenn wir dann ruhen können. Am besten vertreibt allerdings körperliche Anstrengung: Wandern, Reiten, Handarbeit, Turnen u. dgl. alles müßige Phantasiren; besonders das Schwelgen in weichlichen oder gar lüsternen Bildern. Darum haben wir die physische Selbsterziehung so ausführlich behandelt, weil nach unsrer Ansicht der Geist nichts ohne den Leib vermag. Im nächsten Buche wollen wir der geistigen Thätigkeit unsre Aufmerksamkeit widmen.

Viertes Buch.

Bildungsideale.

Zehntes Kapitel.

Was heißt Bildung?

1. Nachdem wir im vorigen Kapitel die Zucht des Denkens geschildert haben, wollen wir in diesem den *Stoff* darstellen, mit welchem sich das Denken zu beschäftigen hat. Dort untersuchten wir seine Form, hier seinen Inhalt.

In jeder Sprache giebt es eine Reihe *abstrakter Begriffe*, die Jedem geläufig sind, über die er auf Grund von Lektüre, Nachdenken und Unterhaltung einige Auskunft geben kann, z. B. Wissenschaft, Kunst, Sittlichkeit, Religion, Geschmack u. s. f. Hierzu gehört auch das Wort *Bildung*, welches namentlich in unsrer Zeit viel gebraucht wird. Jeder möchte Bildung haben, Jeder zu den Gebildeten gerechnet werden, man spricht sogar von einem „gebildeten Hausknecht!“ Aber wie verschieden ist der Sinn, den die Menschen mit dem Begriff „Bildung“ verbinden! Dies ist jedoch keineswegs gleichgültig; denn je nach seiner Idee von einem Gebildeten werden die Anforderungen verschieden sein, die der Einzelne an sich und Andre in dieser Hinsicht stellt; darnach wieder wird Jeder seinen Um-

gang und seine Lektüre wählen, darnach wird sich seine Stellung richten zu den mancherlei Bildungsbestrebungen unsrer Zeit.

Wir halten es daher für unumgänglich, uns die Frage vorzulegen und zu beantworten: Was heißt Bildung? Dies umsomehr, als Viele eine falsche oder einseitige Vorstellung davon haben und infolge dessen zu einer Weltanschauung und Lebensführung gelangen, welche wir als Halbbildung bezeichnen möchten. Gegen sie richten sich, und nicht mit Unrecht, die Vorwürfe, welche von manchen fälschlich gegen die Bildung überhaupt erhoben werden. Bildung, sagen die Einen, führt die Menschen zur Irreligiosität und Sittenlosigkeit. Denn seitdem die Leute unterrichteter sind, haben sie den Glauben an die Macht und die Segnungen der Kirche verloren; sie zweifeln an aller Autorität, wollen ebenso klug sein wie ihre politischen und geistlichen Leiter; die Vorschriften der Moral halten sie für Menschenwerk und glauben sie ungescheut verletzen zu dürfen, wenn man sie nur nicht dabei ertappt. — Die Bildung, sagen Andre, führt die Leute zur Einbildung. Denn da ihnen die Resultate der Forschung populär, d. h. mundgerecht und oberflächlich mitgetheilt werden, so meinen sie ebenso klug zu sein, wie die Gelehrten; sie verachten wohl gar die strenge Wissenschaft, welche mehr auf gediegenen Inhalt als anmuthige Form zu sehen pflegt. — Es ist richtig, die Halbbildung bringt solche Gefahren mit sich, aber eben nur sie. Der wahrhaft Gebildete ist, wie wir sogleich sehen werden, weit davon entfernt. Es mag sein, daß viele Leute, wenn sie von den Wissenschaften gar keine Kunde bekommen hätten, zufriedener in ihrer dienenden Stellung gewesen wären; andrerseits aber führt sie die Bildung dafür auch zur Einsicht und zur Selbstbescheidung. Gewiß, in manchen Köpfen bewirkt die Beschäftigung mit den Wissenschaften

mehr Verwirrung als Klarheit; aber erstens sind das von Hause aus unklare Leute, zweitens muß deren Studium recht oberflächlich sein und drittens fragen wir, ob man wegen dieses beklagenswerthen Mißerfolges das Studium der Wissenschaften überhaupt verpönen wolle. Dann dürfte man auch das Feuer, das in der Hand der Unerfahrnen und Unvorsichtigen ja so gefährlich ist, nicht mehr gebrauchen. Ferner können nur Ignoranten in den Wahn verfallen, genug zu wissen und daher die Gelehrsamkeit verachten zu dürfen. Auch ein Primaner hält sich für überaus klug und unterrichtet; aber er merkt auch bald, entweder durch das akademische Studium oder bei der Lektüre, wie herzlich wenig er eigentlich weiß. Grade die vielseitige Kenntnißnahme der Wissenschaft sollte den Menschen mit Ehrfurcht vor deren Größe erfüllen. Freilich, durch die Studien werden die Leute aufgeklärt; sie lernen nachdenken über sich, ihre Stellung, ihre Pflichten und Rechte; sie fangen an Kritik zu üben, und selbst die Obrigkeit muß sich gefallen lassen vom „beschränkten Unterthanenverstande" gemeistert zu werden. Aber was schadet denn das? Was geht denn durch solche Kritik verloren außer etwa der Nimbus der Unfehlbarkeit —, an den doch nur die Dummheit glaubt? Sind denn die sogenannten Autoritäten nicht ebensolche Menschen wie wir, und nur dadurch in autoritativer Stellung, weil sie dies oder jenes Fach eben mehr verstehen als wir? Dieser ist Richter, weil er Jura studirt und praktische Rechtspflege kennen gelernt hat, jener ist Arzt, weil er in medicinischer Wissenschaft, jener Lehrer, weil er in Philologie und Pädagogik gründlich Bescheid weiß. Wohlan, wird nicht Jeder, der etwas Tüchtiges leistet, auch fortan geehrt werden, selbst wenn man ihn nicht für infallibel ansieht. — Endlich, was den Vorwurf betrifft, die Bildung mache die Leute

an ihrem Glauben irre und infolge deſſen unſittlich, ſo iſt daran ſoviel richtig, daß die Kirchlichkeit der Deutſchen allerdings mit der Zunahme ihrer Bildung abgenommen hat, und daß noch heute gerade die gebildeten Kreiſe am wenigſten kirchlich ſind. Aber die Schuld daran trägt nicht die Bildung, ſondern die Kirche, oder vielmehr die ſtrenggläubige Partei darin. Denn die hat ſtets gegen die Aufklärung proteſtirt und ſich geweigert, ihre Dogmen den Reſultaten wiſſenſchaftlicher Forſchung gemäß umzugeſtalten, bis die Menſchen eben zugleich mit der Faſſung den Inhalt zurückzuweiſen begannen. Die geiſtlichen Gegner der Aufklärung überſehen aber erſtens, daß die Theologie, d. h. die wiſſenſchaftliche Faſſung des Glaubens, keineswegs dasſelbe iſt wie der Glaube; zweitens, daß jene immer unter dem Einfluß der jedesmaligen Philoſophie geſtanden hat und ſtehen muß; drittens, daß auch die Propheten und Apoſtel ihr religiöſes Gefühl eben im Rahmen ihrer Weltanſchauung ausgeſprochen haben, ſie alſo, wenn ſie heute lebten, ganz ebenſo die heutige Weltanſchauung zur Vorausſetzung ihrer Lehren nehmen würden; viertens, daß die Frömmigkeit als ſolche garnicht dadurch in Frage geſtellt wird, wenn man ſich Gott und Menſchheit gemäß unſrer tiefren Einſicht in die Natur und die Geſchichte vorſtellt. Anſtatt alſo freiwillig die Glaubenslehre den Reſultaten der Forſchung gemäß umzugeſtalten und ſie dadurch den Gebildeten annehmbar zu machen, halten die Orthodoxen an Dogmen feſt, welche nachweislich vor vielen Jahrhunderten entſtanden ſind und ſich vor unſrer beſſeren pſychologiſchen, logiſchen, hiſtoriſchen und naturwiſſenſchaftlichen Kenntniß nicht halten laſſen. (Wir erinnern nur an die Lehren von den Engeln, vom Teufel, von Wundern und Weiſſagungen, von den zwei Naturen Chriſti, der Trinität u. dgl.) Die Gebildeten nun gerathen dadurch in einen

peinigenden Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen;*) sie möchten ja wohl glauben, was ihnen die Kirche als geoffenbarte Wahrheit verkündigt, denn sie haben religiöse Bedürfnisse und fühlen tiefe Sehnsucht nach dem Göttlichen; aber die Form, in welcher ihnen die Religion entgegentritt, erscheint ihnen theilweis absurd und abgeschmackt. Was sollen sie nun thun? Manche bringen das sacrifizio del' intelletto (das Opfer des Verstandes) und pflichten den Priestern bei, welche sagen, auf dem Gebiete der Religion gelten die Naturgesetze, die Gesetze der Logik, Psychologie und Historie nicht; die Meisten aber können das nicht glauben. Anstatt nun aber zwischen Form und Inhalt, Schale und Kern, Dogma und Religion, Theologie und Frömmigkeit zu scheiden, werfen sie leider oft Beides zugleich weg und erklären sich für Atheisten. Ja, weil ihnen in ihrer Jugend die Moral auch in der kirchlichen Fassung entgegengebracht worden ist, wähnen sie, daß, wenn sie mit mehr oder minder Recht diese Form beanstanden dürfen, sie sich auch über die Moral selbst hinwegsetzen können; als ob die Moral an sich aufhörte, wenn dieses oder jenes Moralsystem hinfällig wird. — Wir werden im Zusammenhang dieser Untersuchung zeigen, daß ein wahrhaft Gebildeter auch religiös und moralisch sein muß, daß also Religiosität und Sittlichkeit gerade recht zur Bildung gehören.

---

2. Das Wort „Bildung" ist erst seit Ende des vorigen Jahrhunderts in unserm Sinne gebräuchlich; früher sagte man „Cultur".

---

*) Vgl. Ulrici, Glauben und Wissen. Leipzig 1858. Carriere, Die sittliche Weltordnung. Leipzig 1877. F. Kirchner, Lehrbuch der Religion. Köthen 1878. 79.

Bildung bezog sich nur auf den Leib, wie z. B. aus Goethe's „Hermann und Dorothea" erhellt: „Die liebenden Eltern erstaunten über die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar". Und zwar bedeutet Bildung (wie alle Substantiva auf —ung) im allgemeinen sowohl die Thätigkeit des Bildens, als auch das Resultat derselben; das Werden und Wachsen wie auch das Gewordene. Im geistigen Sinne freilich denkt man mehr an das Ergebniß des Bildens. Doch liegt der Gedanke an die Entwickelung stets mit zu Grunde.

Denn man nennt nur Erwachsene, nie Kinder „gebildet"; selbst junge Leute von 15—20 Jahren haben auf dieses Prädikat noch keinen Anspruch. Denn Bildung heißt offenbar etwas Abgeschliffenes, Herausgebildetes, Gestaltetes. Daher können junge Menschen nur bildungsfähig, höchstens wohlerzogen heißen. Daß Bildung zunächst der Gegensatz von Roheit ist, wird aus der Gegenüberstellung von gebildeten und ungebildeten Ständen deutlich. Soviel Vorurtheil und Anmaßung dabei mitunterlaufen mag — denn die vornehmeren, feineren, reicheren, gelehrteren Leute halten sich auch stets für die gebildeteren, — so ist doch in der That der Vorzug vorhanden, daß sich die sogenannten Gebildeten wenigstens in diesem einen Punkte über die rohe Natürlichkeit erhoben, einige Seiten ihres Wesens mehr ausgebildet haben, als die andern Menschen. Trotzdem werden wir weder den Hofmann noch den Gelehrten, noch den Künstler u. s. f. schon einen Gebildeten nennen; denn Anstand, Gelehrsamkeit, Geschicklichkeit allein berechtigen noch nicht auf jenen Titel. Am wenigsten die Gelehrsamkeit, welche allerdings von Vielen oft fälschlich mit der Bildung verwechselt wird. Gelehrsamkeit ist eine umfassende, gründliche, deutliche, wohlgeordnete und zusammenhängende Erkenntniß auf irgend einem Gebiete; sie kann nur durch

sauren Fleiß erworben werden und erstreckt sich, bei dem ungeheuren Umfang der Wissenschaft, meist nur auf eine Fachdisciplin. Ja, je gediegener die Gelehrsamkeit eines Mannes ist, eine desto kleinere Sphäre des Wissens pflegt sie zu umfassen. Universalgenies sind stets selten gewesen, heutzutage aber fast unmöglich. Aristoteles, Vincenz von Beauvais, Brunetto Latini, Albertus Magnus, Conring und Leibniz*) waren Polyhistoren (Vielwisser), welche mehr oder weniger alle Disciplinen der Wissenschaft beherrschten. Bei ihnen fiel allerdings Gelehrsamkeit und Bildung ziemlich zusammen. Sonst aber pflegen sie einander beinahe auszuschließen; denn jene geht auf das Einzelne, diese aufs Allgemeine. Dies wird auch durch den Zusatz „gebildet" ausgedrückt, welchen wir einem Fachmanne geben oder verweigern. So ist derjenige ein gebildeter Jurist, welcher nicht nur in der Jurisprudenz gelehrt und in der praktischen Rechtspflege wohlerfahren (routinirt) ist, sondern der sein Wissen in Zusammenhang mit Geschichte, Philosophie (besonders Ethik und Psychologie) und Politik gesetzt hat. Ein gebildeter Arzt wird außer einer gewissen Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit auch Einsicht in die Naturwissenschaften, die Psychologie und Pädagogik haben müssen. Ebenso heißt ein Kaufmann gebildet, wenn er nicht blos technische Routine, sondern auch Interesse besitzt für das seinen Beruf Fördernde, wie Handelsgeographie, Geschichte, Chemie, Nationalökonomie u. dgl. Ueberall bedeutet also Bildung Sinn und Interesse für das Allgemeine. Darunter sind jedoch nicht blos die Fundamente und Ausläufer unsres Faches zu verstehen, sondern die sogenannte allgemeine Bildung.

*) Vgl. mein Buch: „Leibniz. Sein Leben und Denken." Köthen, Schettler 1876.

Diese besteht, wie der Name sagt, in der Darstellung des Allgemein-Menschlichen, d. h. dessen, was jeder haben muß, der ein wahrer Mensch sein will. „Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches ist mir fremd", sagt der Gebildete.*) Ihn bewegen alle Interessen der Menschheit, die physischen wie die geistigen; er hat ein Verständniß für alle ihre Bestrebungen, ein Herz für ihre Thaten und Leiden. Mit einem Wort: Bildung heißt das von der Menschheit Erlebte geistig mit- und nacherleben. Bildung steht mithin im Gegensatz zu allem Individuellen (z. B. Temperament, Laune, Idiosynkrasie) und Beschränkten (Schranken der Familie, Provinz und Nation, des Berufes und Standes, ja der Zeit, in welcher wir leben; Erweiterung des geistigen Horizonts, Befreiung von der Einseitigkeit der Invidualität, Erhebung auf einen höheren Standort des Urtheils, das sind die Merkmale wahrer Bildung.**)

---

3. Die allgemeine Bildung, nach welcher wir streben sollen, wird also gleichmäßig die Entwickelung des ganzen Menschen nach Seel' und Leib, nach seinem Denken, Fühlen und Wollen zu umfassen haben. Damit sind von vornherein die Verirrungen abgewiesen, welche entweder nur den Geist ohne den Körper, oder vom Geiste nur den Verstand, nicht aber auch das Herz, oder nur das ästhetische und nicht auch das sittliche Gefühl ausgebildet sehen wollen. Harmonie aller menschlichen Kräfte ist das Bildungsideal. — Andrerseits kann weder erwartet noch ge-

---

*) Vgl. Homo sum, nihil humani a me alienum puto. Terentius.

**) Vgl. Lazarus, Leben der Seele. 1856. I, S. 24 f. Döderlein, Reden und Aufsätze I, S. 159 f.

fordert werden, daß diese Kräfte alle gleichmäßig ausgebildet seien; so kann der Künstler nicht so auf dem Gebiete des Wissens zuhause sein wie der Gelehrte, und dieser wiederum nicht so in der Kunst wie jener. Aber es giebt auch keinen „Menschen überhaupt" (S. 188), sondern wir Alle sind nach Temperament, Geschlecht, Gaben, Beruf, Ort und Zeit verschieden. Perikles, Cicero, Dante waren ohne Zweifel nach dem Maßstab ihrer Zeit hochgebildete Leute, und doch würden sie, in unser Jahrhundert versetzt, nicht so genannt werden; andrerseits freilich würden sie, falls sie heute wiederauflebten, alsbald ebenso für unsre Zeit gebildet werden, als sie es für die ihrige waren. Denn Bildung bedeutet ja nicht blos einen gewissen Schatz von Kenntnissen, sondern vielmehr das lebhafte Interesse für alles Menschliche und die Fähigkeit, daran mit seinem Fühlen und Denken theilzunehmen. Und wie das Zeitalter, so ist das Geschlecht des Menschen von Einfluß auf seine Bildung. Die Stärke des Weibes liegt im Gemüthe, die des Mannes im Verstande; beide können Energie des Charakters beweisen. Die Frau wird demnach für die rein abstrakten Wissenschaften (Logik, Metaphysik, Theologie, Jurisprudenz, Statistik) weniger Interesse haben als für die ästhetischen und praktischen (Kunst, Litteratur, Geschichte, Ethik).

Vor allem ist die Anlage des Einzelnen für die Höhe und den Umfang seiner Bildung maßgebend. Invita Minerva, d. h. ohne jede Begabung kann man weder ästhetische, noch philosophische, noch musikalische Bildung erwerben. Jeder Mensch soll, das kann man fordern, die ihm von Gott verliehenen Gaben ausbilden, er soll die Fühlhörner seines Geistes nach allen Richtungen ausstrecken, aber unbillig wäre die Forderung, er solle mehr ausstrecken als er hat. Und „Harmonie" der

Kräfte ist offenbar auch dann vorhanden, wenn das von der Natur Gegebene kultivirt, jede Kraft nach dem Maß ihrer Möglichkeit ausgebildet ist.

Da nun aber die Meisten, der menschlichen Beschränktheit gemäß, nur in einem Fache Tüchtiges leisten können, so sollten sie in allen übrigen Bildungsgebieten wenigstens Dilettanten, d. h. Liebhaber sein. Hierin liegt, daß sie 1. auch für das nicht zu ihrem Fache gehörige Interesse haben; 2. daß sie sich als Lernende, nicht als Meister fühlen, mithin bescheiden ihr Urtheil zurückhalten; 3. daß sie sich bestreben, doch in gewissem Grade Kenner zu werden, wenn auch nicht Virtuosen, d. h. daß sie von allen Künsten und Wissenschaften das Wesentliche, ihr Princip und ihre Methode studiren; endlich 4. daß sie sich für Alles Empfänglichkeit bewahren oder, wenn ihnen diese versagt ist, Achtung vor demjenigen, das sie nicht verstehen. Der Gebildete erkennt seine Lücken und bedauert sie, der Halbgebildete verachtet oder verhöhnt gar manche Bildungszweige, weil er sie nicht versteht. So hört man oft von Gelehrten über die Philosophie, von Philologen über die Mathematik, von Praktikern über die Musik herziehen — sie reden davon wie der Blinde von den Farben oder der Esel vom Lautenschlagen! —

---

4. Nach dem Bisherigen wird es Jedem einleuchten, daß gediegene Bildung nicht zu erreichen ist ohne sittliche Thätigkeit. Zunächst gehört natürlich viel Arbeit dazu, um sich nur einigermaßen allseitig durchzubilden. Ferner muß man sich hüten, daß man mit zunehmender Kenntniß nicht anmaßend werde oder unzufrieden mit seinem Berufe. Es giebt Viele, die, sobald sie sich einen weiteren Horizont erworben haben, nun mit

Geringschätzung auf Ungebildetere herabsehen, ja wohl gar sich ihres eignen Standes schämen, da sie sich für viel zu schade dünken, um etwa Kaufmann, Sekretair, Landprediger u. dgl. zu sein. Sie vergessen, daß jeder Beruf seine unangenehme, mechanische Seite hat und daß viele große Dichter und Denker zeitlebens in niedriger socialer Stellung gewesen sind. Wir erinnern nur an Locke, Addison, Steele, Lessing, Leibniz, Hamann, Freiligrath u. A. Nicht, daß sie durch ihre mechanische Beschäftigung in ihrer geistigen Produktivität geschädigt worden wären, im Gegentheil: gerade weil sie nur wenige Stunden des Tages schaffen konnten, koncentrirte sich ihr Geist desto mehr und brachte desto Bedeutenderes hervor. — Da ferner Bildung, wie gezeigt, in der Ausgestaltung unsrer Naturanlagen besteht, nicht aber in einer Ausstattung mit gewissen Kenntnissen und Fertigkeiten, so ist sie durchaus unser *eignes Werk*. Anlagen mögen wir ererbt, glückliche Gelegenheiten zum Lernen gefunden haben, Eltern, Vormünder, Lehrer und Verhältnisse mögen nachhelfen — das Beste müssen wir selbst thun, nämlich uns den Bildungsstoff aneignen, d. h. ihn nicht blos als todte Masse aufspeichern, sondern ihn von innen heraus, organisch, allmählich uns assimiliren. An dieser Stelle tritt bedeutsam die Richtigkeit unsrer Behauptung hervor, der Mensch müsse sich zeitlebens selbst erziehen (Kap. 1). Denn ohne stetiges, stilles Studium, ohne fortgesetzte Selbsterkenntniß und Selbstbildung wird keiner gebildet. Und da, wie oben (S. 246) gezeigt, das allgemein Menschliche den Inhalt echter Bildung abgeben muß, so wird sie nur zugleich mit einem sittlichen *Charakter* erworben werden können, der sich als Glied am Leibe der Menschheit fühlt und bethätigt. Nicht also um das Schöne egoistisch zu genießen, strebt er nach ästhetischer Bildung, nicht um blos seinen Wissens-

trieb zu befriedigen oder gar um sich damit zu brüsten, erwirbt er Kenntnisse, oder aus Langerweile, zu seinem Amüsement, weil es Mode ist, treibt er Litteratur, Musik u. dgl. . . ., sondern um sich dadurch tüchtig zu machen, seine Pflichten als Bürger und als Mensch gut zu erfüllen. — Endlich da die Bildung das Gegentheil von Roheit, Unkultur ist, kann sie nur gerade in demselben Verhältniß zunehmen, als diese verschwindet. Unsre Selbstbildung bringt es daher mit sich, daß manches von Natur Ererbte bekämpft, eingeschränkt und ausgerottet werden muß. Dies verursacht freilich manche schwere Stunde herber Selbstverleugnung. Man denke nur zunächst an den Zwiespalt, in den der naturwüchsige Mensch durch die Forderungen der Sitte und des Anstandes gebracht wird; ferner an die Nothwendigkeit, so viele ererbte, anerzogene liebe Vorurtheile aufzugeben; an die Pflicht, sein Temperament zu beherrschen, ja oft zu unterdrücken und vor allem an die schwere Aufgabe, im Interesse des Ganzen zu dienen, sich Anderen unterzuordnen und das Ideal wahrer Menschlichkeit in sich herauszugestalten. Denn der Mensch, das schönste Kunstwerk der Natur, soll und kann in geistiger Hinsicht sein eigner Schöpfer, das Werk freier, bewußter, sittlicher Selbsterlösung sein. Schon Plato betrachtete den Bildungsproceß nicht als einfache Ausgestaltung der Naturanlagen, denn er läßt den Wagen der Seele von zwei Rossen gezogen sein von denen das weiße aufrecht gebaut, gut gegliedert, besonnen und schamhaft sei, das andre aber gebeugt, plump und schlecht gebaut, von dickem Nacken, kurzem Hals, stumpfer Nase, schwarzer Farbe, ein Freund von Trotz und Anmaßung, um die Ohren haarig, taub und kaum der Peitsche gehorsam („Phädrus" § 74). Und Goethe, der auch öfters von zwei Seelen in seiner Brust spricht, sagt einmal sehr treffend:

„Lange hab' ich mich gesträubt, endlich geb' ich nach. Wenn die alte Form zerstäubt, wird die neue wach. Und solang' Du das nicht hast, dieses Stirb und Werde, bist Du nur ein armer Gast auf der weiten Erde!" — Mit einem Wort: Bildung heißt Umbildung des Natürlichen, Ausscheidung des Häßlichen, Gestaltung des Guten; sie ist werthlos, wenn sie sich nur auf Verstand und Schönheitssinn, und nicht auch auf den Charakter erstreckt. Auf die nothwendige Kritik der reinen Vernunft muß also die Kritik des unreinen Herzens folgen, das Intellektuelle und Aesthetische muß im Religiösen und Sittlichen seine harmonische Ergänzung finden!

Elftes Kapitel.

Intellektuelle Bildung.

1. Daß irgendein Maß von Kenntniſſen nothwendig zur Bildung gehöre, iſt wohl ſelbſtverſtändlich. Mag Jemand von Natur mit noch ſoviel Mutterwitz, durch ein bewegtes Leben mit noch ſo reicher Erfahrung ausgerüſtet ſein, ja müßte man ihn wegen ſeiner tiefernſten Lebensauffaſſung ſogar weiſe nennen — gebildet wird er nicht heißen, wenn er gar nichts weiß. So giebt es manchen Landmann, manche einfache Bürgersfrau, manchen alten Haudegen, die man klug, geſcheidt, verſchlagen, weiſe nennen darf, aber gebildet ſind ſie nicht!

Selbſtverſtändlich ſollen nicht Alle Alles lernen, ſondern das Maß der Kenntniſſe, nach dem ſie ſtreben, muß ſich erſtens nach ihren Gaben und ſodann nach ihrem Berufe richten. Andrerſeits ſoll das Gelernte ſich zu einem harmoniſchen Ganzen zuſammenfügen, welches dem Ideal der Menſchheit ähnelt und den Beſitzer anſpornt und befähigt, immer weiter zur Erfaſſung alles Schönen, Guten und Wahren fortzuſchreiten. Jeder ſei in Einem tüchtig, für das Naheliegende offen, für alles Menſchliche empfänglich und dabei ſtets beſcheiden! So haben wir die

intellektuelle Bildung von zwei Gesichtspunkten anzusehen: von dem des Individuums, worauf die Schranke des Einzelnen beruht, denn irgend Etwas muß er doch sein; andrerseits vom Ideal des Menschlichen aus, was unendlich ist, denn als Mensch darf man nie abgeschlossen sein.

---

2. Das Wichtigste der intellektuellen Bildung ist richtiges Denken, dessen Wesen und Erwerbung wir im 3. Buche entwickelt haben. Wieweit Jemand logisch geschult ist, tritt dann in seiner Gedankenmittheilung, also in seinem Reden und Schreiben hervor. Dies soll aber nicht blos logisch, sondern auch grammatikalisch richtig, und nicht blos richtig, sondern auch ästhetisch, d. h. gewählt und formgewandt sein. Es giebt keinen einfacheren, untrüglicheren Maßstab für die Bildung eines Menschen, als sein Reden; daher sagte Sokrates zu einem, der ihm vorgestellt wurde: „Sprich, damit ich Dich sehe!" Aus seiner Rede kann man erschließen, ob Jemand denken kann, wie eng oder weit sein Horizont, wie tief sein Geist in den Schacht des Wissens eingedrungen ist, was ihn am meisten interessirt, wie er die Dinge beurtheilt, ja beobachtet u. s. w. Jeder Zuhörer merkt instinktiv, ob der, mit welchem er sich unterhält, spricht oder schwatzt, d. h. ob er Etwas zu sagen hat oder Phrasen drischt. — Was vom Reden, gilt natürlich in noch höherem Grade vom Schreiben; denn das Geschriebene hat der Empfänger vielmehr Muße und Lust genau zu betrachten.

Ueberlegen wir daher kurz, welche Anforderungen wir an einen Gebildeten in Bezug auf sein Sprechen und Schreiben stellen. Man sagt zwar: „Le style c'est l'homme" (Buffon), d. h. wie der Mensch, so sein Stil. Soll dieses bedeuten, jeder

Charakter hat seine bestimmte Art sich auszudrücken, je nachdem bei ihm Phantasie, Verstand, Wille u. dgl. vorwiegt, so haben wir nichts dawider, ja wir machen uns selbst anheischig, zu entscheiden, ob diese oder jene Passage von Lessing, Goethe, Schiller, Jean Paul geschrieben ist: soll aber jener Satz behaupten, es sei unnütz Stilregeln zu geben, da des Menschen Stil sich ja doch nicht ändere, so müssen wir entgegnen, daß auch die größten Künstler sich nicht auf ihr Genie verlassen dürfen, sondern die Regeln der Perspektive, der Anatomie, ja der Farbenmischung und Pinselführung studiren. Gewiß, jeder Mensch hat seinen Stil, d. h. seine Eigenthümlichkeit sich auszudrücken; ob aber dieser Stil selber stilvoll, d. h. objektiv mustergültig ist, hängt von dem Maße seiner Uebereinstimmung mit den Gesetzen zusammen, welche in der Natur des behandelten Stoffes und in der künstlerischen Tradition einer größern Gemeinschaft begründet sind. Darum allein sind Rafaels, Goethes, Thorwaldsens Werke klassisch, weil sie jene Gesetze belauscht und dadurch Natur und Kunst so nahe gebracht haben. Was bei ihnen das Genie, muß bei uns anderen Sterblichen das *Studium* leisten; wohl sollen und dürfen auch wir reden „wie uns der Schnabel gewachsen ist“; aber wir müssen uns stets nach den klassischen Mustern unsrer Litteratur richten und nie zu fragen vergessen, ob denn diese oder jene Wendung auch sachgemäß sei. Dabei sind mehrere Klippen sorgfältig zu meiden: Während derjenige, welcher sich zu eng an berühmte Muster anschließt, *affektirt* schreibt, wird wer sich zu sehr der Originalität befleißigt, *manierirt*; wer endlich sachlich (nach Form oder Inhalt) Falsches vorbringt, schreibt *inkorrekt*. Wir sehen also, die Muster thun es nicht allein; wohl mag mancher schon durch deren sorgfältiges Studium Nutzen haben, besonders von Lessing, dessen aus-

geprägter Stil mindestens als Vorbild der Frische und Lebendigkeit dienen kann; aber auch bei unsern Klassikern ist ja leider nicht Alles klassisch, manches war schon als es erschien nicht formvollendet, Andres ist jetzt veraltet — woher soll der Leser, der sich darnach bilden möchte, einen Maßstab nehmen, wenn er nicht einige feste stilistische Regeln dafür hat? Hier folgen die wichtigsten.

Das erste Erforderniß ist die Sprachrichtigkeit (Korrektheit), also die Vermeidung von Verstößen gegen die Grammatik. Nichts fällt unangenehmer auf als Deklinations- und Konjugationsfehler, oder Verstöße gegen die Rektion der Kasus. Diese werden selbst von Ungebildeten leicht bemerkt. Man stelle sich die Enttäuschung vor, wenn eine elegant gekleidete junge Dame in gemischtem Kreise plötzlich den Mund zu folgendem Ausruf öffnet: „Danke, mein Herr, mir friert gar nicht!“ Muß sie sich nicht todt schämen, wenn ihr bald ihr Verstoß klar wird, und wenn (was leider auch oft vorkommt) sie ihn gar nicht bemerkt, ihr Ansehn in der Gesellschaft völlig dahin sein? Und wird nicht Derjenige, welcher merkt, daß er mit der deutschen Grammatik „übern Fuß gespannt“ ist, in Gesellschaft am liebsten völlig Stillschweigen beobachten, nur um sich keine Blöße zu geben? Leichtere, aber auch unangenehme Fehler, die man auch oft gedruckt liest, sind folgende: Verbindung der hypothetischen Konjunktion mit dem Konditionalis, z. B. „wenn ich heute abreisen würde“ statt: wenn ich heute abreiste; ferner Verwechselung des Perfekts mit dem Imperfekt in Sätzen wie: „sehr erfreute mich die Nachricht“ — anstatt: diese Nachricht hat mich sehr erfreut. — Und wieviel Fehler machen selbst gute Schriftsteller durch falsche Partizipialkonstruktionen, z. B. „das bis dahin bestandene System“; „er reiste ab, zur Armee befohlen“;

„die vorhabende Reise nach Mailand"; „noch sterbend droht sein Säbel in der Hand"; „sie klopfte mit ihrem bekümmerten Herzen an das Thor"; „von allen Seiten regnend, reiste ich ab"; „von Dir gegangen, erquickt mich Dein Bild". Auch auf die zahlreichen Fehler in der Anwendung des „und" sei hingewiesen. Durchaus falsch sind z. B. folgende Sätze: „Die Versammlung ging auseinander, und wurde der Beschluß auf heute vertagt." — „Er meinte, die Schule könne das leisten, und rechne er auf die gute Gesinnung der Lehrer." — „Er gestand nicht ein, daß er Unrecht gehandelt hatte, und wiewohl ihm ein Geständniß viel geholfen hätte." — „Den Schmuck, den er verkaufte, und sich vom Gelde ein Pferd anschaffte." *)

Nächst der Sprachrichtigkeit ist die Sprachreinheit anzustreben, d. h. die Vermeidung aller Provinzialismen und Dialektworte, z. B. verdahlen, Knödel, aufdröseln, klabastern, abrabatzen, Diandl, Bua. Gewiß, alle deutschen Dialekte haben ihre Berechtigung in der Gegend, wo sie herrschen, und welcher poetischen Kraft sie fähig sind, haben Dialektdichter, wie Fr. Reuter, Claus Groth, K. v. Holtei, P. Hebel und Jerem. Gotthelf bewiesen. Aber die Schriftsprache der Gebildeten ist eben seit Luthers herrlicher Bibelübersetzung das Neuhochdeutsche. Auch Fremdwörter hat man möglichst zu meiden, doch ohne in Purismus, das andre Extrem, zu verfallen. Denn theils sind uns viele, namentlich technische und wissenschaftliche Ausdrücke unentbehrlich (z. B. Telegraphie, Elektrotechnik, Barometer, Galva-

*) Wir empfehlen daher: A. Lehmann, Sprachliche Sünden der Gegenwart. Braunschweig 1877. Brandstätter, Die Gallizismen. 1874. D. Sanders, Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten der deutschen Sprache. Berlin 1872.

noplastik u. a.), theils möchte es wohl unmöglich sein, die meisten Fremdworte treffend ins Deutsche zu übertragen; und endlich bedenke man doch, daß zahlreiche, urdeutsch erscheinende Worte aus der Fremde stammen, z. B.: Tisch, Fenster, Thür, Nase, Stiefel, Pferd, Anker u. dgl. Daher sagt Goethe treffend: „Ich habe im Leben und Umgang mehr als einmal die Erfahrung gemacht, daß es eigentlich geistlose Menschen sind, welche auf die Sprachreinigung mit zu großem Eifer dringen!“ —

Ferner strebe man nach Deutlichkeit der Rede. Was helfen alle Worte, Bilder und Redensarten, wenn man nicht weiß, was der Redende eigentlich sagen will. Ein Hauptmittel, deutlich zu werden, ist die Anwendung bestimmter Begriffe, die Unterscheidung der Synonyma und die Hinzufügung der gerade an dieser Stelle passenden Epitheta. Man denke daher stets den Gedanken, den man sagen möchte, bis zu Ende durch, begnüge sich nicht mit verschwommenen, schiefen Bezeichnungen, unterscheide sorgsam das Verwandte und drücke dann das Ganze in kurzen, klaren, leicht übersichtlichen Sätzen aus. Freilich hüte man sich, vor übergroßem Streben nach Klarheit in Tautologien und Pleonasmen zu verfallen. Jene drücken denselben Begriff durch zwei gleichbedeutende Wörter aus; z. B. „es kann wohl möglich sein“; „er mußte nothwendig ertrinken“; „sie beneideten sich einander“. Diese sprechen etwas schon anderweitig Ausgedrücktes oder zu Ergänzendes überflüssig aus, z. B. „die Erlaubniß, ihn begleiten zu dürfen“; „er befahl ihm, daß er es thun solle“; „meine Angst die ich hatte“; „im gewöhnlichen Alltagsleben“. — Und wie beim Handeln, so sollte man beim Reden und Schreiben nie vergessen: Time is money. Nichts ist abscheulicher, als Langweiligkeit! Man erinnere sich, um sich selbst davor zu bewahren, an Leute, welche die Geduld und

Liebenswürdigkeit ihrer Hörer dadurch auf die härteste Probe stellen, daß sie die einfachste Anekdote bis in die kleinsten Züge hinein breittreten. Schon Voltaire sagt richtig: „Le genre ennuyeux c'est de dire tout", und Schiller: „Jeden andern Meister erkennt man an dem, was er ausspricht; was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils!" —

Damit haben wir schon die andre Hauptseite des Stils berührt: unsre Rede soll nicht nur korrekt, sprachrein, deutlich (d. h. klar und bestimmt) sein, sondern sie darf auch nicht des Schmuckes entbehren. Zunächst meide man triviale Worte und Wendungen, strebe aber auch nicht ängstlich nach Originalität, welche nur besonders sprachbegabten Geistern ansteht. Stets zeige unsre Rede, selbst im alltäglichen Leben, Würde und Haltung. Niedrige, gemeine Worte (wie: sich abäschern, beschnüffeln, abknapsen, aufmutzen) oder zu sinnliche Ausdrücke (z. B. sich dick thun, Haare auf den Zähnen haben) oder ursprünglich französische, im Deutschen verunstaltete Worte (Knief, Querelen, egal, Pläsir, Firlefanz u. a.) hat der Gebildete durchaus zu vermeiden. Natürlich wollen wir damit keineswegs einer lächerlichen Prüderie das Wort reden, welche die einfachsten Dinge von der Welt anstößig findet und sie daher entweder gar nicht oder nur — französisch zu sagen wagt. Als ob „inexpressibles", „Vomitiv", „transpiriren" weniger „unanständig" (!) wären als die entsprechenden deutschen Worte! Auch das wollen wir noch hervorheben, daß der Zweck die Haltung unsres Sprechens und Schreibens zu bestimmen hat. Wer in einem vertraulichen Familienbriefe an seine Mutter denselben erhabenen Ton anschlägt, wie in einer Leichenrede oder einer offiziellen Staatsschrift, macht sich entweder lächerlich oder er will von vornherein durch den Kontrast komisch wirken. Es giebt eben, wie schon Aristoteles

erkannte, drei Klassen des Stils: der niedere will belehren, er muß daher klar und schmucklos die Sache darstellen; der mittlere, welcher aufs Gemüth einzuwirken hat, versucht anschaulich zu schildern; während der höhere den Willen beeinflussen und ihn daher durch Rede und Poesie zu großen Thaten begeistern will. Aber selbst die einfachste Darstellung darf nicht ganz des Wohllautes entbehren. Man hüte sich daher vor schwerfälligen, übelklingenden Wörtern, vor zu häufiger Wiederholung desselben Lautes, vor Alliteration, Assonanz und Reim! Auch mehrere kurze oder lange Wörter hintereinander machen einen schlechten Eindruck. Ebenso achte man auf den Periodenbau. Die Perioden dürfen nicht zu lang sein, mehrere Sätze nicht mit demselben Wort anfangen und schließen, zwei, drei und mehr Relativsätze, die von einander abhängen, sind schleppend, ebenso auch mehrere Genitive nach einander. Ferner achte man auf einen gewissen Rhythmus der Sätze, welcher dem Heben und Sinken der Gefühle entspricht. Zur Belebung und Verschönerung des Stils stehen uns die mannigfachen Bilder (Tropen) und Redefiguren zu Gebote. Jene setzen neben oder an Stelle des eigentlichen Ausdrucks den bildlichen, an Stelle des abstrakten Begriffs die konkrete Anschauung. Die Phantasie personificirt Alles, macht das Nüchternste zum Symbol ihrer Empfindung und prägt es zum frischen, konkreten Bilde um. Anstatt also zu sagen: „Er focht tapfer", sagt sie: „Er focht wie ein Löwe"; anstatt: „er liebt den Wein", sagt sie: „er huldigt dem Bacchus"; anstatt: „er behauptete sich nur mit Gewalt", sagt sie: „sein Thron stützte sich nur auf die Bayonette" u. s. f. — Die Redefiguren hingegen wirken durch die Wortstellung, indem bald die Frage, bald der Ausruf, bald der Zweifel, die Einräumung u. dgl. m. verwendet wird. —

3. Es liegt auf der Hand, daß drei Disciplinen am meisten zur Hebung unsres Stils beitragen: Grammatik, Logik und Aesthetik. Die Grammatik soll dem Sprachgefühl, die Logik dem Denken, die Aesthetik dem Schönheitssinn zur Hülfe kommen. Nun ist es gewiß empfehlenswerth, Lehrbücher über diese Fächer durchzuarbeiten;*) viel wichtiger aber erscheint uns zweierlei: Erstens übe man sich fleißig im Schreiben. Nulla dies sine linea! Entweder kopire man bedeutende Gedanken Andrer in Prosa und Poesie, oder man excerpire die wichtigsten Sentenzen eines Dramas, oder man rekapitulire Inhalt und Gedankengang irgend eines Litteraturprodukts. So hübsche Sammlungen deutscher Lyrik oder charakteristischer Sentenzen es zu kaufen giebt, werthvoller für den Besitzer sind jedenfalls die von ihm selbst angelegten. Sie sind nicht nur Denkmäler seines Fleißes und Geschmackes, sondern höchst praktische Hülfsmittel für den späteren Gebrauch; denn was man so selber wohlbedächtig zusammengetragen hat, darin findet man sich zeitlebens leicht zurecht. — Eine fernere Uebung sind die Briefe. Jeder Mensch sollte nicht blos hin und wieder Geschäfts- und Zwangsbriefe (wir meinen zu Geburts-, Neujahrs-, Hochzeitstagen), sondern auch Freundschaftsbriefe schreiben. Lebt man doch gleichsam ein doppeltes Leben, wenn man seine wichtigen Momente einem entfernten Freunde zu beschreiben hat. Wie bei allem Reden und Schreiben, so gilt auch hier Luther's Kernwort: „Thu's Maul auf, geh frisch drauf, hör' bald auf!" Schon Sokrates meinte, Jeder sei in demjenigen, was er empfinde, beredt genug; und

*) Vgl. K. F. Becker, Der deutsche Stil. 3. Aufl. Prag und Leipzig 1883. K. A. J. Hoffmann, Neuhochdeutsche Elementargrammatik. Clausthal 1872. Lange, Poetik. Berlin 1877. F. Kirchner, Logik. Leipzig 1 81. R. Prölß, Ästhetik. Leipzig 1878.

Quinctilian war überzeugt, daß das Herz beredt mache (Pectus est, quod disertos facit). — Damit man aber nicht ungeordnet Alles durcheinander vorbringe, mache man sich zuerst klar, wovon man schreiben will; hebe dann die Beziehungen, in welchen die betr. Person oder Sache steht, hervor, also Vorangehendes, Umgebung, Gleichzeitiges; untersuche dann Gründe und Ursachen, Wirkungen und Folgen; erwäge die Hindernisse und Beförderungsmittel; vergleiche Aehnliches damit und hebe Gegentheiliges hervor; denke etwa an Beispiele aus der Geschichte und aus der Natur und schließe mit einem Dichterwort oder mit Hervorhebung des Nutzens oder Schadens, den der besprochene Gegenstand uns oder Andern gebracht hat. Natürlich ist diese sogenannte Chrie des Aphthonius nicht jedesmal vollständig zu verwerthen, aber sie giebt uns eine Andeutung der Gesichtspunkte, welche sich dem Nachdenken leicht von selbst mehr oder weniger aufdrängen. Jedenfalls sollte man nichts ohne Disposition schreiben, auch die kleinste Tischrede nicht! Zunächst suche man nach einem vernünftigen Eintheilungsgrunde und halte ihn dann durch die ganze Arbeit hin fest. Jeder Theil muß dann einen selbständigen Charakter haben, d. h. irgend einen Hauptgedanken behandeln, der nicht schon in andern Theilen vorgekommen, auch achte man auf eine logische Reihenfolge, wodurch schließlich das Thema erschöpft wird. Selbstverständlich muß die Darstellung eine andre je nach dem Stoffe sein, den man behandeln will. Hat man Etwas zu erzählen, etwa ein wichtiges Familienereigniß, oder ein Volksfest, eine patriotische Feier, eine Feuersbrunst u. dgl., so muß die Darstellung frisch, lebhaft, übersichtlich, interessant sein; gilt es dagegen eine Beschreibung, etwa eines neu errichteten Denkmals, eines Bau- oder Kunstwerks, so führe man die Theile desselben

nacheinander klar und anschaulich vor; will man sich in Betrachtungen ergehen, so mache man sich zuerst selbst deutlich, was man sagen will, versenke sich in die Sache und drücke dann seine Empfindungen in Reflexionen aus, ohne hohles Pathos oder süßliche Sentimentalität. — Auf eine ganz äußerliche, doch nicht unwichtige Sache wollen wir nur im Vorbeigehen hinweisen: man mache es sich zum Princip, keine Zeile in die Welt zu schicken, die man nicht auf Korrektheit, Orthographie und Interpunktion hin genau durchgesehen hat! Man bedenke, wie leicht man selbst dergleichen Versehen an Andern bemerkt, und wie überaus peinlich der Gedanke ist, sich hernach, nachdem der Brief abgesandt ist, solchen Versehens zu entsinnen!

Eine treffliche Uebung im Stile ist noch das Tagebuch. Ist es schon von Bedeutung für eine umsichtige, geordnete Lebensführung, daß man sich mindestens eine Art von Notizkalender hält, in den alle wichtigeren Vorkommnisse des Lebens eingetragen werden, so hat die Führung eines ausführlichen Tagebuches vielerlei Vortheile. Zunächst zwingt man sich dadurch zum Nachdenken über alle Ereignisse des täglichen Lebens; Frohes und Trauriges, Bedeutendes und Unwichtiges theilt man diesem Vertrauten offen mit, natürlich ohne alle Affektation und ohne den Gedanken, diese Selbstbekenntnisse etwa später zu veröffentlichen oder Anderen vorzulesen. Und, was uns hier am meisten interessirt, solche Führung eines Tagebuchs befördert natürlich unsern Stil, zwingt uns zur Klarheit im Denken und Sprechen, regt die Phantasie an und schärft unsern Blick zum Beobachten von Personen und Sachen. Freilich, die Gefahren des Memoirenschreibens verkennen wir auch nicht. Mancher geräth dadurch in eitle Selbstbespiegelung; anstatt zur Selbsterkenntniß, wird er zur Selbstverblendung geführt. Wer sich

dabei nicht strenge Wahrhaftigkeit zur Pflicht macht, verfällt in hohles Phrasenthum; er möchte doch täglich etwas schreiben, möchte Gedanken und Empfindungen haben; da er aber bei diesem oder jenem nichts gedacht, nichts empfunden hat, müssen leere Worte aushelfen. Aber diese Gefahren dürfen uns doch nicht bestimmen, die Tagebücher überhaupt zu verdammen. Wären sie auch nur, wie gesagt, eine treffliche Uebung des Stils; doch sie sind auch höchst schätzbare Denkmäler unsrer Entwickelung, welche wir einige Jahre später mit hohem Interesse durchlesen. Goethe hat zeitlebens Tagebuch geführt, aus dem vorigen Jahrhundert haben wir viele solche, und wir stehen nicht an zu behaupten, daß der eigenartige Reiz, der über jene Zeit ausgegossen ist, zum großen Theile aus dieser löblichen Sitte stammt! Unser Zeitalter ist in das andre Extrem verfallen. Weil die Aufgaben des Tages, der Kampf ums Dasein, die Ansprüche des Amtes, die ungeheure Menge von Büchern, Zeitungen und Zeitschriften, die zahlreichen politischen, kirchlichen, wissenschaftlichen und socialen Interessen uns Alle völlig beschäftigen, so bleibt gar Wenigen Muße zur stillen Einkehr in sich selbst. Die Meisten verkehren mit Bekannten, Verwandten und Freunden, mit Büchern und Dingen; aber vom Umgang mit sich selbst wissen sie nichts! Daher der Zug der Aeußerlichkeit und Oberflächlichkeit, der Unruhe und Langeweile, der so vielen Modernen anhaftet.*)

*) Als eine Lektüre, welche zur Einkehr anleitet, empfehlen wir: R. Rothe, Stille Stunden, Wittenberg 1872. M. Cariere, Gott, Gemüth und Welt. Stuttgart 1857. J. Hammer, Schau um dich und schau in dich. Leipzig 1884. Hollenberg, Beiträge der christlichen Erkenntniß. Leipzig 1872. W. v. Humboldt, Briefe an eine Freundin. 1875. Frauenbrevier. Berlin 1870. F. Kirchner, Gedichte. Köthen 1878.

4. Damit kommen wir zur Lektüre, als dem Hauptbildungsmittel. Die Lektüre befördert am meisten unsern Stil, denn wir erhalten dadurch vortreffliche Muster der Darstellung. Außerdem sind gute Bücher eine gute Gesellschaft für den Einsamen; sie gewähren ihm Erholung und Unterhaltung, ohne ihn, wie die Menschen so häufig thun, durch Zudringlichkeit zu belästigen, durch taktlose Bemerkungen zu ärgern, durch Versuchungen zu allerlei Ausgaben zu verleiten. Gute Bücher sind gute Freunde. Sie belehren uns gründlich und anmuthig zugleich, sie berathen und trösten uns durch Gedanken und Beispiele, sie fördern unsern Geschmack sowie unsern sittlichen Charakter.

Aber freilich, was sind gute Bücher? Nicht jedes amüsante Buch ist schon ein nützliches Buch. Es giebt eine ganze Klasse von solchen, die das Laster so anmuthig und verlockend darstellen, daß sie den Menschen eher dafür gewinnen als davon abschrecken; wir meinen die Schriften der Dumas, Sue, Zola u. a. Andre wieder, wie die Romane, sind wenigstens gefährlich. Gewiß der Roman als Kunstwerk hat seine Berechtigung, er ist gleichsam das moderne Epos; denn wie dieses stellt er eine ganze Kulturepoche in breitem Zusammenhange dar, mag er historischer oder tendenziöser Natur sein. Gute historische Romane, wie sie Bulwer, W. Scott, Wil. Alexis, G. Freytag und Ebers geschrieben, führen uns vorzüglich in die Vergangenheit ein. Und gute tendenziöse Romane, mögen sie eine politische, sociale, psychologische, pädagogische oder andre Frage behandeln, sind wohl geeignet, unsern Geschmack zu bilden, unsre Welt- und Menschenkenntniß zu erweitern, unsre Empfindungen zu vertiefen und unsre Gesinnung zu veredeln. Aber da uns der Roman in eine erträumte Welt versetzt, so entfremdet er leicht das Gemüth der Wirklichkeit, indem er uns mit unserm Schicksal unzufrieden

macht. Der Roman sucht durch einen bunten Wechsel von Personen, Ereignissen und Scenen die Phantasie zu beschäftigen und in Spannung zu halten; infolgedessen verliert mancher Leser alle Lust an strenger Arbeit. Daraus entspringt dann jene ungesunde Lesesucht, welche, ein Zeichen von Geistlosigkeit, den Menschen allmählich gradezu ruinirt. Zunächst hat die Vielleserei den körperlichen Nachtheil, daß sie die Augen schwächt, den Blutumlauf und den Stoffwechsel hemmt. Sodann wird dadurch das Gedächtniß mit zahllosen Namen und Sachen (man denke nur, wieviel davon in einem vierbändigen Roman vorkommen!) überladen und dadurch abgestumpft, die Phantasie hingegen krankhaft überreizt. Ferner wird man dazu verführt, seine Berufspflichten zu vernachlässigen; wieviel junge Mädchen und Frauen verabsäumen über ihren Büchern ihre häuslichen Aufgaben! Anstatt aus dem Leben für dasselbe zu lernen, jagen sie gedankenlos einen Band der Leihbibliothek nach dem andern durch, ohne dadurch klüger oder besser zu werden. Die aus allen möglichen Büchern zusammengelesene Bildung bleibt natürlich mangelhaft, fragmentarisch, verworren und oberflächlich; durch das fortwährende Aufnehmen neuen Stoffes schwindet Lust und Fähigkeit, selbst zu denken. Jedes neue Buch ändert die Ansichten des Vielliesers, so entsteht Gesinnungs- und Charakterlosigkeit.

Versuchen wir daher in kurzen Andeutungen diejenigen Bücher anzuführen, welche wir für ebenso nützlich als angenehm halten und deren systematische Lektüre uns für die Beförderung der Bildung am vortheilhaftesten erscheint.

I. Schöne Literatur: Die Klassiker, d. h. mit Auswahl ihrer wirklich klassischen Werke, sind die Basis unsrer Bildung. Lessings Meisterdramen, Laokoon, Ueber die Fabel, Wolfenbüttler

Fragmente. Schillers Gedichte und Dramen, Briefwechsel zwischen Julius und Raphael, Abfall der Niederlande, Dreißigjähriger Krieg, Ueber Anmuth und Würde, Ueber Universalgeschichte. Goethe's Gedichte, Dramen, Hermann und Dorothea, Aus meinem Leben, Werther, Wilhelm Meister, Wahlverwandtschaften, Ethisches. Von Wieland empfehlen wir nur Oberon, Die Abderiten, Musarion und Der neue Agathon; von Klopstock einige Oden und die drei ersten Gesänge des Messias; von Herder den Cid, Stimmen der Völker, Ueber die hebräische Poesie und Abschnitte aus den Ideen zur Philosophie der Geschichte. Von den übrigen deutschen Dichtern sollte ein Gebildeter wenigstens das Beste gelesen haben, also von Uhland, Chamisso, Körner, v. Schenkendorf, Lenau, Kerner, Rückert, Heine, Geibel deren Gedichte; aus der älteren Zeit mindestens das Nibelungenlied, die Gudrun, die Edda, den armen Heinrich des Hartmann von Aue, Walther v. d. Vogelweide, Hans Sachs. Ferner sollte man nicht unterlassen die klassischen Werke der ausländischen Litteratur zu studiren: Homer, Aeschylos, Sophokles und Euripides; Cicero's Cato und Lälius, Horaz, Virgil, Ovid, Sallust; Andersen's Märchen, Tegnér's Frithjof, Shakespeare, Byron, Pope, Milton, Moore, Longfellow, Burns; Goldsmith' Landprediger v. Wakefield, Ossians Gedichte, Kalidasa's Sakuntala.

II. An Romanen möchten wir zur Bildung einer gesunden Lebensanschauung insbesondre empfehlen: Bulwer, Maltravers; Dickens, Copperfield und Pickwickier; Freytag, Soll und Haben; Elliot, Adam Bede; Gutzkow, Die Ritter vom Geiste; Jean Paul, Katzenbergers Badereise; Immermann, Münchhausen; Lesage, Gil Blas; Thackeray, Jahrmarkt des Lebens; Turgenieff, Die neue Generation; Gotthelf, Geld und Geist; Auerbach, Auf der Höhe; Biernatzky, Die Hallig; F. Bremer, Das Haus;

Daudet, Fromont junior und Risler senior; François, die letzte Reckenburgerin; Hackländer, Europäisches Sklavenleben; v. Kügelgen, Jugenderinnerungen; M. Nathusius, Elisabeth; Corvinus, Der Hungerpastor; Reuter, Ut mine Stromtid; Spielhagen, Hammer und Ambos; Storm, Aquis submersus; Beyschlag, Aus dem Leben eines Frühvollendeten; O. Wildermuth, Aus dem Frauenleben.

III. Von historischen Romanen möchten wir hervorheben: Ebers, Uarda; Kingsley, Hypatia; Taylor, Antinous; Ebers, Der Kaiser; Scott, Ivanhoe, Waverley, Kenilworth; Bulwer, Die letzten Tage v. Pompeji, Rienzi, Der letzte der Barone, König Harold; Brachvogel, Der deutsche Michael; H. v. Kleist, Mich. Kohlhaas; Hauff, Lichtenstein; Freytag, Die Ahnen; Gutzkow, Der Zauberer von Rom; Wil. Alexis, Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, Der Roland von Berlin; Beecher-Stowe, Onkel Tom's Hütte; Dahn, Ein Kampf um Rom; Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg; Glaubrecht, Schreckensjahre von Lindheim; Grimmelshausen, Simplicissimus; Hamerling, Aspasia; Jensen, Karin v. Schweden; Mundt, Robespierre; Scheffel, Ekkehard; Scherr, Blücher und seine Zeit; H. Schmid, Der Kanzler von Tyrol.*) —

---

5. Sollen wir noch Etwas über das Lesen selbst sagen? Das leuchtet Jedem von vornab ein, daß es nicht auf die Menge des Gelesenen ankommt, sondern auf die Art der Lektüre. Die Nachtheile der Vielleserei haben wir oben (S. 265) hervorgehoben;

*) Diese Übersicht macht natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit; je mehr man schon gelesen hat, destomehr fühlt man Lust und Kraft Neues zu lesen!

ebenso schädlich aber ist die Schnellleserei. Was frommt es, ein Buch nach dem andern hastig durchzujagen, wenn man es ohne tieferes Nachdenken über den Inhalt thut? Die erste Regel, die wir einschärfen, lautet daher: Lies langsam, d. h. mit Sammlung und Nachdenken. Man sollte Nichts lesen, nur um dadurch die Zeit zu verkürzen — welcher Autor hielte sich nicht für zu schade dazu! — sondern stets um sich zu veredeln, seinen Horizont der Bildung zu erweitern, seine Gefühle zu vertiefen und den Willen zu kräftigen. Daraus folgt die zweite Regel: Lies nichts ohne Beziehung auf Dich selbst! Bedenke, der Dichter oder Philosoph schrieb ja das Buch nur zum Nothbehelf; seine eigentliche Absicht war, zu Dir zu sprechen; Dich meint er, wenn er menschliche Schwächen und Vorzüge schildert, Dich möchte er durch den Bericht vergangener Leiden und Thaten zu edlen Handlungen begeistern. Freilich, Goethe sagt richtig in seiner ersten Epistel über das Lesen: „Liest doch nur ein Jeder aus dem Buch sich heraus, und, ist er gewaltig, so liest er in das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde". Jenes hat auch schon Werth; denn wer sich aus dem Buche herausliest, findet sich wenigstens darin, erkennt sich wieder, bezieht es also auf sich; besser aber ist's, sich ins Buch hineinzulesen und hineinzuleben; mit dem Autor vertraut zu werden, seine Gedanken in Fleisch und Blut aufzunehmen, sodaß man nach der Lektüre ein andrer ist, und womöglich ein beff'rer. — Damit hängt die dritte Regel zusammen: Lies nichts ohne Bleistift oder Feder! In jedem Buche finden sich bedeutende Stellen, die Du anstreichen (oder notiren) und hernach excerpiren solltest. Wir können die Anlegung einer Anthologie (Blumenlese) nicht dringend genug empfehlen. Sie erfreut uns nicht nur später durch ihre einzelnen, allmählich gesammelten

schönen Stellen, sondern sie ruft uns auch mit einem Schlage das ganze Bild des Gelesenen nebst allen dabei damals uns durchklingenden Stimmungen ins Gedächtniß. Man probire es nur einmal, Goethe's „W. Meister", Lessings „Laokoon", Gutzkow's „Ritter vom Geiste" so excerpirend zu durchlesen; schon die Absicht, wichtige Stellen festzuhalten, läßt uns viel sorgfältiger lesen, als wir es sonst wohl thun würden. Bei Dramen und Erzählungen mache man eine kurze Uebersicht über den Inhalt; man wird sich freuen, wenn man nach Jahren sich in wenig Minuten denselben wieder zurückrufen kann. Auch sollte man sich ein Verzeichniß von allen Büchern anlegen, sowohl die man gelesen hat, als auch die man lesen möchte, mit genauer Angabe von Verfasser, Verleger und Titel des Buches. Wie oft kommt man sonst in Verlegenheit, wenn man später einem Freunde ein Buch über diesen oder jenen Stoff empfehlen möchte; wie gern möchte man andrerseits die Büchertitel wissen, welche einem gelegentlich empfohlen wurden! Endlich ist solches Verzeichniß gelesener und zu lesender Bücher auch ein Denkmal unsrer eignen geistigen Entwickelung. Davon aber sich stets ein klares Bild zu verschaffen, ist ebenso nützlich als angenehm. —

---

6. Bis jetzt haben wir von dem Betriebe unsrer Muttersprache, von der Uebung des Stils und der deutschen Lektüre gesprochen. Dieses sind in der That die Hauptfaktoren der intellektuellen Bildung. Außerdem dürfen wir aber die anderen Wissenschaften nicht vernachlässigen, nämlich die fremden Sprachen, Naturwissenschaft und Mathematik und Geschichte.

Daß Sprachunterricht überhaupt ein gutes Bildungsmittel ist, leuchtet Jedem ein, der die Uebung im Sprechen und Denken,

die Zuführung sovieler neuer Begriffe, Vorstellungen und Sachen bedenkt, welche dadurch veranlaßt wird. Das Erlernen fremder Sprachen ist eine Art geistigen Reisens, indem man dabei die vier Pfähle seiner Muttersprache verläßt, über die Grenzen seiner Heimath, Nationalität, ja seiner Zeit hinausgeleitet wird. Außerdem zwingt das Studium fremder Sprachen zur Zergliederung und Kombination, zum Urtheilen und Schließen; besonders geeignet sind dazu die sog. „todten" Sprachen (Latein, Griechisch, Hebräisch), weil sich dort die Bestandtheile der Worte fester und starrer von einander scheiden. Dazu kommt die Vergleichung der syntaktischen Verhältnisse zwischen der fremden Sprache und der eignen. Und da die Sprachen verschieden entwickelt sind, so lernt der Schüler neben der einfachen und klaren Satzbildung der Muttersprache die reichhaltige Satzgliederung der Griechen, die strenge Form der römischen Periode und den hebräischen Parallelismus der Glieder kennen, und aus den verschiedenen Idiomen erwächst allmählich ein Ideal sprachlicher Darstellung. Indem man versucht, seine Gedanken in fremde Form zu gießen, wird man darin heimisch, lernt ihre Kraft und Mittel kennen, und diese Verschmelzung eigner Gedanken mit fremden Formen verleiht dem Geiste eine ungeahnte Gelenkigkeit, Weite und Tiefe. Und wenn, wie oben gezeigt, derjenige ein Gebildeter ist, der sich leicht über die Schranken seiner Individualität erhebt, in fremde Ausdrucks- und Denkweise hineinfindet mit den ihm Fernstehenden zwanglos verkehrt: so muß offenbar die Beschäftigung mit fremden Sprachen den Menschen gebildet machen. Das ist die formale Seite des Sprachunterrichts, er ist eine Gymnastik des Geistes. Dazu kommt dann noch die reale, nämlich die gründliche Kenntnißnahme der fremden Litteratur. Gewiß, auch durch gute Uebersetzungen kann

man dieſe kennen lernen; ſind wir doch für die meiſten Sprachen, z. B. Chineſiſch, Indiſch, Arabiſch, Perſiſch, auch Spaniſch, Italieniſch, Däniſch und Ruſſiſch, darauf angewieſen. Unſre deutſche Sprache iſt mehr als jede andre der Erde geeignet, jedes fremde Idiom ſachgemäß und faſt wortgetreu wiederzugeben. Und ſollte nicht ein eifriger, gebildeter Leſer auch aus Donner's Ueberſetzung zum gründlichen Kenner des Sophokles, aus Schlegel und Tieck ein ſolcher Shakeſpeare's werden können? Wer das leugnet, müßte auch behaupten, man könne nur ein guter Chriſt ſein, wenn man die Bibel im Urtext zu leſen vermag. Oder wollte Jemand ſagen, durch Lektüre der fremden Autoren im Urtexte bekommen wir eine viel gründlichere Kenntniß von ihrem Inhalte, ſo iſt faſt das gerade Gegentheil davon richtig; denn die mühſame Bewältigung der ſprachlichen Schwierigkeiten läßt uns oft wenig zum Verſtändniß der Realien gelangen. Schiller und Goethe konnten faſt gar nicht Griechiſch, und wie haben ſie gerade das helleniſche Alterthum verſtanden, ja in ihr Fleiſch und Blut aufgenommen. Friedrich der Große hatte ein ebenſo feines Verſtändniß der Antike wie er Begeiſterung dafür empfand; und doch las er die alten Klaſſiker nur in franzöſiſcher Ueberſetzung, freilich täglich 1—2 Stunden lang! — Andrerſeits wollen wir nicht verkennen, daß die Beſchäftigung mit dem Urtext uns eine unmittelbarere Anſchauung von ſeiner Eigenthümlichkeit, ſowie den äſthetiſchen Genuß gewährt, manche Schönheit des Originals, die ſich auch in der beſten Uebertragung nicht wiedergeben läßt, zu betrachten. Unzweifelhaft hat es einen beſondren Reiz, Eigen- und Sachnamen bis auf die fremde Sprachwurzel zurückzuverfolgen, und gewiß erhält man dadurch manche Anregung. Wie intereſſant iſt es z. B. zu wiſſen, daß Eva (Heva) Leben bedeutet, Adam der

Rothe oder Irdene, Abel = Hauch, Zeus von zeo = flackern abgeleitet wird, Welt von Werlt = Gewirbeltes, Jupiter = diespiter = Vater Tag bedeutet, Apollon = Apollyon = Vernichter, Moloch = König u. s. f. gedeutet wird. Und doch, sind das nicht alles bloße Vokabeln, die man sich eben einfach dem Gedächtniß einprägen muß, wie andre Worte, und die auch derjenige, welcher die fremde Sprache nicht versteht, ebenso gut auswendig lernt? Sonst müßte man ja schließlich 20 Sprachen wissen, während man sich mit solchen Brocken aus den meisten gern begnügt. Lernt nicht jeder Gebildete gern, daß Gibraltar eigentlich Gebl al Tarek (Berg des Tarek), Admiral eigentlich Amir al Ma (Herr des Meeres), Muezzin = Ausrufer, Mahdi = Messias, Muschir = Marschall ist, ohne daß er es deshalb für nöthig hielte Arabisch zu lernen. Wozu gäbe es denn auch Fremdwörterbücher, in denen alle nichtdeutschen Wörter unsrer Sprache übersetzt und erklärt werden!*) Wer ins Ausland gehen will oder muß, der lerne die dort übliche Sprache; wer nicht in der Lage ist, verwende lieber seine Zeit darauf, die klassische Litteratur fremder Völker gründlich zu lesen. Denn es unterliegt doch wohl keinem Zweifel, daß die noch so gelehrte Beschäftigung mit Chrétien de Troyes oder Chaucer oder Lucilius uns lange nicht den Nutzen gewährt, den eine liebevolle Versenkung in gute Uebersetzungen von Shakespeare, Dante oder Molière uns bietet. Völlig beherrschen kann jeder Mensch doch schließlich nur eine Sprache, nämlich die in der er erzogen ist; und wenn daher manche davon schwärmen, wieviel schöner es sei Shakespeare im Original zu lesen oder deklamiren zu hören, so täuschen sie sich entweder absichtlich oder sie wissen

*) Empfehlenswert ist namentlich das von Heyse, Hannover 1873.

nicht, was sie sagen. Uns scheint es unzweifelhaft, daß jedem Deutschen bis an sein Ende der Vers: „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage" schöner klingt als: „To be or not be, that is the question" u. s. w.

Mit der Litteratur hängt natürlich aufs innigste Geschichte und Geographie zusammen — Disciplinen, welche kein Gebildeter liegen lassen sollte. Erst ihre Kenntniß führt uns in das Verständniß der litterarischen Produkte ein, deren Voraussetzung doch Land und Volk sind. In der Geographie kommt es natürlich weniger auf Namen und Zahlen an — die kann man ja leicht nachschlagen — sondern auf die Erfassung der geographischen Gesetze, der Bodenbeschaffenheit, des Klimas, der Flora und Fauna und ihrer Bedeutung für die Völkerentwickelung. Ebenso ist in der Geschichte nicht das Einzelne und Zufällige wichtig, sondern man sollte sich bestreben die Entwickelungsstufen eines Volkes in Sitte und Staat, Kunst, Litteratur und Religion zu studiren. Neben einer gründlichen Lektüre guter Biographien treibe man besonders die Kulturgeschichte, welche die geistige Entfaltung der Völker und der Menschheit darzustellen hat. Dann allein wird die Geschichte die verschiedenen Vortheile gewähren, welche Schiller von ihr erwartet.*) Dann lernt man nicht nur politische Daten und Namen, sociale Verhältnisse, kulturelle Fortschritte kennen, sondern was wichtiger ist als dies, das menschliche Herz. Denn Pope hat Recht: „Das höchste Studium der Menschheit bleibt der Mensch!" Fruchtbar und weitumfassend ist das Gebiet der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt. Sie gewährt uns

*) In dem trefflichen Aufsatz: Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte? 1789.

Muster der Tugend, Exempel des Lasters, Ideale des Heldenthums und zahllose Lehren für unser eignes Streben.

Da wir das Studium der Geschichte für ebenso wichtig als interessant halten — in sie münden ja schließlich alle Studien! — so wollen wir auch hier unsern Lesern eine kurze Uebersicht der besten historischen Werke geben, deren Studium kein Gebildeter unterlassen sollte.

I. Mythologie: Bratuschek, Germanische Göttersage; Göll, Illustrirte Mythologie; Kurts, Allgemeine Mythologie; Nösselt, Mythologie für das weibliche Geschlecht. A. Richter, Deutsche Heldensage des Mittelalters. —

II. Geographie: Grube, Geographische Charakterbilder; v. Hellwald, Die Erde und ihre Völker; Hirt, Geographische Bildertafeln; J. Kutzen, Das deutsche Land; F. Ratzel, Die Erde. — Andree, allgemeiner Atlas; Berghaus, physikalischer Atlas.

III. Biographien: Bismarck von W. Müller; Friedrich II. von Kugler; Gustav Adolf von Droysen; A. v. Humboldt von Klencke; Hutten von D. Strauß; M. Claudius von Herbst; Königin Luise von Adami; Luther von Köstlin; Michel Angelo von Grimm; Mozart von Meinardus; Leibniz von Pfleiderer; C. J. Nitzsch von Beyschlag; Perthes' Leben; Der neue Plutarch von Gottschall; Schleiermacher von Dilthey; Stein von Pertz; Oliver Goldsmith von Irving; Washington von Irving; Kaiser Wilhelms Gedenkbuch; York von Droysen.

IV. Völker-Geschichte: G. Weber, Allgemeine Weltgeschichte 15 Bde.; M. Duncker, Geschichte des Alterthums; Curtius, Griechische Geschichte; Droysen, Geschichte des Hellenismus; Mommsen, Römische Geschichte; Bäßler, Hellenischer Heldensaal; Grube, Charakterbilder aus der Geschichte und Sage; Brugsch, Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen; F. Dahn,

Geschichte der Völkerwanderung; Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation; Raumer, Gesch. der Hohenstaufen; Schlosser, Gesch. des 18. und 19. Jahrhunderts; D. Müller, Gesch. des deutschen Volkes; Pierson, Preußische Gesch.; Pauli, Gesch. Englands; Sybel, Gesch. der Revolutionszeit; G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit; Beitzke, Gesch. der Freiheitskriege; Bulle, Gesch. der neuesten Zeit 1815—1871.

V. Kulturgeschichte: Henne am Rhyn, Allgemeine Kulturgeschichte; Lecky, Sittengeschichte Europas; Klemm, Kulturgeschichte der Menschheit; Friedländer, Sittengeschichte Roms; Becker, Charikles und Gallus; Scherr, Kultur- und Sittengesch. Deutschlands; Derselbe, Gesch. der deutschen Frauenwelt; Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert; Buckle, Gesch. der Civilisation in England; Kolb, Kulturgesch. der Menschheit; Lubbock, die vorgeschichtliche Zeit.

VI. Geschichte des Geistes: Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur; Vilmar, Gesch. d. deutschen Nationallitteratur; Scherr, Weltlitteratur; Teuffel, Gesch. der römischen Litteratur; Bernhardy, Griechische Litt.; Engel, Französische Litt.; Taine, Englische Litt.; Hettner, Litteraturgesch. des 18. Jahrhunderts; G. Brandes, Die Litt. des 19. Jahrhunderts; Gottschall, Deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts; Barthel, Deutsche Nationallitteratur der Neuzeit; Kurz, Geschichte der deutschen Litteratur (mit Proben); Stahr, Lessing; Lewes, Goethe; Palleske, Schiller; Haym, Die romantische Schule. — Weißer, Bildersaal zur Weltgeschichte. — Carriere, Aesthetik; Lemcke, Populäre Aesthetik; Oeser, Aesthetische Briefe; Grube, Aesthetische Vorträge. — Kugler, Kunstgeschichte; Schnaase, Geschichte der bildenden Künste; Lübke, Geschichte der Plastik; Ders., Geschichte der Architektur; Becker, Charakterbilder aus

der Kunstgeschichte; Stahr, Goethe's Frauengestalten; Thausing, Dürer; Passavant, Rafael; Woltmann, Holbein; Falke, Die Kunst im Hause; Burkhardt, Der Cicerone; Bucher, Katechismus der Kunstgeschichte; Springer, Bilder aus der neuern Kunstgeschichte; Kunsthistorische Bilderbogen von Seemann. — Guhl, Künstlerbriefe; Lewes, Gesch. der Philosophie; Lecky, Gesch. der Aufklärung in Europa; Kirchner, Katechismus der Gesch. d. Philosophie; K. Fischer, Gesch. der neuern Philosophie; Zeller, Deutsche Philosophie seit Leibniz; Schultze, Philosophie der Naturwissenschaft; Windelband, Gesch. der neuesten Philosophie; Lange, Gesch. des Materialismus.

---

7. Daß sich ein Gebildeter auch mit den Grundlehren der Mathematik und den Resultaten der Naturwissenschaft bekannt zu machen habe, bedarf keines Beweises. Schärfe der Anschauung und Beschreibung, Vergleichung des Aehnlichen, Abstraktion der allgemeinen Merkmale, Genauigkeit der Eintheilung und Unterordnung der Arten unter die Gattung zwingen den Geist zu vielfachen logischen Operationen. Andrerseits erklären die analytischen Disciplinen (Physik und Chemie) den Zusammenhang der Erscheinungen, indem sie das Verhältniß zwischen den Eigenschaften des Körpers, zwischen Stoff und Kraft, Ursache und Wirkung, Raum, Zeit und Bewegung betrachten. Dadurch erhebt sich der Mensch ferner zu der Ahnung von dem Vorhandensein einer Alles umfassenden, ewigen, festen und doch elastischen Weltordnung, welche auch den Menschen mit all seinen Wünschen, Einfällen, Irrthümern und Bosheiten trägt. Wir können daher als Ergänzung zu den litterarischen und historischen Studien die Lektüre naturwissenschaftlicher Werke nicht dringend

genug empfehlen und wollen auch hier einige klassische Bücher (Standard books) hervorheben.

A. v. Humboldt, Kosmos; Bernstein, Naturwissenschaftliche Volksbücher; Burmeister, Gesch. der Schöpfung; Darwin, Entstehung der Arten; Grube, Biographien aus der Naturkunde; Hartwig, Das Leben des Meeres; Jäger, Die Wunder der unsichtbaren Welt; Lyell, Das Alter des Menschengeschlechts; C. Sterne, Werden und Vergehen; Du Prel, Entwickelungsgeschichte des Weltalls; Willkomm, die Wunder des Mikroskops.

Aber alle bisher aufgezählten Studien wären einem Baum ohne Krone, einem Wege ohne Ziel vergleichbar, wenn sie nicht endeten in der Begründung einer gesunden Weltanschauung. Was nützen uns alle Einzelkenntnisse, wenn wir sie nicht zu einem uns beglückenden System von Ueberzeugungen zusammenfügen. Darum fordern wir endlich von einem Gebildeten, daß er auch die philosophischen und religiösen Probleme der Menschheit mit durcharbeitet nach seiner Muße und Fähigkeit. Der Kindesglaube wird nothwendig durch die Lebenserfahrung, durch Lektüre, Umgang mit Andern und eignes Nachdenken erschüttert. Vier Wege liegen dann vor dem modernen Bildungsmenschen: entweder er verschließt sich gegen die Einwürfe der Vernunft und versteift sich, aus Furcht, Trägheit oder Egoismus, im alten Kindesglauben; er bringt das Opfer besserer Einsicht dem kirchlichen Zwange; oder, irre geworden am Glauben, wirft er alle Dogmen über Bord als Pfaffentrug und Menschentand und schlendert in feigem, schwächlichem Indifferentismus durchs Leben; oder drittens, er versucht eine Zeit lang sich durch das Labyrinth der Bedenken, Einwürfe und Schwierigkeiten hindurchzuarbeiten, aber da er nicht bald ein klares Ziel erschaut, versinkt er in die Zweifelsucht und verzagt am Wissen nicht weniger

als am Glauben. Alle diese Standpunkte sind verächtlich und unsittlich; der vierte und letzte allein ist eines Gebildeten würdig. Hier beruhigt sich der Mensch weder mit dem alten Kindesglauben noch mit der allgemeinen Unsicherheit alles Wissens, sondern er rastet nicht, bis er auf Grund der Wissenschaft eine neue Weltanschauung gewonnen, bis er Glauben und Wissen, Herz und Kopf mit einander versöhnt hat. Erst jetzt hat er eine Ueberzeugung, d. h. einen auf subjektive und objektive Gründe gestützten Glauben, den ihm kein Einwurf eines Skeptikers, keine noch so trübe Lebenserfahrung erschüttern kann. Freilich, um solche Weltanschauung zu gewinnen, muß man fleißig philosophische und theologische Werke studiren, an denen unsre Litteratur ja keinen Mangel hat. Ihre Lektüre muß als eine nie erfüllte heilige Aufgabe uns durchs ganze Leben begleiten; denn in dieser Beziehung lernen wir niemals aus; je tiefer wir in die Probleme eindringen, desto schwerer, interessanter und bedeutsamer werden sie; je näher wir der Lösung zu kommen scheinen, desto mehr Fragen drängen sich uns auf, gerade wie derjenige, welcher einen höheren Gipfel erklommen hat, mehr von der Welt erblickt. — Auch hier wollen wir einige treffliche Bücher nennen:

I. Religion: H. Schultz, Alttestamentliche Theologie; Leben Jesu von K. Hase, Renan und Keim; F. C. Baur, Neutstl. Theologie; Derselbe, Christl. Dogmengeschichte; Hausrath, Neutestl. Zeitgeschichte; Hase, Kirchengeschichte; Derselbe, Dogmatik; Hagenbach, Lehrbuch der Dogmengeschichte; Hase, Polemik; Schleiermacher, Der christl. Glaube; Schramm, Unser Glaube; L. Schefer, Laienbrevier; Gelzer, Die Religion im Leben; Schleiermacher, Reden über die Religion; Derselbe, Weihnachtsfeier; Kant, Die Religion innerhalb der reinen Vernunft;

M. Müller, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft; Pfleiderer, Religionsphilosophie; Roskoff, Geschichte des Teufels; Scherr, Geschichte der Religion; Seydel, Das Evangelium von Jesu und die Buddha-Lehre; Schneider, Christl. Klänge aus den alten Klassikern; Schindler, Der Aberglaube des Mittelalters; Sierke, Schwärmer und Schwindler.

II. Ethik: Spinoza, Ethik; Kant, Metaphysik der Sitten; Schleiermacher, Monologen; v. Hartmann, Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins; Wuttke, Handbuch der christl. Sittenlehre; Martensen, Die christl. Ethik; Baumann, Moral; Lotze, Mikrokosmos.

III. Psychologie: Erdmann, Psychologische Briefe; Schaller, Leib und Seele; Ulrici, Gott und der Mensch; W. Wundt, Physiologische Psychologie; Schiff, Physiologie des Menschen; Brentano, Empirische Psychologie; Herbart, Psychologie; Kirchner, Katechismus der Psychologie.

IV. Logik und Metaphysik: Wundt, Logik; Trendelenburg, Logische Untersuchungen; Ueberweg, System der Logik; Sigwart, Logik; St. Mill, System der Logik; Lotze, Logik; J. B. Meyer, Philosophische Zeitfragen; Steudel, Die Philosophie im Umriß; Ulrici, Gott und die Natur; Lotze, Metaphysik; Carriere, Die sittliche Weltordnung; Baumann, Philosophie; Duboc, Der Optimismus als Weltanschauung; Kant, Kritik der reinen Vernunft; J. H. Fichte, Die theistische Weltansicht; Hellenbach, Die Vorurtheile der Menschheit; Radenhausen, Isis; Spencer, Grundlagen der Philosophie. —

Selbstverständlich sind das nur einige wenige Werke, deren Studium den dafür empfänglichen Leser weiter und weiter leiten wird.

Zum Schluß dieses Kapitels möchten wir Schillers Worte als Losung für unser Streben nach Bildung hersetzen: „Rastlos vorwärts mußt Du schreiten, nie ermüdet stille steh'n, willst Du die Vollendung seh'n; mußt ins Breite Dich entfalten, soll sich Dir die Welt gestalten. In die Tiefe mußt Du steigen, soll sich Dir das Wesen zeigen. Nur Beharrung führt zum Ziel! Nur die Fülle führt zur Klarheit, und im Abgrund wohnt die Wahrheit!“ —

Zwölftes Kapitel.

Aesthetische Bildung.

1. Der Umkreis der Bildung, welchen wir in den beiden letzten Kapiteln zu zeichnen versuchten, würde nicht abgeschlossen sein, wenn die ästhetische Entwickelung des Geistes fehlte. Denn Bildung, sahen wir oben (S. 246), bedeutet ja die harmonische Ausgestaltung des ganzen Menschen, nach Leib, Seele und Geist, und des Geistes wieder nach seinem Denken, Empfinden und Wollen; Bildung ist die Empfänglichkeit für alles Menschliche, nicht blos für das was er denkt, erforscht und weiß, für sein Thun und Leiden, sondern auch für sein Fühlen. Mag daher Jemand noch so unterrichtet, ja noch so gelehrt in den verschiedensten Wissenschaften sein, mag er nach dem Guten mit Eifer und Erfolg streben, — fehlt es ihm an ästhetischer Bildung, so werden wir ihn nicht für einen gebildeten, d. h. allseitig ausgestalteten Menschen ansehen.

2. Unter ästhetischer Bildung aber verstehen wir den entwickelten Sinn für das Schöne. Hierin liegt ein Zwiefaches, nämlich die theoretische Fähigkeit, das Schöne vom Häßlichen und die verschiedenen Formen und Grade des Schönen unter

einander zu unterscheiden; zweitens die praktische Bethätigung des Schönheitssinnes, daß der Mensch nämlich in allem, was er thut und spricht, was er hat und ist, in seiner ganzen Erscheinung den Sinn für Schönheit bewähre. So umfaßt also die ästhetische Bildung unser ganzes Leben; sie ist gleichsam die harmonische Ergänzung zur intellektuellen Selbsterziehung; denn während diese nach dem Wahren, strebt jene nach dem Schönen; beide wiederum sind von dem Guten verschieden. Denn bekanntlich bethätigt sich des Menschen Seele auf dreifache Weise: durch Empfinden, Denken und Wollen; keine Thätigkeit kann der andern entbehren. Denn ohne die Empfindung, welche uns erst vom Vorhandensein der Außendinge oder gewisser Veränderungen in uns Kunde giebt, würden keine Vorstellungen und Gedanken, würde kein Streben, Begehren und Handeln in uns entstehen. Ohne das Nachdenken blieben die Sinnenreize und Nervenaffektionen ebenso unverstanden als unsre Triebe und Neigungen zwecklos. Ohne das Wollen endlich würden wir nicht das uns angenehm, wahr oder gut Erscheinende erstreben. Die Lehre vom Erkennen des Wahren heißt Logik und Metaphysik; die vom Wollen des Guten Ethik, die Empfindungslehre endlich, deren Objekt das Schöne ist, Aesthetik. Alle drei haben zu ihrer Voraussetzung die Psychologie. Aber es ist klar, daß auch das Schöne nicht empfunden und geübt werden kann ohne Nachdenken und Wollen. Denn ohne die Einsicht in das Wesen des Schönen bleibt der Mensch in unklaren Empfindungen stecken; ohne energische Thätigkeit kommt er nie zur Selbstdarstellung des Schönen, d. h. zum Können, zur Kunst.

Wie verhält sich aber das Schöne zum Wahren und Guten? Sind alle drei Güter dasselbe? Keineswegs, denn sie werden, wie soeben gezeigt, durch verschiedene Seelenkräfte aufgefaßt.

Aber sie sind andererseits auch nicht absolut von einander verschieden, sondern sie gehören aufs engste zusammen, weil des Menschen Seele eben eine Einheit und nur derjenige ein wahrer Mensch ist, dessen verschiedene Kräfte mit einander in Harmonie stehen. Die Harmonie des Schönen, Wahren und Guten nennen wir Gott; diese Harmonie ist zugleich das Ideal des Einzelmenschen, der Völker und der Menschheit überhaupt. Das beweist schlagend die Geschichte. Denn wenn sie uns auch abwechselnd Perioden zeigt, in denen die Menschen einseitig dem Schönen oder dem Wahren oder dem Guten nachgejagt haben, so sind doch dasjenige die Glanz- und Blüthe-Epochen der Menschheit, wo jene Harmonie hervorgetreten ist. Solches goldene Zeitalter erlebte das hellenische Volk im 5. Jahrhundert vor Christo: Alle seine reichen Anlagen wurden gleichmäßig entwickelt, es empfand die Schönheit, erforschte die Wahrheit, that das Gute und genoß das Leben nach jeder Richtung. Noch heute ist seine Kultur das Fundament der unsren, seine Philosophie unumstößlich, seine Kunst das Ideal aller Völker. Ewige Ideen sind in mustergiltigen Formen zum Ausdruck gebracht worden. Aber der Verfall dieser Blüthezeit begann, als das ethische Leben von der Sinnlichkeit zersetzt wurde; da ward auch die Kunst zum bloßen Sinnengenuß. Das Streben nach Wahrheit entartete zur Sophistik; die individuelle Freiheit zur Frechheit, alle Schranken wurden durchbrochen, Willkür und Laune beherrschten das soziale Leben. Vergeblich stemmten sich die Einsichtigen dagegen und suchten durch Wiedererneuerung altspartanischer Sitte, durch Einführung orientalischer Religionssysteme oder durch stoische Moral dem Verderben zu steuern, welches aus der allgemeinen Jagd nach Sinnengenuß entsprang. Den Verfall des hellenischen Wesens bezeichnet treffend der

Kampf der Philosophenschulen: während die Stoiker die Tugend allein erstrebten, stellten die Epikuräer und Hedoniker als Zweck des Daseins die Lust hin; und die Kyniker verdammten gar den ganzen ästhetischen Menschen mit seinem auf höheren wie niederen Genuß gerichteten Streben. So weit also war es mit den Hellenen gekommen, daß sie das Schöne verachteten und verhöhnten! Da rissen erst die rauhen Macedonier, dann die sittenstrengen Römer die Weltherrschaft an sich; durch Tapferkeit, Rechtspflege und politische Organisation hielten sie eine Zeit lang die Nationen geknechtet; aber Kunst, Wissenschaft und Bildung verbreiteten allein die Griechen. Und als die Kraft des römischen Wesens erschlaffte, als Blasirtheit, Unnatur, Glaubens- und Herzensleere, Charakterlosigkeit und Verworfenheit alle Verhältnisse vergiftete, schien die civilisierte Welt zusammenbrechen zu sollen, wenn nicht irgend eine Wiedergeburt eintrat. Diese kam in der That: das Christentum regenerirte Glauben und Sitte; die Menschen, überdrüssig des sinnlichen Genusses, des Materialismus und der Skepsis, warfen sich einer Lehre in die Arme, welche Buße, Glaube, Selbstpeinigung verlangte, dafür aber Gleichheit der Menschen vor Gott, Nächstenliebe, Sündenvergebung und ein herrliches Jenseits predigte.

Freilich, für die Welt des Schönen hatte das Christenthum keine Stelle; die Natur, das Fleisch und die Sinnlichkeit waren ja vom Satan. Auch die Wissenschaft und die Philosophie fanden keine Gnade, die Vernunft ist verderbt und anmaßend. Abtödtung des Fleisches, Verachtung der Welt, Vernichtung der antiken Kunstwerke, Unterwerfung der Vernunft unter den Glauben, Wunder und Weissagung, Reliquien und Heilige, die Angst vor der Hierarchie, ihrer Verketzerung, ihren zeitlichen und ewigen Strafen — das waren die Errungenschaften der neuen Welt-

anschauung. Solange das Christenthum mit der heidnischen Welt im Kampfe lag, war wenigstens sein sittlicher Ernst anerkennenswerth; seitdem es aber zur Staatsreligion erhoben worden, verweltlichte es mehr und mehr; Herrschsucht und Heuchelei, Aberglaube und Fanatismus, Verachtung der Wissenschaft und Kunst, Verfehmung jedes freien Gedankens, Äußerlichkeit im Kultus bezeichnen das tausendjährige Reich der katholischen Hierarchie. Erst durch Erwachen des nationalen Geistes zur Zeit der Kreuzzüge, welche den politischen, geographischen und sozialen Horizont der Leute erweiterten, regte sich wieder der Drang nach Wahrheit und Schönheit. Ueberall traten Ketzer (Katharer, d. h. Reine) auf, welche gegen den Geisterzwang der Priester protestirten; überall erklangen die kecken und süßen Weisen der Minne; überall erstanden die herrlichen Dome, deren Struktur ebenso schön als gesetzmäßig ist, und zu deren Ausschmückung Malerei und Skulptur gleichmäßig beitrugen. Aber so viele Kräfte sich auch bethätigten, zu einer harmonischen Lebensauffassung gelangte auch jene Zeit nicht; denn der Bann der Kirche, welche alle Freiheit des Denkens ächtete und blutig verfolgte war noch zu mächtig; Bibelverbot, Inquisition, Censur, Bann und Interdikt, Folter und Scheiterhaufen — das waren die Waffen der Hierarchie, womit sie den Geist der Menschheit zu knechten suchte. Aber vergebens; die Wiedergeburt der Wissenschaften und Künste im 15. Jahrhundert bereitete nicht nur den Sturz des mittelalterlichen Kirchenthums und die neue Zeit vor, sondern brachte auch eine kurze Periode, welche, dem Perikleischen Zeitalter vergleichbar, jene seltne Harmonie der drei großen Ideen schauen durfte. Neben die ethischen Bestrebungen trat die ästhetische Begeisterung für die Antike, wozu sich bald ein reger Forschungstrieb auf philosophischem und naturwissenschaft-

lichem Gebiete gesellte. Das Cinquecento zeigt uns in Italien eine Gesellschaft, die, fast hellenisch nach ihrem Denken, Fühlen und Handeln, dem Ideal wahrer Menschlichkeit eifrigst nachstrebte. Aber die Blüthe war natürlich nur kurz. Die entfesselte Sinnlichkeit untergrub das Kunstleben; Frivolität die sozialen Verhältnisse; Priesterzwang die aufstrebende Wissenschaft.

Aber der moderne Geist ließ sich nicht mehr unterdrücken. Auf allen Gebieten, auf dem kirchlichen, politischen, sozialen und wissenschaftlichen, überall will der Mensch selbst prüfen, was er glauben und annehmen solle. Das Recht der Persönlichkeit auf Selbstbestimmung im Denken, Fühlen und Handeln ist die Losung der Neuzeit. Auf dem Boden der Kirche begann der Kampf, für die Reinheit des Glaubens erhoben sich die Reformatoren, aber unvermerkt entwickelte sich aus dem reformatorischen Geiste der philosophisch-kritische, welcher den Rationalismus und die Revolution nach sich zog. Der Drang nach Erkenntniß drängte den religiösen und ästhetischen Trieb zurück. Der Protestantismus in seiner nüchternen Verständigkeit ist der Entfaltung der Kunst nicht günstig. Die Philosophie aber feierte in Descartes, Spinoza, Leibniz, Kant, Fichte, Schelling und Hegel Triumphe, welche die Leistungen von Hellas in Schatten stellten; ihre Prinzipien wurden auf die Moral und Religion und dann auf die Geschichte und Natur übertragen. Besonders seit dem Anfang dieses Jahrhunderts hat die Menschheit in ihrer historischen und naturwissenschaftlichen Forschung Riesenschritte gethan. Infolge dessen entstand eine Technik, welche die Natur dem menschlichen Willen dienstbarer machte als je. Seit der Entdeckung Amerikas haben sich auch die Verhältnisse des materiellen Lebens völlig umgestaltet; Welttheile sind dem Wandertrieb der Völker erschlossen, Dampf, Telegraphie und Elektrizität verbinden

sie zu einer großen Familie, zahlreiche neu erschlossene Arbeitsfelder haben den Volkswohlstand gehoben. Und während die Freiheit des Gedankens auf religiösem und moralischem wie auf politisch-sozialem Gebiete mit allem Unwahren und Unnatürlichen tüchtig aufgeräumt hat, während die Lebensführung unsrer Zeitgenossen infolge davon eine viel gesündere und moralische ist, als in irgend einem Zeitalter zuvor: hat sich seit dem vorigen Jahrhundert auch der ästhetische Trieb mächtig zu regen begonnen. Wie im Cinquecento ward er auch damals durch das Studium der Antike neu erweckt: Winckelmann erschloß seinen Zeitgenossen das Verständniß dafür, Lessing untersuchte die Grenze zwischen bildenden und redenden Künsten, Goethe trank in Italien mit vollen Zügen antike Formenschönheit, Herder belauschte nachempfindend den hellenischen Geist und Schiller pries die Kunst als die beste Erzieherin der Menschheit. Dazu erstand Pompeji wie ein Phönix aus der Asche; die Kunstgeschichte, von Winckelmann begründet, entfaltete sich zur Wissenschaft; die Romantiker empfanden und verbreiteten Begeisterung für die Kunst des Mittelalters, und die Aesthetik, durch Baumgarten zur selbständigen Disziplin erhoben, trat als berechtigte Wissenschaft auf. Nun fehlte es auch nicht an genialen Künstlern, welche die von ihr geforderten Meisterwerke schufen. Auf Tischbein, Carsten und Schadow folgten zahllose Meister, aus deren Menge wir nur die Bildhauer Canova, Thorwaldsen, Rauch und Begas, die Baumeister Schinkel, Semper, Klenze und Hitzig, sowie die Maler Cornelius, Kaulbach, Lessing, Bendemann, Richter hervorheben wollen. Wohl steht die Kunst nicht mehr in so innigem Verhältniß zur Religion, wie früher, wohl fehlt es uns an einem festen, alle Meister beherrschenden Stile, andrerseits aber hat der vermehrte Wohlstand, die höhere allgemeine Bildung,

das freudige Nationalbewußtsein und der geweckte ästhetische Trieb unsrer Zeit das Bedürfniß nach Verschönerung des ganzen Lebens erfreulich geweckt und gesteigert. Die Kunst ist nicht mehr ein Luxus der Vornehmen und Reichen, sondern durch die Fülle trefflicher Leistungen und durch die mannigfachen Mittel der Vervielfältigung (Kupferstich, Holzschnitt, Lithographie, Oeldruck, Photographie, Galvanoplastik, Gyps) ist sie ein Quell reinsten Genusses für die Gebildeten, ja für das Volk geworden; auch der Bürger liebt es, sein Haus stilvoll erbaut und ausgeschmückt zu sehen; die Plastik ziert unsre Straßen und Plätze mit edlen Standbildern; die Malerei entfaltet in Geschichts-, Sitten- und Landschaftsbildern eine erstaunliche Fülle; zahlreiche Sammlungen aller Art, sowie treffliche Illustrations- und Prachtwerke heben den ästhetischen Geschmack; ja das Kunsthandwerk, seit Jahrhunderten wieder belebt, bemüht sich sogar, das alltägliche Leben in allen seinen Geräthschaften künstlerisch zu gestalten.

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so ist unsre so vielfach geschmähte Zeit dazu berufen, wieder einmal eine Blüthepeiode der Menschheit heraufzuführen. Denn jene seltne Harmonie des Wahren, Guten und Schönen wird von ihr deutlich erkannt, tief empfunden und mit Eifer angestrebt. Möge eine nahe Zukunft unsre schönen Hoffnungen erfüllen!

---

3. Was aber heißt *schön*? Daß es Sache der Empfindungen ist, haben wir schon gesehen; die Empfindungen aber werden durch die Sinne vermittelt. Diese zerfallen in höhere und niedere, je nachdem eine mittelbare oder unmittelbare Berührung derselben durch die Objekte stattfindet. Tasten, Schmecken, Riechen sind die niederen, Sehen und Hören die höheren Sinne.

Alle sinnlichen Eindrücke bereiten uns entweder Lust oder Unlust; jene nennen wir angenehm, diese unangenehm. Die den höheren Sinnen angenehmen Eindrücke heißen schön (von Schein oder Schauen abgeleitet). Schön also, finden wir zunächst, ist, was dem Auge oder Ohr gefällt; auf das ästhetische Wohlgefallen allein kommt es an, nicht ob Etwas nützlich oder wahr oder moralisch ist — das sind alles Gesichtspunkte, die der Aesthetik fremd sind.

Dies ist die subjektive Seite der Sache: schön ist, was unsrer höheren Sinnlichkeit gefällt; giebt es denn aber keinen objektiven Maßstab dafür? Allerdings, und er liegt in jener Definition selbst schon verborgen. Denn daß etwas uns gefällt oder mißfällt, ist in der Organisation unseres Wesens begründet; außerdem hängt es von unsrer Einsicht und ästhetischen Durchbildung ab. Manches, was uns auf den ersten Blick häßlich schien, weil wir es nicht zu überschauen oder richtig zu beurtheilen vermochten, erscheint uns oft nach einiger Zeit schön. Auf unsre Fähigkeit, das Schöne zu fassen, kommt es mithin zunächst an. Aber was ist das Schöne an sich? Ist es etwa blos ein leeres, unbestimmbares Phantasiegebilde oder eine sklavisch getreue Nachahmung der Wirklichkeit? Keins von beiden, sondern das Schöne ist das Wirkliche in seiner Wahrheit, es ist die Idee in der Erscheinung. Denn jedes Wirkliche ist, wie Plato sagt, nur ein schwaches, unvollkommenes Abbild seiner Idee. Es trägt diese zwar in sich und sucht sie auf individuelle Weise zu realisiren, d. h. zur Erscheinung zu bringen, aber es gelingt ihm niemals völlig. Je mehr ein Individuum zugleich der Ausdruck seiner Gattungsidee ist, desto schöner ist es. So nennen wir ein Pferd schön, wenn es dem Ideal eines Pferdes nahe kommt, einen Menschen, wenn in ihm, bei aller charakteristischen

Individualität, das wahrhaft Menschliche in Erscheinung tritt; so ist eine Handlung schön, wenn in ihr das sittliche Prinzip, welches sie veranlaßte, leibhaftig zur Darstellung kommt. — Freilich, so sehr auch alles Wirkliche nach Schönheit ringt, die Bedingungen sind selten derart, daß es sie erreicht. Daher sagt Goethe treffend, er sei keineswegs der Meinung, daß die Natur immer schön sei, denn wieviele günstige Umstände müßten zusammentreffen, ehe es ihr einmal gelinge, etwas wahrhaft Schönes hervorzubringen. Wieviel seltner ist dies im geistigen Leben der Fall, welches ja nicht blos von äußeren Verhältnissen, sondern von der freien Selbstbestimmung des Individuums abhängt. Gewiß, jeder einzelne Mensch hat, wie wir im ersten Buch darthaten, seine eigenthümliche Aufgabe in der Welt, er hat eine ganz bestimmte Idee zu realisieren: aber wie wenige erfassen dieselbe, wie wenigen gelingt es, dieses ideale Ziel zu erreichen. Das sind jene Idealmenschen mit allseitiger Durchbildung, in denen das Gute, Wahre und Schöne zu herrlicher Harmonie gelangt. Die meisten dagegen bleiben geistige Krüppel, entweder weil ihnen die Anlage oder die günstigen Verhältnisse oder auch die Einsicht, Lust und Kraft fehlten, ihre Bestimmung zu verwirklichen! Die Kunst allein hebt diesen Widerspruch zwischen Idee und Erscheinung, Wahrheit und Wirklichkeit auf, indem sie auf dem festen und tiefen Grunde der Natur fußend Gebilde schafft, in denen die individuelle Existenz und ihr allgemeiner Begriff in voller Harmonie stehen. Die Künstler sind gleichsam Propheten, welche die Idee in der Erscheinung erkennen und die göttliche Gabe besitzen, sie in irgend einem Stoffe sachgemäß darzustellen; ihnen ist es gegeben, wie Schiller in seinem gleichnamigen Gedichte ausführt, Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit zu kleiden, indem sie Gestalten schaffen, die so sind,

wie sie sein sollen. Aber auch derjenige, welcher nicht schöpferisch in irgend einer Kunst ist, soll ein Künstler sein: sein ganzes Leben soll er zu einem Kunstwerk herausgestalten dadurch, daß er die seinem Wesen einwohnende göttliche Idee zur Erscheinung bringt!

---

4. Die ästhetische Bildung wird demnach als der Sinn für das Schöne zu bestimmen sein; und zwar theoretisch als Gefühl und Verständniß für solche individuellen Erscheinungen, in denen ihr allgemeines Wesen realisirt ist; und praktisch als der Takt, sein eigenes Leben, trotz aller Individualisirung, zum Ausdruck des allgemeinen Menschlichen zu machen. Da nun, wie gezeigt, das Schöne vor allem durch die Kunst zur Darstellung gelangt, so kann man die ästhetische Bildung auch als Kunstbildung definiren. In der That tritt jene am deutlichsten durch die Stellung zu Tage, die Jemand den Kunstwerken gegenüber einnimmt. Produktiver Künstler kann nicht Jeder sein, aber die Empfindungen und Gedanken, welche in den Meisterwerken verkörpert sind, in sich zu reproduziren, ist Sache jedes Gebildeten. Wer daher von Rafaels Sixtina, Canova's Grazien oder einer Symphonie Beethovens nicht aufs tiefste erregt wird, dem fehlt es an ästhetischer Bildung. In wessen Gemüth dagegen solche Schöpfungen harmonische Saiten erklingen lassen, der wird auch alle anderen, nicht gerade künstlerischen Verhältnisse des Lebens mit ästhetischem Auge, d. h. daraufhin ansehen, ob sie ihrer Idee entsprechen oder nicht. Freilich genügt es nicht, viel über das Schöne nachgedacht zu haben und darüber sprechen zu können, sondern man muß den lebendigen Trieb haben, Alles was man hat und ist, thut und treibt, schön zu gestalten.

Das Verhältniß der ästhetischen Bildung zur intellektuellen und moralischen hat Niemand trefflicher untersucht als Schiller in den „Briefen über die ästhetische Erziehung". Auf der einen Seite zeigt er, daß die Schönheit keinen moralischen oder wissenschaftlichen Zweck verfolge, kein einzelnes Resultat habe für den Verstand oder den Willen; andrerseits werde eine Gemüthsstimmung, welche die Harmonie von Geist und Sinnlichkeit begreife, nothwendig auch jede Aeußerung des Menschen fruchtbar beeinflussen. Während sich aber das Denken mit den Ideen, d. h. den abstrakten Allgemeinbegriffen beschäftige, richtet sich die ästhetische Bildung auf die Ideale, d. h. die Ideen in der Erscheinung. Das Wahre ist für den Verstand da, das Schöne für die Anschauung, sei es die äußere der Sinne oder die innere der Einbildungskraft. Die wissenschaftliche Bildung zeigt sich also in dem Bewußtsein der allgemeinen Gesetze, die ästhetische dagegen sieht gerade im Individuellen das Vollkommene. Andrerseits fördern sie doch einander; denn das Verständniß für die höchsten Ideen der Wissenschaft ist nur demjenigen möglich, der durch Beschäftigung mit Kunst und Poesie seinen Sinn fürs Ideale gebildet hat. Wie einst in Hellas und Italien, so tritt auch heute noch Jeder durch's Morgenthor des Schönen in das Reich der Wahrheit. So erweckt z. B. die Musik selbst in wissenschaftlich Ungebildeten eine Ahnung des Uebersinnlichen und eine Sehnsucht darnach; und die Poesie mit ihrer unendlichen Formenfülle bereitet der reinen Wissenschaft den Boden. Und bedarf nicht die wissenschaftliche Thätigkeit fortwährend der Kunst, nämlich zu sprechen und zu schreiben? Wenigstens sollten die Gelehrten nie vergessen, daß erst eine künstlerische Form ihre Ideen den Gebildeten annehmbar und schmackhaft macht! — Wohl fällt die ästhetische Bildung auch mit der sittlichen nicht

zusammen; jene ist ja der Sinn für das Schöne, diese für das Gute. Es giebt daher manchen von hoher ästhetischer Bildung, dem es an der nöthigen sittlichen Harmonie fehlt, und umgekehrt mangelt manchem durchaus moralischen Menschen das Gefühl und Verständniß für das Schöne. Aber die Beschäftigung mit der wahren Kunst fördert auch den Charakter. Denn wer z. B. klassische Dichtungen nicht blos oberflächlich liest, sondern nach den verschiedensten Gesichtspunkten gründlich betrachtet und so Stoff und Form derselben zu seinem geistigen Eigenthum macht, der muß dadurch auch sittlich geläutert werden. Die wahre Kunst ist nie unsittlich, selbst wenn sie, wie ja in der Tragödie, Unsittliches darstellt; denn sie führt es als Unsittliches, d. h. als Nichtiges und Verwerfliches vor und schildert die ewigen Ideen, die allein Werth haben und dem Menschen erst Würde verleihen. Die wahre Kunst entfremdet uns auch nicht der Wirklichkeit, indem sie uns etwa in eine phantastische Scheinwelt führt und dadurch untüchtig macht den realen Aufgaben zu genügen, sondern sie leitet uns gerade in das wirkliche Leben hinein, lehrt uns dessen Ziele, treibende Kräfte und hindernde Faktoren verstehen, wodurch wir erst befähigt werden, es seiner Wahrheit gemäß zu führen. Und wenn es richtig ist, daß die Sittlichkeit auf der Erkenntniß des Guten, der liebevollen Hingebung an dasselbe und der Fertigkeit, es darzustellen, beruht, so ist die ästhetische Bildung ein gewaltiges Förderungsmittel der sittlichen. Denn viele sittliche Gesetze werden uns ja gerade in künstlerischer Darstellung erst recht verständlich und dadurch zu Triebkräften unsres Willens. Was haben nicht die einfachen, aber kunstvollen Gleichnisse Jesu für eine Wirkung auf jedes Gemüth; wie schlagend versinnbildlicht nicht Shakespeare in seinen Tragödien die nothwendige Selbstvernichtung des Bösen, Goethe

in seiner „Iphigenie" die veredelnde Macht eines reinen Weibes, dem die Liebe zur Wahrheit zur zweiten Natur geworden ist? Und wird nicht durch Gedichte, in denen uns das Gute in seiner Anmuth und Würde leibhaftig entgegentritt, die Begeisterung für dasselbe, der Wunsch ebenso zu handeln, unmittelbar geweckt? Andrerseits werden wir durch Vorführung der Laster und Thorheiten der Menschen angeleitet, uns selbst zu prüfen, ob wir nicht etwa ebenso sind, wie die dramatischen Personen, welche wir verabscheuen oder belächeln. — Endlich befähigt uns die ästhetische Bildung vor allem, uns nach außen, anderen Menschen gegenüber sicher und vielseitig zu bethätigen. Wohl mag z. B. ein Holzhacker ein sittlicher Charakter sein, aber wegen seiner überaus mangelhaften Bildung wird er auf einen größeren Kreis absolut unfähig sein zu wirken. Wer auf größere Kreise Einfluß ausüben will, muß das Allgemeine zu individualisiren, allgemeine Zwecke für bestimmte Verhältnisse zu gestalten wissen, d. h. er muß eben ästhetische Bildung besitzen. Ein Hauptmittel, welches uns dadurch zu Theil wird, ist die Sprache, vermöge deren wir ja vor allem die Menschen beherrschen. Die einfachsten wie die erhabensten Lebensverhältnisse werden durch die Kunst veredelt. Was wäre der Kultus, die patriotische Feier ohne Poesie, ohne kunstvolle Rede, ohne Musik? Wir stimmen daher Schiller vollständig bei, wenn er sagt: „Diese geistreiche und ästhetisch freie Behandlung gemeiner Wirklichkeit ist, wo man sie auch antrifft, das Kennzeichen einer edlen Seele. Edel ist überhaupt ein Gemüth zu nennen, welches die Gabe besitzt, auch das beschränkteste Geschäft und den kleinlichsten Gegenstand durch die Behandlung in ein Unendliches zu verwandeln. Edel heißt jede Form, welche dem, was seiner Natur nach blos dient, (blos Mittel ist), das Gepräge der Selbständigkeit aufdrückt.

Ein edler Geist begnügt sich nicht damit, selbst frei zu sein; er muß alles Andre um sich her, auch das Lebloſe, in Freiheit setzen. Schönheit aber ist der einzig mögliche Ausdruck der Freiheit in der Erscheinung". *)

---

5. Das wichtigste Mittel, ästhetische Bildung zu erlangen, ist natürlich die Beschäftigung mit der Kunst, und zwar theoretisch und praktisch. Jeder Gebildete sollte sich durch das Studium der Aesthetik mit dem Wesen des Schönen, seinen Nüancen und Darstellungsmitteln bekannt machen, jeder sollte wenigstens die Haupterscheinungen der Kunstgeschichte kennen lernen.**) — Wichtiger aber als die Theorie ist die Praxis. Wie wir überhaupt das Licht unseres Geistes nur dadurch anzünden können, daß wir uns an große Geister hingeben, sie auf uns wirken lassen, uns in sie hineinleben und so gleichsam mit ihnen identifiziren, so kann auch unser Sinn fürs Schöne nur durch den täglichen intimen Verkehr mit den Meisterwerken der begabtesten und gebildetsten Völker geweckt und entwickelt werden. Goethe sagt einmal gut: „Man sollte täglich ein schönes Gedicht lesen, eine gute Musik hören, ein treffliches Kunstwerk betrachten und womöglich einen guten Gedanken haben!" Gewiß, der Vortheil ist unberechenbar, den uns der tägliche Umgang mit einem oder mehreren guten Kunstwerken bringt. Man versuche es nur und schmücke sein Zimmer damit, sei's mit einer Madonna von Rafael, oder mit dem Zeus Otricoli, mit Apoll und Diana,

---

*) Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen. 23. Brief.

**) Wir haben oben S. 276 einige Werke über Aesthetik und Kunstgeschichte empfohlen.

Clytia oder ähnlichen. Zuerst wird man sie nur mit neugierigem Auge betrachten, ohne die darin entfaltete Schönheit ganz zu fassen; aber man sehe sie nur wieder und wieder an: allmählich fällt es uns wie Schuppen von den Augen, die göttliche Gestalt belebt sich, wir schauen mit dem Auge der Seele und wundern uns nun, daß wir die Schönheit nicht längst so gesehen haben.

Daraus entwickelt sich der Geschmack, d. h. die richtige Empfindung des Schönen; er ist ebenso wenig willkürlich, als das Schöne selbst, sondern beruht auf der Gesetzmäßigkeit unsres Empfindens. Der Geschmack kann im Gefühl verharren, ohne darum falsch zu sein; ja oft finden sich Künstler, die ohne jede wissenschaftliche Einsicht das Schöne sowohl richtig schätzen als auch musterhaft darstellen. Es geht damit wie mit dem Denken und Handeln: auch der gesunde Menschenverstand denkt richtig ohne logische Schulung und die „schöne Seele" handelt gut ohne moralische Erziehung. Trotzdem behält die ästhetische Einsicht ihren Werth. Denn ohne sie bleibt das kunstgemäße Urtheilen und Schaffen blind, instinktiv, zufällig. Erst durch das Wissen wird der Geschmack zur ästhetischen Urtheilskraft. Und daß gründliche Studien der Schaffensfreudigkeit des Künstlers nicht Eintrag thun, beweisen so gründlich gebildete Meister wie Dürer, Lionardo da Vinci, Michel Angelo, Schinkel, Cornelius, Delacroix und Delaroche. — Ein Gegenstand erscheint uns schön, an dem wir die Anforderungen unsrer ästhetischen Urtheilskraft erfüllt sehen, dessen Erscheinung wir für den angemessenen Ausdruck seiner Idee halten. Wo dies in vollem Maße geschieht, das nennen wir klassisch. Sie zu studiren, fördert unsern Geschmack am meisten; denn an ihnen haben wir untrügliche Maßstäbe für die Beurtheilung andrer Werke. Daher sollte keiner

versäumen, größere Kunstsammlungen (Museen, Gallerien, Ausstellungen u. dgl.) zu besuchen, um dort die klassischen Meisterwerke aller Zeiten kennen zu lernen. Am meisten Gelegenheit zu solchen ästhetischen Studien bieten natürlich die Hauptstädte, vor allem Rom, Berlin, Paris, London; auch München und Dresden, Cassel, Frankfurt a. M. und Karlsruhe sind sehr reich; aber selbst kleinere Städte üben durch irgend ein einzelnes Kunstwerk große Anziehung auf den Gebildeten aus: wer wollte nicht den Kölner Dom, das Straßburger und Freiburger Münster, die Dome zu Wien, Speyer, Worms, Limburg, Erfurt u. s. f. gesehen haben? In Darmstadt ist Holbeins Madonna, in Marienburg die Veste der Deutschritter, in Gent der Altar der Gebrüder van Eyck, in Heidelberg das berühmte Schloß im Renaissancestil, in Worms das Lutherdenkmal, in Weimar die Statuen unsrer großen Dichter, u. s. w. So ist für den ästhetisch Gebildeten überall Etwas zu sehen, zu studiren, zu bewundern, ganz Europa ist für ihn bedeckt mit alten und neuen Kunstschätzen, deren Aufsuchung ihm ein Vergnügen, ja eine heilige Pflicht ist. Wir wissen, wie eifrig Goethe jede sich ihm darbietende Gelegenheit benutzt hat, um berühmte Sammlungen kennen zu lernen, wie er einzig zu dem Zwecke weite Reisen unternahm und vor allem nicht eher ruhte, als bis er den kunstgeweihten Boden Italiens betrat. Winckelmanns Begeisterung für die Antike ist bekannt, Seume „spazierte" nach Syrakus, Geibel pilgerte nach Hellas, ebenso Byron, W. Müller und viele andere.

Aber außer den großen Sammlungen hat man noch mancherlei Gelegenheit, gute Kunstwerke zu sehen. Fast jede Kirche birgt wohl irgend ein schönes Bild, eine charakteristische Statue, einen alten Grabstein; in jedem Städtchen, ja auch in vielen

Dörfern und Schlössern finden sich merkwürdige Alterthümer, deren Studium Belehrung und Genuß verspricht*); wie manches Schaufenster zeigt irgend eine treffliche Nachbildung eines werthvollen, uns sonst vielleicht nicht zugänglichen Werkes. Ueberall heißt es: „Die Augen auf, es giebt hier was zu sehen!“ Ferner erheben sich in allen Städten interessante und schöne Bauten, deren Betrachtung man nicht unterlassen sollte. Besonders mache man es sich zur Regel, an keiner Kirche vorüberzugehen, ohne sie sich genau von außen und wo möglich auch von innen zu betrachten. Allmählich wird sich schon das Verständniß für das Stilvolle und Schöne einfinden. Wie so oft, ist auch hier Goethe das Ideal: mit welchem Eifer, mit welcher Geduld und Hingebung hat er 1770 das Straßburger Münster studirt! Bei Tage, am Morgen, Mittag und Abend, bei hellem Sonnenschein und in der Dämmerung, ja auch beim Mondschein und in sternenheller Nacht hat er den wundersamen Bau betrachtet und nicht eher geruht, als bis er ihn vollständig begriffen hatte. Aufgewachsen in lebhafter Abneigung gegen die Gothik, die er für eine verworrene, willkürliche und geistlose Manier hielt, glaubte er hier plötzlich eine göttliche Offenbarung zu erblicken; bald fand er das richtige Verhältniß der größeren Abtheilungen heraus, die so sinnige als reiche Verzierung bis ins Kleinste; dann erkannte er die Verknüpfung dieser mannigfaltigen Zierathen unter einander, die Hinleitung von einem Haupttheile zum andern, die Verschränkung zwar gleichartiger, aber an Gestalt höchst abwechselnder Einzelheiten. Daneben maß und zeichnete unser Dichter auch fleißig, um sich eine gründliche Kenntniß der Sache zu verschaffen, und ergänzte das Unvollendete des Münsters so-

*) Vgl. Th. Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg.

wohl in seiner Phantasie als auch auf dem Papier.*) — Und schon wenn man nur die Straßen einer größeren Stadt durchwandert, kann man bei offenem Auge und empfänglichem Sinne des Schönen genug sehen. Von den herrlichen Staatsbauten der Residenzen wollen wir gar nicht reden; jeder Gebildete muß z. B. im Lustgarten in Berlin von Bewunderung ergriffen werden: aber wieviel künstlerisch vollkommene Gebäude erheben sich nicht in den einzelnen Straßen, besonders in den Villenvierteln! Doch die meisten Berliner und Fremden stürzen entweder ohne Aufmerksamkeit die Straßen entlang, oder sie haben nur ein Auge für die Schaufenster. Gewiß, auch in ihnen sind neben vielem geschmacklosen Tand auch künstlerisch ausgeführte Gegenstände, deren aufmerksame Betrachtung sich wohl verlohnt. Aber zu bedauern bleibt es immer, daß so Wenige auf die oft meisterhafte Architektur um sie her einen sinnenden Blick richten.

Auch über den Besuch von Museen möchten wir einige Worte sagen. Daß man keine Gelegenheit, ein solches zu sehen, vorübergehen lassen sollte, ward schon oben (S. 297) bemerkt. Aber die meisten Besucher klagen, daß sie wenig oder nichts davon haben. Entweder stolziren sie schnell hindurch, werfen auf alles einen flüchtigen Blick und haben dann, wie jener Tambourmajor, nur das zweifelhafte Bewußtsein, Alles gesehen zu haben; oder sie betrachten, den Katalog in der Hand, Stück für Stück mit peinlicher Gewissenhaftigkeit und sind, wenn sie die prächtigen Hallen verlassen haben, ebenso klug, wie zuvor! Beide Extreme sind verwerflich. Gewiß, die Menge des in einem

*) Vgl. Goethe's Schilderung in „Aus meinem Leben" und seine Abhandlung „Von deutscher Baukunst". 1772. — v. Lützow, Die Meisterwerke der Kirchenbaukunst". Leipzig 1862.

Museum zusammengeschichteten Materials ist verwirrend, unübersehbar, erdrückend; aber hier, wie so oft, gilt das alte Wort: divide et impera! Man besuche dasselbe Museum nicht einmal nur, sondern zehn, zwanzig, hundert Mal! Und bei jedem Besuche wolle man nicht möglichst viele Kunstwerke „abmachen", sondern wenige gründlich! Auch benutze man nicht Kataloge, welche orakelhafte Urtheile des Lobes oder Tadels über alle Gegenstände aussprechen, sondern entweder solche, die gar nichts hinzufügen, oder solche, die ausführlich zur ästhetischen Betrachtung anleiten*). Ferner versäume man es nicht, sich vorher durch Studium von Kunstgeschichten und kunsthistorischen Bilderbogen eine allgemeine Idee von den hernach im Museum zu betrachtenden Sachen und von der Zeit, in welcher sie entstanden, zu verschaffen. So wohl vorbereitet wird man gewiß Nutzen haben vom Besuch des Museums, ja noch mehr: auch sittlichen Gewinn. Denn die Kunst giebt uns, wie Goethe sagt, einen gewissen Halt, eine Befriedigung in uns selbst; indem sie unser Inneres mit großen Gegenständen erfüllt, bemächtigt sie sich aller Wünsche, die nach außen strebten, hegt aber jedes würdige Verlangen im stillen Busen.

---

6. Aehnlich wie mit den Werken der bildenden Kunst ist es mit denjenigen der Poesie, Musik und Mimik. Es fehlt uns an Raum, dies ausführlich darzulegen, daher nur wenige Worte.

Das Schöne erscheint in drei wesentlich verschiedenen Formen: als Gestalt, als Ton und als Wort oder Handlung,

---

*) Burckhardt, Der Cicerone. 2 Bde. 4. Aufl. Leipzig 1879. Friederichs, Berlins antike Bildwerke. 2 Bde. Berlin 1875. 76. Winckelmann, Geschichte der Kunst des Alterthums. Berlin 1870.

wonach auch die Kunst in drei Arten von Künsten zerfällt: in die bildende Kunst, die Tonkunst und die Dichtkunst. Nur wer für alle drei Sinn und Verständniß hat, ist ästhetisch gebildet. Daher wird ja auch in den Schulen Zeichnen, Gesang und Poesie getrieben. Wie wir oben das fleißige Sehen von Kunstwerken empfahlen, so brauchen wir hier wohl nicht erst ausdrücklich zu betonen, daß das häufige Hören von guten Tonstücken und die sinnige Lektüre guter Poesie die ästhetische Bildung besonders fördert. Zunächst besuche man, soweit es irgend angeht, Musikaufführungen aller Art: Konzerte, Oratorien, Opern, höre guten Gesang u. dgl. Wenn schon jeder Mensch von Natur all sein Thun und Treiben nach Rhythmen regelt — Drescher, Schmiede arbeiten im Takt, man geht gern im Tritt, Händeklatschen und Stampfen sind als Begleitung von Bewegungen beliebt —, so werden wir durch Takt, Tempo und Rhythmus im innersten Gefühl erregt. Erschüttert uns doch schon die Trommel, welche nur Schall und Rhythmus, keine eigentlichen Töne hat. Je niedriger nun die ästhetische Bildung ist, desto leichter wird sie durch einfachen rhythmischen Schall befriedigt; die Annehmlichkeit wechselnder Töne wird noch nicht so empfunden. Laute Bewegung und scharfe Betonung sind die Hauptsache. Die Meisten glauben kein Kunstwerk vor sich zu haben, wenn sie nicht seine Gebundenheit scharf accentuirt heraushören; daher ist die scharftaktige Tanzmusik beim Volke so beliebt. Je greller in einer Musik der Takt hervortritt, um so mehr reißt sie uns körperlich zu den damit korrespondirenden Bewegungen hin. Daher kann die Freude am blos rhythmischen Schall eine gewisse ästhetische Barbarei verrathen. Der ästhetisch Gebildete hat dagegen Sinn für die verborgnere Ordnung z. B. einer Sonate, für deren Bestimmtheit und nicht leicht übersichtliche

Gesetzmäßigkeit. Er empfindet vor allem den Reiz der Melodie, d. h. der rhythmisch und tonisch-geordneten Tonreihe, in welcher sich höchst mannigfaltig das seelische Leben aussprechen kann; der Wechsel von Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche, Anschwellen und Nachlassen, Dehnung und Kürzung u. s. w. macht dieses organische Gefüge zum passendsten Ausdruck unsrer tiefsten Empfindungen. Doch darf weder die Empfindung so vorherrschen, daß sie alle Regeln willkürlich durchbricht, noch darf die Ordnung völlig die Freiheit ausschließen. Klassisch ist eine Melodie nur, wenn ein reiches inneres Leben in der schönsten Ordnung des Tonstoffes, also nach rhythmischen, tonischen, harmonischen Gesetzen zum Ausdruck gelangt.

Durch die Harmonie, d. h. die Konsonanzen und Dissonanzen mehrerer Töne, kann die Melodie gewaltig verstärkt und erweitert werden: jenes, wenn eine Tonreihe durch mehrere gleiche Stimmen dargestellt und nur durch die Oktaven geführt wird, dieses, wenn mehrere selbständige Melodien neben einander gehen und sich zu einer neuen, alle beherrschenden, zusammenschließen. Wie bei jedem energischen Gefühl, z. B. der Liebe, verschiedene Empfindungen, wie Hoffnung, Furcht, Sehnsucht, Jauchzen, Klagen, zusammenschmelzen, so vereinigen sich mehrere verschiedene Melodien ausdrucksvoll zu einer Hauptmelodie.

Man hat die Architektur als gefrorne Musik bezeichnet; umgekehrt kann man ein Tonstück mit einem Gebäude vergleichen; der Komponist entwirft den Plan, die spielenden Musiker sind seine Werkleute, welche ihn mit natürlichen oder künstlichen Steinen (mit der Stimme oder mit Instrumenten) ausführen. Jeder Stein (Ton) muß klar und wohl gefügt sein, Ordnung und Festigkeit muß alle beherrschen; Reinheit, Gesetzmäßigkeit,

Harmonie der Theile sich zur einheitlichen Schönheit lebendig vereinigen. Um die Einzelschönheiten schwierigerer Tonstücke, wie Sonate, Symphonie, Fuge, zu verstehen, bedarf man gewisser theoretischer Kenntnisse, welche nicht jedem Gebildeten zugemuthet werden können; wohl aber kann man erwarten, daß er durch gesammelte Aufmerksamkeit den Gedanken, welcher dem kunstvollen Tonwerk zu Grunde liegt, auffassen und die dadurch ausgesprochenen Gefühle nachempfinden werde.

Am höchsten steht die Musik, wenn sie Gesang und Instrumente zu harmonischer Darstellung vereinigt. Während die Instrumentalmusik an sich nur Empfindungen aussprechen kann, bringt der Gesang auch Gedanken zum Ausdruck; natürlich nicht trockene Abstraktionen, denen keine Gefühlserregung zu Grunde liegt. Sobald man nur denken muß, wie bei der Begriffsbildung, beim Witz u. dgl., kann von Musik, d. h. Empfindungsausdruck, keine Rede sein. So leicht die Worte: „O mein Vater" zu komponiren sind, denn darin kann Liebe, Reue, Sehnsucht, Trauer, Verzweiflung liegen, so unmöglich wäre die Komposition eines Satzes, wie: „Vaterland ist das Land, in welchem wir geboren und erzogen wurden". Daher können längere prosaische Reden überhaupt nicht komponirt, sondern höchstens zum Recitativ umgewandelt oder melodramatisch von Accorden begleitet werden. Die Poesie allein fordert den Komponisten heraus, theils weil sie auch alle Abstraktion haßt und auf sinnlicher Lebendigkeit beruht, theils weil Poesie und Musik in manchen künstlerischen Regeln zusamentreffen. Und zwar kann die Musik entweder den Gesang einfach in denselben Tonreihen begleiten, oder ihn selbständig durch ihre Vielstimmigkeit ausführen; dort verstärkt sie nur die Grundstimmung, hier läßt sie durch Melodie und Harmonie auch alle Nebenstimmungen ausklingen. Singen zwei, zehn oder

hundert Stimmen dasselbe, so wird nur die Macht und Fülle gesteigert. Gehen aber zwei Stimmen in der Oktave neben einander her, so tritt schon der ästhetische Reiz des Gegensatzes von Höhe und Tiefe hinzu; noch größer wird die Vertiefung des Gefühls, wenn, wie im Terzett, Quartett u. s. w., mehrere Stimmen mit eigenartiger Melodie, Stärke und Klangfarbe sich zu einer mannigfaltigen Harmonie zusammenschließen und, durch reiche Instrumentalbegleitung verstärkt, ein Tonwerk hervorbringen, das in der That der herrlichen Architektur mittelalterlicher Dome vergleichbar ist.

Zwischen dem Liede, welches irgend eine in sich abgeschlossene Empfindung in klarer Melodie ausdrückt und der wortlosen Tonreihe, welche nur Empfindungen ausdrückt, steht die Oper mitten inne. Denn sie liebt Texte, welche nicht durch feste, logische Gedankenverbindung zusammengehalten werden, sondern ihr gestatten, sich an unbestimmten Worten aufzuranken, sie zu durchbrechen und mit einem reichen Blumenschmuck von Empfindungen zu umgeben. Wie im lyrischen Liede zwischen Vers und Vers, so entfaltet die Oper zwischen jeder Zeile, ja fast jedem Worte reiche Fiorituren. Während im Schauspiel nur an einzelnen Stellen sich das Bedürfniß nach Instrumentalbegleitung und Gesang geltend macht, z. B. bei den griechischen Chören, oder in Egmonts Schlummerscene, Maria Stuarts Begrüßung der Wolken (3. Act, 1. Sc.), sinkt in der Oper manchmal die Stimmung zum Recitativ oder zur bloßen Rede herab, entweder an komischen Stellen da, wo die Handlung durch einfache Erzählung weitergeführt werden soll. Auf den Kampf der Gegenwart um die Oper, ob Liederoper oder (R. Wagner's) Musikdrama, gehen wir hier nicht weiter ein*).

*) Vgl. E. Hanslick, Vom Musikalisch-Schönen. Leipzig 1880. L. Ehlert, Aus der Tonwelt. Berlin 1877. Küster, Bildung und Begründung eines musikalischen Urtheils. Leipzig 1878. Hiller, Aus dem Tonleben unsrer Zeit. Leipzig 1858.

Die Bedeutung der Poesie für die ästhetische Bildung brauchen wir nicht ausführlicher zu schildern; denn Jeder hat sie seit seiner Kindheit erfahren, Jeder erfährt sie noch täglich. Seit unsrer frühesten Jugend haben wir Liedchen und Gedichte gehört und gelernt, gelesen und deklamirt; dann sind uns in der Schule Balladen von Uhland, Schiller und Goethe nahe gebracht und erklärt worden, wir haben Kirchenlieder und Psalmen, Verse aus Virgil, Homer, „Hermann und Dorothea" auswendig gelernt, endlich wurden Dramen mit vertheilten Rollen gelesen, sachlich und formell erklärt, Aufsätze und Vorträge darüber von uns angefertigt, die schönsten Stellen in Anthologien zusammengetragen und auch wohl memorirt. So hat jeder halbwegs Gebildete einen reichen Schatz von Poesie kennen gelernt, so daß er, ob mit oder ohne theoretische Kenntniß der Poetik, Metrik und Litteraturgeschichte, einen gewissen poetischen Geschmack besitzt. Wir wollen daher nur folgende Punkte hervorheben, zumal oben (S. 264) auch schon von der Lektüre die Rede gewesen ist.

Vor allem vernachlässige man, um sich ästhetisch zu bilden, nicht das laute Lesen. Die Dichtkunst spricht Gefühle und Gedanken durch Worte aus, sie wendet sich also an das Ohr. Was wir hören, dringt uns tiefer ins Herz, als was wir blos leise vor uns hin lesen. Wer hätte sich nicht schon von einer schönen Stelle dazu hingerissen gefühlt, sie laut zu recitiren? Besonders die Monologe in den Dramen oder klassische Gedichte, Sprüche, Sentenzen? Nur dadurch bekommt man ein Verständniß für die Klangmalerei, welche durch einzelne Vokale oder ihren anmuthigen Wechsel entsteht. Man lese laut: „Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll", und man wird das gleichmäßige Wallen wiegender Wellen hören; oder man beachte, wie in Mignons Lied aus der dumpfen Stimmung der Vokale am Anfang plötzlich die Sehn-

sucht in: „Dahin, dahin möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!" grell hervorbricht. — Ebenso drücken auch die Konsonanten eine ganz eigenthümliche Stimmung aus: „Grau, grämlich, griesgram, gräulich, grober, grimmig, etymologisch gleicherweise stimmig, verstimmen uns" (Goethe, Faust II.). „Hauchen, Wehen" deutet eine leise Bewegung, „Fließen" eine schnellere, doch gleichmäßige an, während „Rauschen, Reißen" eine rasche Bewegung versinnlicht, und durch Vorsetzung scharfer Konsonanten, wie st, sp, gewaltsames Strömen, Strudeln oder Sprudeln angedeutet wird. Daher der sinnliche Eindruck des Verses: „Und es wallet und siedet und brauset und zischt" oder der Strophe in Goethe's Sturmlied: „Wenn die Räder rasselten Rad an Rad rasch um's Ziel weg, hoch flog siegdurchglühter Jünglinge Peitschenknall". Auch die schöne Wirkung von Assonanz, Alliteration und Reim wird man nur durch Lautlesen völlig beobachten. Man denke an Alliterationen wie: „Roland, der Rief' am Rathhaus zu Bremen" (Rückert) oder „Wie erhellt des Winters werdender Tag sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen gleich, streute die Nacht über ihn aus (Klopstock, Eislauf); oder an die Assonanzen in Klopstock's Messias (5, 348 f.): „Hätt' ich die Hoheit Eines Propheten, zu fassen die ewige Seele des Menschen, und mit gewaltigem Arme sie fortzureißen, und hätt' ich Eines Seraphs erhabene Stimme, mit welcher er Gott singt" u. s. w. Oder an Schillers Glocke: „Von dem Dome schwer und bang tönt die Glocke Grabgesang" u. s. f. — Ferner wird man nur durch lautes Vorlesen zum Vollgenuß der Verse gelangen; wer hätte nicht schon instinktiv das Bedürfnis empfunden, die heroischen Hexameter Homers oder die klangvollen Ottaven in Goethe's „Zueignung", die kunstvollen Oden des Horaz oder Klopstock und die edlen Jamben in Schiller's „Tell" oder „Wallenstein"

sich lautlesend zum vollen Verständniß zu bringen? Nur wer für alle diese Darstellungsmittel der Dichtkunst sein Ohr geschärft hat, ist ästhetisch gebildet.

Als ein ferneres Bildungsmittel empfehlen wir das Lesen von Dramen mit vertheilten Rollen. Das Drama stellt eine abgeschlossene Handlung durch Gespräche und Thaten als gegenwärtig dar. Zum ästhetischen Genuß desselben werden wir also eigentlich nur durch die theatralische Aufführung kommen. Der beste Ersatz dafür aber ist die gemeinsame Lektüre mit Freunden, deren jeder irgend eine Rolle von Anfang bis zu Ende durchführt. Dadurch erschließen sich uns erst viele poetische Schönheiten, wir erfassen die Verhältnisse der Personen zu einander, sowie die Fabel des Stücks im Ganzen und gewinnen ein Verständniß für die dramatische Technik*).

Endlich empfehlen wir als ästhetisches Bildungsmittel den Besuch des Theaters. Schiller betrachtete es als eine Anstalt, die bestimmt und geeignet sei, den Menschen zu bessern**). Und gewiß, da wir durch eine sinnliche, sichtbare Erscheinung weit mehr ergriffen werden als durch Erzählung oder Lektüre, so muß das Theater einen gewaltigen Eindruck auf uns machen. Wer wäre nicht ganz entzückt und geradezu außer sich gewesen, als er zum ersten Male ein gutes Schauspiel gut aufgeführt sah? Sprachlos, mit gespanntester Aufmerksamkeit hörten wir zu; mit herzlicher Theilnahme verfolgten wir den Helden durch die gewundenen Wege seines Schicksals; die historische Treue der Kostüme, welche uns in die alte Zeit versetzte, die Naturwahrheit

*) Vgl. G. Freytag, Die Technik des Dramas. Leipzig 1870.

**) Fr. v. Schiller, Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet.

des Spiels, das künstlerische Ensemble, die wunderbare und doch scheinbar so selbstverständliche Entwickelung der Handlung, der Wechsel von Bewunderung und Abscheu, Zustimmung und Widerspruch, Furcht und Hoffnung — alles dies erschütterte uns bis ins Mark. Aehnlich, wenn auch in etwas verringertem Grade, ergeht es uns aber noch heute. Denn das Theater erfüllt uns mit edlen Empfindungen, Entschlüssen, Leidenschaften und Idealen. Wir schwärmen mit Johanna d'Arc und Tell fürs Vaterland, mit Tasso für die Poesie, mit Faust und Uriel Acosta für die Freiheit des Gedankens, mit Fiesco und Egmont für die politische Freiheit; wir ereifern uns mit Posa gegen die Tyrannen, mit Nathan gegen die Zeloten, mit Karl Moor gegen die ungesunden sozialen Zustände; wir möchten auch so wahr wie Iphigenie und Max Piccolomini sein, so uneigennützig wie Tellheim, so heroisch wie Brinv und Philotas; wir nehmen uns fest vor, niemals so schlecht zu handeln wie Clavigo, Franz Moor, Weislingen, Faust und Leicester. So ist das Theater eine Schule praktischer Weisheit, ein Wegweiser durch das Labyrinth des Lebens und ein Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele. Was für Vorzüge und Fehler, für Ideale und Irrthümer, für Tugenden und Laster der Menschheit führt es uns nicht vor! Da sehen wir den Lohn der Tugend und die Strafe des Lasters, die verhängnißvolle Macht der Triebe und die gräßlichen Folgen der Leidenschaft. Der eifersüchtige Othello, der ehrgeizige Macbeth, der blutdürstige Richard III., der geizige Shylock, der wollüstige Prinz von Guastalla, der übermüthige Struensee, der verächtliche Tartüffe u. s. w. sind das nicht Menschen, wie wir sie überall um uns sehen, ja deren Laster sämmtlich, wenn auch nur keimhaft, in unserm eignen Herzen schlummern? Uns selbst also finden wir

dort auf „den Brettern, die die Welt bedeuten," gezeichnet; ohne roth zu werden, sehen wir unsre Züge in ihrem Spiegel, verlassen beschämt und geläutert das Haus und danken insgeheim für die sanfte Ermahnung. Das Theater führt uns ferner mannigfaltige Scenen menschlicher Leiden vor; wir sehen da, wie ein unverschuldetes Unglück über manchen Guten hereinbricht, oder wie die Nemesis endlich den verstockten, bisher glücklichen Sünder ereilt; wir nehmen an fremden Verlegenheiten Theil, sorgen mit den Bedrängten, trauern mit den Betrübten, hoffen mit ihnen und freuen uns, wenn sie etwa wieder befreit werden. Wem pochte nicht das Herz, wenn er den Egmont Alba's Zimmer betreten sieht, das er nur als Gefangener verlassen soll; wer zitterte nicht bei den berechtigten, aber unbesonnenen Vorwürfen, die Maria Stuart der Elisabeth macht; wer wünschte nicht, daß Wallenstein seine falschen Freunde durchschaute; und wer wäre nicht zu Thränen gerührt worden beim Ostergeläut im Faust, bei Tell's Apfelschuß, Antigone's Abschied vom Leben, König Lear's Behandlung durch seine unmenschlichen Töchter! Dadurch werden, wie Aristoteles sagt, unsre Leidenschaften geläutert; wir sehen das große, gigantische Schicksal wie es mit dem Glück und Leben der Menschen spielt, und wie es doch von einem freien, sittlichen Charakter besiegt wird. Das Theater übernimmt oft die Rolle des Richters; wenn die Laster der Mächtigen die Gerechtigkeit verhöhnen und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit lähmt, so übernimmt das Theater Schwert und Wage und reißt den Schuldigen vor seinen Richterstuhl. Man denke nur an die Theaterscene im Hamlet, an Figaro's Hochzeit, die Stumme von Portici, Wilhelm Tell, Tartüffe, Emilia Galotti, Kabale und Liebe — verbreitet nicht die Darstellung solcher Dramen richtigere Begriffe, geläuterte Grundsätze, reinere Ge-

fühle? Die Nebel der Barbarei, des finsteren Aberglaubens verschwinden, die Nacht weicht dem siegenden Lichte!

Daher empfehlen wir dringend den fleißigen Besuch des Theaters. Freilich gilt hier, wie bei den Büchern, das alte Wort: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist!“ Man erkennt die ästhetische Bildung eines Menschen an seiner Vorliebe für diese oder jene Art von Schaustellungen. Am niedrigsten steht der Geschmack an Stiergefechten und gefährlichen Kunststückchen; etwas höher das Vergnügen an den Produktionen des Cirkus; wieder etwas höher ist der Geschmack an Feerien und Balletten zu schätzen; dann kommt die Freude an Possen, Vaudevillen und Volksstücken; am höchsten steht das Vergnügen an klassischen Schauspielen, Opern Tragödien und Komödien. Wir sind natürlich weit davon entfernt, der Prüderie und exklusivem Klassizismus das Wort reden zu wollen. Jedes Genre hat seine Berechtigung, findet sein Publikum, und selbst ein Gebildeter hat Stimmungen, wo er sich einmal an der derben Komik einer Posse erfreut. Im allgemeinen aber sollte man nie vergessen, daß sich unser Geschmack durch häufigen Besuch schlechter Stücke nicht verbessern kann. — Es giebt drei Standpunkte dem Theater gegenüber: der rohe Mensch ist zufrieden, wenn er nur etwas vorgehen sieht; der Gebildete will empfinden, Nachdenken endlich ist nur dem ästhetisch Ausgebildeten angenehm. Darnach also gilt es zu streben. Zu dem Zweck betrachte man den Besuch des Schauspiels und der Oper nicht blos als sinnliches Vergnügen, als Zerstreuung, Kurzweil, Erholung u. dgl., sondern als einen ästhetischen Genuß, der uns nur dann zu Theil werden kann, wenn wir uns ihm wohl vorbereitet und in rechter Stimmung hingeben. Jene, die Vorbereitung, geschieht dadurch, daß wir uns den Text, der Aufführung vorher sorg-

fältig durchlesen. Nichts ist störender, als während der Aufführung ins Buch zu gucken, um, namentlich bei der Oper, den Gang der Handlung zu verfolgen; wie derjenige, der ohne Kenntniß der Sprache, Sitten und Sehenswürdigkeiten ein fremdes Land betritt, nur wenig Gewinn vom Reisen hat, so wird auch Einer, der Inhalt, Gedankengang und Charaktere eines Stückes nicht kennt, nur wenig davon haben. Außer dem Stücke selbst sollte man aber auch noch eine historisch-litterarische Einleitung dazu lesen, sei es vor oder nach der Aufführung, um sich mit den Schwierigkeiten und Schönheiten desselben bekannt zu machen.*) Man wird mit Freuden erkennen, daß auch von unsern klassischen Dichtungen das Wort gilt, was von der Bibel gesagt wird: sie sind einem Strome vergleichbar, in welchem ein Lamm schwimmen und ein Elephant ertrinken kann. Mag man sie noch so oft lesen oder aufführen sehen, immer neue Schönheiten entdeckt der sinnende, ästhetisch geschulte Geist. —

---

7. Nach diesen theoretischen Betrachtungen wollen wir noch ein paar Worte über die praktische Anwendung der ästhetischen Bildung sagen.

Schon oben (S. 243) forderten wir, ein Gebildeter sollte Dilettant (Liebhaber) in allen Künsten und Wissenschaften sein. Bekanntlich hat dies Wort auf künstlerischem Gebiet die engere Bedeutung, daß man damit denjenigen bezeichnet, der sich mit

*) Vgl. Gervinus, Shakespeare. 2 Bde. Leipzig 1872. Kreyßig, Vorlesungen über Shakespeare. Berlin 1877. Derselbe, Vorlesungen über Goethe's Faust. 1880. Düntzer, Erläuterungen zu Schiller und Goethe. Stahr, Goethes Frauengestalten. 1875. Viehoff, Schillers Leben. 3 Bde. 1856. Stahr, Lessing's Leben und Werke. 8. Aufl. 1877.

irgendeiner Kunst ausübend beschäftigt. Und auch in dieser Beziehung sollte Jeder, meinen wir, Dilettant sein, mehr oder weniger, je nach seiner Beanlagung.

Von jedem ästhetisch Gebildeten fordern wir, daß er Geschmack beweise in seinem ganzen Reden und Schreiben, Thun und Trachten, Haben und Sein. Von der Kleidung war schon oben (S. 113) die Rede. Aber auch die Einrichtung unsrer Wohnung sollen wir den ästhetischen Gesetzen anpassen. Abgesehen von der Brauchbarkeit und Gediegenheit des Hausgeräths, soll es auch den Geschmack nicht beleidigen durch unschöne Formen, Ueberladung, unharmonische Farbenmischung, zu steife oder unsymmetrische Aufstellung u. dgl. Jedes Zimmer zeige neben einem individuellen Charakter einen idealen Hauch, welcher beweist, daß der Inhaber nicht ganz in dem Drang der Alltagspflichten aufgeht. In jedem Zimmer werde des Eintretenden Auge erfreut durch irgend ein Kunstwerk (oder eine billige, aber gute Nachbildung), sei es ein Bild oder eine Statue, ein paar Vasen oder Büsten u. dgl. Natürlich vermeidet der ästhetische Sinn auch das andere Extrem, das Zimmer wie ein Raritätenkabinet mit tausend Dingen vollzustopfen. Man findet nicht blos bei ungebildeten Leuten 20—30 Photographien in kleinen Rähmchen an einer Wand hängen, sondern auch Vornehme und Reiche bedecken oft jede Stelle an den Wänden mit Bildern, Büsten, Waffen, Alterthümern u. dgl., so daß man einen Kunstladen zu betreten glaubt. Non multa, sed multum! Zwei, drei gute Bilder sind genug für ein mittelgroßes Zimmer; je mehr man aufhängt, desto weniger wirken sie, weil sie dadurch zum Range der Tapete herabsinken, wie man wohl in den Kajüten armer Schiffer oder in Wachtstuben, Kutscherkneipen u. ä. die Wände mit Münchener Bilderbogen, Ausschnitten aus

illustrirten Zeitungen, Reklamen und allem möglichen bedeckt findet.

Der ästhetisch Gebildete liebt es ferner, Kopien von Kunstwerken in Kupferstich, Photographie oder Holzschnitt zu besitzen. Denn er ist nicht befriedigt, wenn er die Sixtinische oder Holbeinsche Madonna einmal in Dresden gesehen hat, er möchte sie öfter, wenn auch nur in schwacher Nachbildung, betrachten. Und gewiß, je häufiger man das thut, desto mehr Einzelschönheiten entdeckt man darin, desto tiefer dringt man in den Geist des Ganzen*). Man sollte daher darnach streben, sich eine Sammlung von Bildern aller Art anzulegen. Die besten Andenken, die man sich und Andern von einer Reise mitbringen kann, sind Photographien von Landschaften, Bau- und Kunstwerken aller Art, welche, nach Gegenden geordnet, einen ebenso anmuthigen, als belehrenden Ueberblick über das Gesehene gewähren. Ferner sollte man sich ein Album von 100—300 Bildern anlegen, welches die schönsten Meisterwerke der Malerei und Skulptur umfaßte. Die Photographien sind jetzt so billig, daß man ein Album von 200 Bildern in Visitenformat schon für 20 Mark füllen kann. Wer noch mehr dafür ausgeben kann, kauft theurere und bessere Bilder.**) Ein anderes Album, das man sich anlegen sollte, enthält berühmte Männer und Frauen, chronologisch und sachlich geordnet. Außerdem giebt es heutzutage so viele prachtvolle Illustrationswerke, daß man für jede Geschmacksrichtung etwas Passendes findet. Da haben wir Illustrationen zu allen

*) Vgl. Oeser, Aesthetische Briefe. Leipzig 1875. Ulrici, Das Madonnenideal. Halle 1866.

**) Bei der „Photographischen Gesellschaft in Berlin" am Dönhofsplatz; sonst kosten die verbreiteteren Bilder meistens 10 Pf.!

Ländern, zu unsern Klassikern, zur Bibel, zu Volksliedern und Sprüchwörtern, zum Familienleben, zu den Trachten und Sitten, zum Treiben des Landmanns, Jägers und Kriegers; Ernst und Scherz, Lust und Leid, Erbauliches und Beschauliches, Blumen aller Art, Orden, Wappen und Flaggen, Kunstschätze, Muster fürs Kunsthandwerk u. s. w. — wahrlich, es giebt des Schönen genug, wer es nur zu würdigen weiß!

Intimer mit der Kunst verkehrt natürlich der, welcher sie, wenn auch nur in bescheidener Weise, *ausübt*. Schreiben, Zeichnen und Singen hat jeder von uns in der Schule gelernt. Schon das *Schreiben* erweckt, wenn es als Schönschreiben geübt wird, den Sinn für Ordnung, Sauberkeit, Symmetrie, gefällige Form und charakteristischen Ausdruck. In noch höherem Grade ist dies mit dem *Zeichnen* der Fall. Indem der Unterricht von den einfachen Linien und deren Zusammenstellung ausgeht, dann zur Nachbildung von Körpern mit Licht und Schatten in verschiedener Lage fortschreitet, sodann zur Verfolgung der elementaren geometrischen Formen in den Naturgegenständen, besonders im menschlichen Körper anleitet, entwickelt sich beim Schüler Anschauung, Beobachtung und Formensinn. Zugleich wird ein erfahrener Lehrer auf die charakteristischen Unterschiede der Baumarten, auf das Gleichgewicht der Theile an Naturkörpern, sowie auf Ebenmaß und Harmonie aufmerksam machen. Durch die Vertheilung von Licht und Schatten, durch die Lehre von der Perspektive und den Verkürzungen lernt der Schüler plastisch (räumlich) sehen. Nachdem er dann durch Zusammenstellung verschiedener Bäume zu Gruppen vorbereitet ist, geht er zur Landschaft über; die Nachzeichnung von Gypsmodellen und Ornamenten führt ihn zur Architektur; er hat durch den bisherigen Unterricht Formensinn genug gewonnen, um für die Verjüngung

der Säulen, die Gestaltung ihres Kapitäls, für die symmetrische Vertheilung der Gebäudetheile und die harmonische Benutzung der Ornamente Verständniß zu haben. Am Schluß des Zeichenkursus steht die schwierigste Aufgabe: das Portraitiren. Wer nun bei dem eben angedeuteten Unterricht besonders Talent gezeigt hat, sollte es mit dem Malen versuchen. Zunächst mit der Sepia, dann mit Aquarell- und endlich Oelmalerei. Denn tieferes Verständnis für gemalte Bilder, für Colorit, Beleuchtung und Farbenwirkung kann nur der erlangen, welcher selbst mit Farben umgegangen ist; nur dadurch entwickelt sich der feinere Farbensinn, der ja auch für das tägliche Leben so wichtig ist.

Plastische Versuche machen wohl selten Dilettanten ohne ausgesprochenes Talent; fast niemals architektonische. Am meisten geübt ist die Musik; sie ist die verbreitetste Kunst, die einzige, welche in gesellschaftlichen Zusammenkünften produzirt wird. Denn fast niemals liest ein Dichter Sachen von sich vor, es sei denn im engsten Freundeskreise; deklamirt wird auch nur zum Scherz bei Pfänderspielen; Maler treten auch nicht auf, um die Gesellschaft durch Vorzeigen oder gar Ausführung ihrer Bilder zu unterhalten: aber musizirt wird überall und immer, gut oder schlecht, zur Lust oder zur Qual der Gäste, freiwillig oder gezwungen. Wer „musikalisch" ist, d. h. das Klavier spielen kann — denn andre Instrumente kommen kaum in Frage — ist beliebt in jedem Kreise: er mag sonst so ungebildet und langweilig sein wie er will. „In jedem Haus ein Klimperkasten" und zwar ein Flügel, Pianino oder Harmonium. Das Klavier ist ein ganz objektives Instrument, d. h. die Töne liegen fertig, sie werden nicht erst, wie bei Klarinette, Flöte und Geige, vom Spieler geschaffen und subjektiv durchdrungen, geschmolzen, innerlich gemacht und in andere Töne übergeführt. Darum

können auch ganz unmusikalische Leute Klavier spielen. Gewiß, der Künstler vermag durch den Anschlag sein Gefühl auszudrücken, aber die Töne sind zu kurz, um in enge harmonische Verbindung zu kommen. Dafür hat dies Allerweltsinstrument auch große Vorzüge: die Anzahl der Saiten, die Anwendung der 10 Finger, die Sicherheit beim gleichzeitigen Greifen mehrerer Tasten ermöglicht große harmonische Effekte; doch verhindert wieder das übereinstimmende Timbre eine wirklich polyphone Behandlung. Das Klavier ist bequem, aber wahrer ästhetischer Durchbildung oft gefährlich; jeder meint es spielen zu können, der reine Töne geläufig hervorklopfen kann! Geübte Fingerarbeit, d. h. Technik, ist aber noch lange nicht Kunst. Carriere vergleicht das Klavier treffend mit dem Kupferstich gegenüber dem Farbengemälde; wie dieses durch jenen, so kann auch die reiche Instrumentalmusik aufs Klavier übertragen werden, aber freilich mit unendlichem Verlust an Schönheit. Man kann es auch den Blei- und Tuschkasten nennen, wenn man die übrigen Instrumente den Farben der Palette vergleicht. — Von der Lästigkeit und Zudringlichkeit des Klaviers wollen wir nicht reden. Jedenfalls ist es dasjenige Instrument, welches auch mit geringen Anlagen erlernt werden kann und dem Einzelnen wie seiner Familie und deren Gästen vielfach Genuß bereitet. Wie köstlich ist es, nach den Anstrengungen des Berufes sich ein wenig ans Klavier zu setzen und da „Lieder ohne Worte", Choräle, Volkslieder oder anmuthige Stücke zu spielen. Das Gemüth wird dadurch beruhigt, der ästhetische Sinn gebildet, der Charakter veredelt. Da wo Musik mit Liebe und Geschmack getrieben wird, herrscht Ruhe und Heiterkeit im Herzen; sie verscheucht Launen, Grillen und Klagen, ja man sieht es fast der Familie an, in welcher die Musik geliebt und geübt wird. Man sollte daher, wenn sich auch nur

die geringsten Anlagen dafür zeigen, seine Kinder wenigstens Klavier lernen lassen. Leider aber sind die Anforderungen heutzutage so hoch gespannt, daß die Musik kaum noch zum Hausgebrauch taugt. Da man immer schwierigere und kunstvollere Leistungen verlangt, verschlingt sie fast jedes andre Interesse und wird so zur Geißel der Familie. Sie nimmt eine Zeit und Kraft in Anspruch, welche wenn man sich mit einfacheren Stücken, mit Hausmusik, begnügen wollte, viel nützlicher verwendet werden könnte. Wo nicht ein ganz bedeutendes Talent vorhanden, ist es gewiß Thorheit, täglich 3, 4 oder gar 5 Stunden am Klavier Sprünge und Läufe zu üben, die viel mehr die Eitelkeit des Spielers als den Geschmack des Hörers befriedigen. Manche freilich treiben das Spiel nur, um dadurch Bewunderung zu erregen, nicht zu ihrer eignen Erhebung, und erniedrigen dadurch die Kunst zu einem Handwerk.

Der Gesang ist auch eine Kunst, die jeder Gebildete pflegen sollte. Hat er eine gute Stimme, so nehme er Gesangunterricht, denn erst Schulung befähigt den musikalischen Menschen schön zu singen. Der Anschluß an einen Gesangverein bringt ebenso viel Förderung als Vergnügen. Man findet sich, geleitet durch sichere Stimmen, leichter in die Melodien hinein, das Verständniß der größeren Tonwerke, welche eingeübt werden, wächst durch solche eindringliche Durchnahme und das Bewußtsein, nach mancher sauren Vorbereitung endlich ein Kunstwerk angemessen zum Vortrag bringen zu helfen, gewährt uns große Befriedigung. Merkwürdig ist es freilich, wie wenig beim Gesange noch immer auf den Text gesehen wird; mancher Oper liegt ein ganz unpoetisches, kindisches Libretto zu Grunde, und wenn man sich den Text ansieht, der mit vielen beliebten und guten Liederkompositionen verbunden ist, so wundert man sich, was für senti-

mentales, ja oft unpassendes Zeug — von jungen Mädchen! — gesungen wird.

In jüngster Zeit, wo man eifrig nach neuen Erwerbszweigen für das weibliche Geschlecht gesucht hat, kann es seine künstlerische Begabung auch für Majolika- und Glasmalerei-, Laubsäge- und Schnitz-Arbeit, Klöppeln, Goldstickerei und Blumenmachen verwerthen. Das angemessenste Gebiet, seinen ästhetischen Sinn zu beweisen, bleiben jedoch die weiblichen Handarbeiten, die der Verfertigerin ebensoviel Freude machen wie dem Empfänger. Nur darf die Arbeit nicht zu geistlos, mechanisch, langwierig und mühsam sein, sonst schädigt sie die Gesundheit und die geistige Bildung der Dame! Und vor allem vergesse man nicht: Musik, Malerei und Stickerei sind sehr schätzbar, aber man darf nicht die Hauptsache — die Pflicht — darüber versäumen! Es ist viel wichtiger für eine Frau, ihren Hausstand in Ordnung zu halten, als irgend eine Kunst mittelmäßig oder erfolglos, wenn auch noch so eifrig zu treiben. Die künstlerischen Bestrebungen dürfen nur bei großen Talenten die Grenze der Nebenbeschäftigung überschreiten.

Was endlich die praktische Beschäftigung mit der Poesie betrifft, so haben wir schon auf den Nutzen gemeinsamer Lektüre von guten Dramen hingewiesen (S. 307). Man sollte stets darnach streben, mit Freunden und Freundinnen ein Lesekränzchen zu bilden; dadurch gewinnt die Geselligkeit Reiz und Tiefe. Daran schließen sich vielleicht theatralische Versuche, welche den Spielern ästhetische Förderung und fast noch mehr Vergnügen gewähren, als den Zuschauern. Wie anziehend ist erst die ernsthafte Lektüre des betreffenden Stückes, wie drollig die Proben, wie aufregend die schließliche Aufführung! Dazu empfehlen sich theils klassische Scenen, z. B. aus Schillers „Wallensteins Lager“ und „Wilhelm

Tell", Körner's „Nachtwächter", Goethe's „Iphigenie", Shakespeare's „Julius Cäsar", theils neuere Lustspiele von Benedix, Görner u. a.*) Solche Dilettantenaufführungen veranlassen auch wohl diesen oder jenen Theilnehmer, einen Prolog oder gar ein Lustspiel selbst zu dichten. Macht doch jeder Jüngling von Phantasie einmal den Versuch, seine Gefühle in Reimen auszusprechen, und manches später glänzende Talent hat sich so zuerst kundgethan.

Das aber möchten wir für alle künstlerische Uebung betonen: man glaube nicht eher, ein Talent für irgend etwas zu besitzen, als bis es sich durch glänzende Proben augenscheinlich bewiesen hat; und zweitens mache man es nicht zum Brotstudium! Niemand wird unglücklicher, als ein Mensch, der bei mittelmäßiger Beanlagung Maler, Musiker oder gar Dichter zu werden beschließt. Solche Leute überschätzen sich, getäuscht durch den gutmütigen Beifall urtheilsloser Freunde, halten sich für zu gut, um etwas Ordentliches zu lernen, schweben immer „in höheren Regionen" und werden schließlich ganz untüchtige, elende Individuen. Sie vergessen Schillers treffliches Wort: „Weil dir ein Vers gelang in einer gebildeten Sprache, die für dich dichtet und denkt, glaubst du ein Dichter sein!" —

8. Ein Mittel, sich ästhetisch zu bilden, dürfen wir nicht vergessen noch kurz zu erwähnen: es ist der Umgang mit der Natur. Der Arbeiter, der die Woche über im Schweiße seines Angesichts sein Brot erwirbt; der Denker, der im Studierzimmer

*) R. Benedix, Haustheater. 7. Aufl. Leipzig, Weber 1880. Derselbe, Der mündliche Vortrag. Ebenda. K. A. Görner, Kindertheater. 1856. Feod. Wehl, Gesammelte dramatische Werke. Leipzig. Reclam 1881.

die Gesetze der Welt und des Menschen aufsucht; der Beamte, der in seinem Bureau den ermüdenden Faden der Alltagspflichten abspinnt; der Kaufmann, dessen ganzes Sinnen und Trachten auf den Gelderwerb gerichtet ist — alle eilen, sobald es ihre Zeit erlaubt, in die freie Natur, um sich da zu erfreuen, zu stärken und zu belehren. Ihr wechselvolles, ewig junges Leben bietet uns mit seinen stets neuen Gestalten das Vorbild rastlosen Strebens, das uns ermuthigt und zur Nacheiferung anspornt. Der Reichthum ihrer Farben, besonders das mannigfaltigste Grün, erquickt unser Auge, die würzige, kräftige Luft stärkt unser Athmungs- und Nervensystem, der Gesang der Vögel ergötzt das Ohr und ihr ganzes Leben bietet uns tausend neue Anschauungen und Ideen. Wir unterscheiden und vergleichen die Gestalten, trennen Naheliegendes und verknüpfen Entferntes; wir erfassen die Gesetze, welche den flüchtigen Erscheinungen zu Grunde liegen, und erheben uns so zu der Ahnung einer Alles tragenden Vernunft. In der Natur finden wir ferner Trost, wenn uns Unglück betroffen hat. Die lachenden Wiesen, die saftigen Matten, der schattige Wald, die fröhliche Thierwelt, die reine Luft, das freundliche Himmelsblau und der goldene Sonnenstrahl — alles wirkt zusammen, uns unser Leid vergessen zu lassen. Die Ruhe und der Friede, welche in der gewaltigen Natur zu walten scheinen, zieht in unser Herz, und wir kehren mit neuer Freudigkeit an unsere Lebensaufgaben zurück. So zeichnet uns die physische Natur den Weg vor, den wir als moralische Wesen zu wandeln haben.

Freilich, die ästhetische Betrachtung geht noch weiter. Denken wir uns, es durchwanderten fünf Freunde mit einander die Schweiz: ein Naturforscher, ein Philologe, ein Landwirth, ein Theologe und ein Maler. Der Naturforscher wird auf die

Flora und Fauna, auf geologische, klimatische und oro-hydrographische Verhältnisse achten; der Landwirth stellt Beobachtungen an über Bodenbeschaffenheit, Viehzucht, Ertragsfähigkeit u. dgl.; der Philologe sammelt Spracheigenthümlichkeiten, Volkslieder und Sagen und forscht nach archäologischen Resten; der Theolog bewundert die Allmacht und Herrlichkeit Gottes in seiner Schöpfung, während der Maler nur Sinn hat für die Mannigfaltigkeit der Felsgestaltung und der Farben, für die wunderbaren Uebergänge von Berg und Thal, für das melancholische Plätschern der Gebirgsbäche und das erhabene Rauschen in den Waldriesen. Er allein schaut die Natur ästhetisch an; er vergißt, daß alle Naturdinge auch irgendwelchen praktischen Nutzen haben und auch dem wissenschaftlichen Forscher wichtig sind; er denkt nicht daran, daß in ihr ein stetes Wechselmorden der Thiere, ein unabläßiges Werden und Vergehen, Erblühen und Verwesen herrscht. Der ästhetische Sinn beachtet die Symmetrie der Krystalle, die Harmonie der Farben, das Maß und die Vertheilung der einzelnen Glieder an den Pflanzen und Thieren; ihn ergötzt die lebendige Bewegung, das Wogen der Wellen wie des Korns im Winde, er erfreut sich an dem Wechsel der Linien, der ihm an einer Berglandschaft entgegentritt, an den mancherlei Tönen, welche die Schöpfung beleben. Wie reich ist schon die Tonwelt des Wassers: das tropft, das plätschert, murmelt und gurgelt; das brodelt, singt, rauscht, braust, grollt; das brandet, tost und brüllt. Und der dafür Empfängliche wird stets von anderen Empfindungen bewegt! Wie reich sind ferner die ästhetischen Wirkungen des Lichtes! Die Sonne mit ihrer majestätischen Strahlenkrone, der Mond in seinem sanften Schimmer, das Sternenheer mit seinem zerstreuten Glanze, der unendliche blaue Himmel; ferner Sonnenauf- und Untergang, Dämmerung und Nacht, endlich die ganze

Farbenwelt — wieviel Stimmungen: Freude, Wehmuth, Traurigkeit, Sehnsucht, Hoffnung u. s. w. bringt das Licht in uns hervor.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir das ganze Gebiet des Naturschönen auch nur kurz andeuten. Soviel erhellt schon aus dem bisher Gesagten daß die Natur eine unerschöpfliche Quelle ästhetischen Genusses für den Gebildeten sein kann.*)

---

9. Wer sich so mannigfach an Natur und Kunst, durch theoretische Studien, gesammeltes Anschauen und bescheidene Ausübung ein ästhetisches Gefühl erworben hat, der wird, was wir oben (S. 295) erwarteten, auch im täglichen Leben Geschmack beweisen. Man wird an seiner Kleidung, seinem Benehmen, seinem Reden, Schreiben und Handeln stets das lebhafte Bestreben erkennen, das Sinnliche zum Symbol des Geistigen, seine eigne Individualität zum möglichst vollkommenen Repräsentanten der Gattung zu machen. Der Geschmack fordert Mäßigung und Anstand, verabscheut alles Häßliche, Eckige, Gewaltsame und bringt nicht nur die Sinnlichkeit und Vernunft des Einzelnen, sondern auch die Gesellschaft im Ganzen zu schöner Harmonie.

---

*) Vgl. C. Lemcke, Populäre Aesthetik, S. 109 f. — Stifter, Studien. — Riehl, Naturgeschichte des Volkes. — Humboldt, Kosmos und Ansichten der Natur. — Forster, Ansichten vom Niederrhein. — M. J. Schleiden, Die Pflanze und ihr Leben. — F. Körner, Der Mensch und die Natur. — J. F. Schouw, Die Erde, die Pflanzen und der Mensch. — H. Masius, Naturstudien. — P. Scheitlin, Thierseelenkunde u. s. w.

Fünftes Buch.

Der Charakter.

Farbenwelt — wieviel Stimmungen: Freude, Wehmuth, Traurigkeit, Sehnsucht, Hoffnung u. s. w. bringt das Licht in uns hervor.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir das ganze Gebiet des Naturschönen auch nur kurz andeuten. Soviel erhellt schon aus dem bisher Gesagten daß die Natur eine unerschöpfliche Quelle ästhetischen Genusses für den Gebildeten sein kann.*)

---

9. Wer sich so mannigfach an Natur und Kunst, durch theoretische Studien, gesammeltes Anschauen und bescheidene Ausübung ein ästhetisches Gefühl erworben hat, der wird, was wir oben (S. 295) erwarteten, auch im täglichen Leben Geschmack beweisen. Man wird an seiner Kleidung, seinem Benehmen, seinem Reden, Schreiben und Handeln stets das lebhafte Bestreben erkennen, das Sinnliche zum Symbol des Geistigen, seine eigne Individualität zum möglichst vollkommenen Repräsentanten der Gattung zu machen. Der Geschmack fordert Mäßigung und Anstand, verabscheut alles Häßliche, Eckige, Gewaltsame und bringt nicht nur die Sinnlichkeit und Vernunft des Einzelnen, sondern auch die Gesellschaft im Ganzen zu schöner Harmonie.

---

*) Vgl. C. Lemcke, Populäre Aesthetik, S. 109 f. — Stifter, Studien. — Riehl, Naturgeschichte des Volkes. — Humboldt, Kosmos und Ansichten der Natur. — Forster, Ansichten vom Niederrhein. — M. J. Schleiden, Die Pflanze und ihr Leben. — F. Körner, Der Mensch und die Natur. — J. F. Schouw, Die Erde, die Pflanzen und der Mensch. — H. Masius, Naturstudien. — P. Scheitlin, Thierseelenkunde u. s. w.

Fünftes Buch.

Der Charakter.

Dreizehntes Kapitel.

Die Individualität.

1. Nachdem wir bisher die Selbsterziehung, deren Nothwendigkeit in der Einleitung nachgewiesen wurde, in physischer, intellektueller und ästhetischer Hinsicht betrachtet haben, bleibt uns noch die schöne, aber schwierige Aufgabe, dieselbe auf das sittlich-religiöse Gebiet auszudehnen. Denn erst dadurch wird der Mensch wahrhaft in sich abgeschlossen, daß er sich zu einer sittlich-religiösen Persönlichkeit herausbildet. Nicht was er hat, sondern was er ist, bestimmt seinen Werth; nicht Reichthum, Macht, Geburt, weder Schönheit des Leibes, noch Gelehrsamkeit oder Geschmack machen den Menschen werthvoll in unsern Augen, sondern allein sein Charakter, d. h. seine mehr oder weniger sittlich durchgebildete Persönlichkeit. Inwiefern die Sittlichkeit in ihm Gestalt gewonnen hat, sein Denken, Fühlen und Handeln beherrscht, das allein ist der Maßstab für unsere Werthschätzung. Charakter (eigentlich Prägung) ist die bestimmte Art und Weise, wie sich ein Mensch in allen Lebenslagen bethätigt. Ein charakterloser Mensch wird mit Recht von allen verachtet und gefürchtet; denn man vermißt an ihm die Einheit, Gleichförmigkeit

und Konsequenz des Betragens, welche allein Vertrauen erwecken; weil es ihm sowohl an Grundsätzen, als auch an der Kraft fehlt, sie durchzuführen, wird er durch zufällige Einflüsse bald so, bald so bestimmt. Daher sagt Schiller: „Recht hat jeder eigene Charakter, der übereinstimmt mit sich selbst!“ Denn in gewisser Hinsicht flößt uns ein charaktervoller Bösewicht mehr Achtung ein als ein charakterloser Proteus, der in jedem Augenblick ein Bösewicht werden kann.

Es giebt gute und böse Charaktere; jene handeln konsequent nach sittlichen, diese nach unsittlichen Grundsätzen; jene unterwerfen sich freiwillig der erkannten Pflicht, diese folgen eigenwillig ihren selbstischen Trieben; jene betrachten ihr Leben als eine Aufgabe, die sie im Dienste der Menschheit gewissenhaft zu erfüllen haben, diese sehen es als eine süße Gewohnheit an, die sie möglichst genießen wollen. Horaz' schönes Wort: „Carpe diem!“ fassen sie entgegengesetzt auf: der Gute nützt den Tag zu selbstloser Leistung, der Böse zu selbstischem Genuß.*)

---

2. Aber woher diese Verschiedenheit der Charaktere? Niemand wird als Bösewicht oder als Heiliger geboren, so wenig wie als ein Gelehrter, Künstler u. dgl. Goethe sagt: „Die Geschichte des Menschen ist sein Charakter“, und gewiß bietet uns die Entwickelung eines Menschen einen tiefen Einblick in sein Wesen. Denn was Etwas ist, begreift man ja in Natur und Geschichte am besten dadurch, daß man untersucht, wie es ward. Ob Jemand ein optimistischer, menschenfreundlicher, harmonisch gebildeter Mensch oder das Gegentheil ist, wird zum

*) Im 2. Kapitel haben wir beide Standpunkte ausführlich geschildert. Vgl. hier Smiles, Der Charakter. Aus dem Englischen. Leipzig, J. J. Weber 1884. Ferner meine „Ethik“ S. 249. Ebda. 1881.

großen Theil von seinen Erfahrungen, seiner Erziehung, seinen Umgange und seiner Beschäftigung abhängen. Aber doch nur zum Theil; denn der andre, ebenso wichtige Faktor ist seine Individualität, d. h. die ihm angeborne Eigenthümlichkeit. Diese ist die Voraussetzung alles Späteren, die Grundlage, auf welcher das Gebäude des Charakters durch Erziehung und Selbsterziehung aufgeführt werden muß; sie ist das eigentliche Wesen eines Menschen, das durch das ganze Leben wohl vielfach modifizirt, ja veredelt, aber nie völlig umgestaltet werden kann. So besteht also der Charakter des Menschen aus zwei Seiten: einer natürlichen und einer erworbenen; jene wird uns angeboren, diese bilden wir uns selbst; jene ist das Werk fremder Einflüsse, diese unsrer freien Selbstbestimmung.

---

3. Zunächst ist Jeder von uns ein Typus der menschlichen Gattung, daher mit allen den Merkmalen ausgestattet, welche wir im 3. Kapitel als dem Menschen eigenthümlich erkannten. Darin liegt eine Fülle erhebender Gedanken: „Daß wir Menschen nur sind, der Gedanke beuge das Haupt Dir; doch daß Menschen wir sind, hebe Dich freudig empor!“ (Herder.) Denn so schwach und hinfällig wir in physischer Hinsicht sind, so kühn, gewaltig, herrlich ist unser Geist; und so elend und schlecht wir werden können, so fähig sind wir doch auch, das Schönste, Beste zu empfinden, ja hervorzubringen, und weil wir es können, sollen wir es auch. Jede Anlage zum Guten, Wahren und Schönen, welche wir als Menschen in unsrer Natur vorfinden, haben wir als eine Aufgabe zu betrachten, deren Realisirung uns obliegt. Andrerseits müssen wir in dieser allgemeinen Menschennatur zugleich die Schranke erkennen, die Niemand ungestraft überschreitet. Das Natürliche ist im letzten Grunde auch das

Beste. Wie die große Natur um uns her sich nichts mit Gewalt abzwingen, sondern sich nur von dem beherrschen läßt, der ihr gehorcht, d. h. ihre ewigen Gesetze beobachtet, so sind wir auch in unserm eignen physischen und geistigen Leben an die Gesetze unsres Wesens gebunden. Folgen wir ihnen mit Einsicht und Bescheidenheit, so können wir das Höchste leisten; versuchen wir Etwas wider die Natur, so helfen uns die kühnsten Wünsche nichts, wir fallen ohnmächtig, wie Ikarus, aus den luftigen Regionen herunter! Antonius der Einsiedler floh aus dieser argen Welt in die Wüste, um dort ein Heiliger zu werden: aber er vergaß, daß ihm seine Triebe ebendahin folgten; die Jungfrau von Orleans glaubte nur dadurch ihrer hohen patriotischen Aufgabe würdig zu sein, daß sie die Liebe vermied, ja verhöhnte: aber gerade dadurch fiel sie, und nicht nur durch die Liebe zu Dunois oder La Hire, sondern zum verhaßten Feinde; Faust bot dem Mephistopheles die Wette an, er würde nie zu einem Augenblicke sagen: verweile doch, du bist so schön — und gleich darauf wird er zu einem galanten Abenteurer, der alle seine idealen Ziele, seinen Drang, die Wahrheit zu erforschen, vergißt!

Diese allgemeine Menschennatur wird nun mannigfach näher bestimmt durch die Umgebung, in welcher wir geboren sind: Klima, Bodenbeschaffenheit, Race, Vaterland und Familie, Ort und Zeit beeinflussen unser Wesen. Der Norddeutsche ist anders geartet als der Süddeutsche, beide anders als der Franzose, alle drei unterscheiden sich als Indogermanen von den Semiten, als Europäer vom Asiaten, als Kinder der Neuzeit sind sie wieder vom alten Germanen, resp. Gallier verschieden, und die modernen Menschen des 19. Jahrhunderts weichen von denen des 18. und 17. wieder mannigfach ab. Außer diesen Einflüssen, denen wir

mit Millionen andern unterworfen sind, hat jeder seine ganz besondere Eigenart erhalten; denn er ist ja der Endpunkt einer unabsehbaren Ahnenreihe, deren Glieder auch schon Individuen waren, wodurch sich also der allgemeine Menschentypus fort und fort spezialisirt hat. Daher ist jeder von uns ein geradezu einzigartiges Wesen, wie es bisher noch nie da war und nach uns niemals existiren wird; denn in jedem Individuum sind die menschlichen Gaben, die Körper- und Geisteskräfte sowohl an sich als auch in ihrem Verhältniß zu einander ganz verschieden. Dieser Gedanke erfüllt uns mit Bewunderung, aber auch mit Stolz. Denn wenn wir alle ganz eigenthümliche Individuen sind, so folgt daraus, daß jeder seine selbständige, wenn auch kleine Mission in der Welt hat und auf jeden in Gottes großem Haushalte gerechnet wird! Treffend vergleicht Lafontaine die Menschheit mit einem fruchtbaren Regen: jeder von uns ist ein Wassertröpfchen; nicht ein einzelner Tropfen, wie groß er auch sein mag, macht das Feld fruchtbar, aber jeder, auch der kleinste, trägt dazu bei! Jeder Mensch hat seine Rolle im Weltendrama, die er ihrem Charakter gemäß durchführen muß; jeder ist ein Glied an dem ungeheuren Organismus der Schöpfung, ein Centrum des Kosmos, in dessen Herzen alle Strahlen der Welt auf eigenthümliche Weise zusammenschießen. Jeder ist, wie Leibniz es ausdrückt, eine Monade, in der sich das ganze Universum eigenartig spiegelt!

---

4. Diese Individualität des Einzelnen tritt uns zunächst in seinem Körper entgegen: Größe, Gestalt, Haltung, Gang, Gesicht, Geberden, Sprache — alles ist an ihm ganz eigenthümlich. Soviel Gemeinsames er auch mit Eltern und Geschwistern haben

mag, er bleibt doch ein Unicum. Jeder von uns hat im Ganzen denselben Körper, dessen Bau wir im 5. Kapitel gezeichnet haben, und doch giebt es nicht zwei Menschen, in denen alle einzelnen Organe gleich groß und stark und zu derselben Harmonie zusammengefügt wären. Daher hat jeder Mensch seine Konstitution sorgsam zu studieren, damit er die allgemeinen Regeln über Wohnung, Kleidung, Ernährung, Bewegung u. s. f. zweckmäßig individualisire, denn: wenn auch zwei dasselbe thun, ist es doch nicht dasselbe. Das Ideal von einem Menschen wäre die vollständige Harmonie aller leiblichen und geistigen Kräfte, aber wo ist ein solches zu finden? Nicht einmal in leiblicher Hinsicht möchte es jemals existiren können, geschweige in geistiger. Stets wird eins der drei physiologischen Systeme: das Ernährungs-, Muskel- oder Nervensystem vorwiegen. Menschen, bei denen das erste besonders stark entwickelt ist, interessiren sich am meisten für Essen und Trinken; Leute mit vorwiegendem Muskelsystem sind besonders zu körperlicher Thätigkeit (Turnen, Tanz, Jagd, Krieg, Handwerk) aufgelegt; diejenigen endlich, deren Nervensystem sehr kräftig ist, haben für ideale Bestrebungen Sinn und Befähigung. Man kann die drei Klassen auch als vegetative, aktive und intuitive Menschen bezeichnen. Natürlich finden sich oft zwei Systeme stärker entwickelt als das dritte. Ist das Nervensystem schwächer als die beiden andern, so haben wir Praktiker: Landleute, Handwerker, Kaufleute; tritt das erste, das vegetative System, zurück, so stellen sich Aerzte, Juristen, Diplomaten, Krieger, Prediger und Lehrer dar; ist endlich das Muskelsystem schwächer als die beiden andern, so werden wir Menschen erblicken, welche das Leben genießen, sei es sinnlich, als Lebemänner, sei es geistig als Künstler, Dichter, Philosophen.

Hiermit hängt das sogenannte Temperament zusammen,

welches wieder bei jedem Menschen eigenthümlich ist. Hippokrates von Kos († 377 vor Chr.) stellte, gemäß seinem Wahne von den vier Hauptsäften des Körpers: Blut, Galle, schwarze Galle und Schleim, vier Temperamente auf: das sanguinische, cholerische, melancholische und phlegmatische. Der Arzt und Dichter Haller († 1777) erklärte die Verschiedenheit der Temperamente aus der Stärke und Reizbarkeit der Muskelfasern, der Empfindlichkeit der Nerven und dem Verhältnisse beider.*) Soviel aber ist jedem Nachdenkenden sogleich klar, daß kein Mensch eins jener vier reinlich abgesondert hat, sondern vermöge seiner Abstammung von einem Elternpaar stets eine Mischung von allen Temperamenten haben muß. Immerhin aber wird auf Grund der Reizbarkeit des Nervensystems oder der Aktivität der Muskeln oder der Kraft vegetativer Entwickelung das eine oder das andre vorherrschen. Im ganzen wird man die Menschen immer wieder unter die bekannten 4 Haupttemperamente gruppiren können. Es giebt Sanguiniker, mit großer, aber schnell wechselnder Reizbarkeit, lebhaft und schnell im Vorstellen, Fühlen und Handeln, aber ohne Konsequenz, heiter, gesellig und gutmüthig, aber launisch und unzuverlässig, z. B. Weislingen, Leicester, Egmont. — Die Phlegmatiker hingegen haben geringe, doch nachhaltige Reizempfänglichkeit; langsam zum Denken, Reden und Thun, werden sie schwer für etwas interessirt, halten aber dann desto zäher an ihren Ansichten und Absichten fest. Beispiele dafür sind: Oranien, Buttler, Daun. — Die Konstitution der Choleriker ist stark, fest und feurig; bei nachhal-

*) Vgl. H. Lotze, Mikrokosmos II., 351. Henle, Anthropologische Vorträge S. 118. Kirchner, Psychologie S. 239. Erdmann, Psychologische Briefe. 6. Aufl. 1882. S. 236.

tiger Reizbarkeit und energischem Thätigkeitstriebe sind sie zu gleichmäßiger Ausbildung von Denken, Fühlen und Wollen fähig. Beispiele: Moses, Cäsar, Muhammed. — Bei den *Melancholikern* herrscht dagegen das Nervensystem vor. Intensiv reizbar, aber in sich gekehrt, ziehen sie sich in ihr Inneres zurück, schwelgen in tiefen Gedanken und traurigen Gefühlen, wie Tasso, Lenau und Novalis. — Aber wie gesagt, bei den meisten Menschen finden sich mindestens zwei von den oben skizzirten Formen vermischt, so waren Luther, Schiller und Friedrich II. melancholisch-choleriſch; Shakespeare, Leibniz, Goethe sanguinisch-choleriſch. Jedes Temperament hat seine eigenen Vorzüge und Nachtheile, jedes bietet der sittlichen Entwickelung andre Förderungen und Hindernisse. So vortheilhaft das sanguinische für das kindliche Lebensalter ist, welches dadurch harmlos, heiter und lebhaft wird, so hinderlich ist es der spätern intellektuellen und moralischen Durchbildung. Die große Schnelligkeit in dem Wechsel der Vorstellungen hindert die Befestigung des Erworbenen und die scharfe Begrenzung der Begriffe. Die Reizbarkeit im Fühlen und die Beweglichkeit seiner Interessen führt den Sanguiniker zur Unstetigkeit im Handeln, zur Gesinnungslosigkeit und Launenhaftigkeit. Er wird daher stets den Eindruck eines altgewordenen Kindes machen, denn wir vermissen bei aller Liebenswürdigkeit, was uns am meistem am Menschen interessirt, den Charakter.

Dem Jünglingsalter steht das melancholische, oder besser *sentimentale* Temperament wohl an, das in einer Geneigtheit, Stimmungen nachzuhängen, hervortritt. Während das Kind mit uninteressirter Willigkeit sich das Mannigfaltigste aneignet, sind Jüngling und Jungfrau wähliger in Bezug auf die Eindrücke; ihnen erscheint fade und werthlos, worauf nicht „die schwanke

Leiter der Gefühle" fußen kann; mit feinem Instinkt faſſen ſie alles Rhythmiſche, Gefühlsſelige, Aeſthetiſche auf; zu eigentlicher Arbeit weniger aufgelegt als zu phantaſtiſcher Schwärmerei, verſuchen ſie ſich in künſtleriſchem Schaffen, im Entwerfen von Luftſchlöſſern und werden oft von „Weltſchmerz" befallen, weil die rauhe Wirklichkeit ſich ihren unpraktiſchen Idealen nicht fügen will. — Dem Mannesalter entſpricht das choleriſche Temperament, welches durch einen geſetzten Verſtand, feſten Willen und mäßige Reizbarkeit charakteriſirt wird. Es iſt das vorzugsweis praktiſche, denn es hat klare Ziele, die es konſequent, oft eigenſinnig und rückſichtslos verfolgt. Aber während das ſentimentale Temperament für ſich den Menſchen zum Raube ſeiner Stimmungen macht, darf es doch nicht ganz vermißt werden, ſoll nicht die Bildung des Menſchen völlig ins Stocken gerathen. Denn ohne die ſanguiniſche Erregbarkeit, ohne die ſentimentale Empfänglichkeit für alles Menſchliche wird man leicht engherzig, beſchränkt und äußerlich. — Das phlegmatiſche Temperament pflegt meiſtens fälſchlich mit Trägheit, Leere des Gemüths und Schlaffheit des Willens verwechſelt zu werden. Aber die Schwerfälligkeit im Handeln, welche aus langſamerem Vorſtellungsverlauf und ruhigerem Fühlen entſpringt, iſt dem Greiſenalter ganz angemeſſen. Ja, die mit dieſem Naturell verbundene Gemüthsruhe ſcheint uns Allen beneidenswerth; und ſie iſt es, wenn ſie aus ſittlicher Selbſterziehung entſpringt; wenn der Menſch durch nichts übermäßig aufgeregt iſt, weil er Alles erfahren hat, wenn ihn keine leidenſchaftliche Theilnahme für Etwas, keine momentane Stimmung, kein eigenſinniges Streben über das ſchöne Maß harmoniſcher Bethätigung hinausführt.

Das leuchtet hiernach Jedem ein, daß alle vier Temperamente, wenn ſie allein oder nur mit einem verbunden auftreten,

eine Einseitigkeit sind, und daß nur derjenige Mensch Aussicht auf Glück und Erfolg hat, bei dem sich alle vier in harmonischem Gleichgewicht finden. Das sind jene seltenen, aber beneidenswerthen Menschen, die mit harmloser, immer verjüngter Empfänglichkeit Großes und Kleines umfassen; deren Gefühle zart und tief, aber nicht leidenschaftlich sind; die mit ruhiger Gleichmäßigkeit ihrem eignen Ziele zustreben, ohne Andre zu verachten oder sie rücksichtslos von sich zu stoßen; deren Naturell mit einem Worte gesund, weil allseitig entwickelt, ist. Das sind Menschen, die zwar in der Geschichte selten oder nie eine Rolle spielen, aber wie Verkörperungen des Ideals bewundert und geliebt durchs Leben gehen, z. B. Sokrates, Johannes, Fiesole, Rafael, Mozart und Goethe.

---

5. Ein fernerer Unterschied der Individuen entspringt aus dem Verhältniß, in welchem die drei Geistessysteme: Denken, Fühlen und Wollen zu einander stehen.

Herrschen die Begierden über die Gefühle und diese über das Denken, so haben wir selbstsüchtige und brutale Individuen. Beherrschen die Begierden das Denken und dieses die Gefühle, so haben wir Menschen, deren Dichten und Trachten einzig durch die niederen Triebe geleitet wird. Sind dagegen Gefühl und Denken gleich stark, aber unter der Herrschaft der Begierden, so wird die Selbstsucht des Individuums wenigstens bisweilen durch edlere Regungen eingeschränkt.

Wenn die Gefühle mächtiger sind als die Begierden, diese aber mächtiger als das Denken, so ist der Mensch edler Gefühle fähig, wird aber durch Selbstsucht verhindert, ihnen stets zu folgen. Sind die Gefühle größer als das Denken und dieses größer als die Begierden, so haben wir Gemüthsmenschen, die

an vorhandenen Ansichten, Sitten und Autoritäten zäh festhalten. Ueberwiegen endlich die Gefühle über ein gleich starkes Denken und Wollen, so ergeben sich Fanatiker.

Menschen, bei denen das Denken stärker als das Trieb-leben, dies aber stärker als die Gefühle ist, pflegen raffinirt selbstsüchtig zu sein; ihnen erscheint jedes Mittel zum Zweck erlaubt. Ist dagegen das Denken am stärksten, die Triebe am schwächsten, so haben wir jene intellektuell-moralischen Menschen, welchen die Wahrheit am höchsten steht. Diejenigen wiederum, bei denen ein gleich starkes Gefühl und Triebleben vom Denken übertroffen wird, sind ruhige, nüchterne Theoretiker, die sich um die Außenwelt wenig bekümmern.

Endlich kann auch das Denken hinter einem gleich starken Trieb- und Gefühlsleben zurückstehen — dies ist bei den leicht-sinnigen, aber gutmüthigen Genußmenschen der Fall; herrscht gleich entwickeltes Wollen und Denken über die Gefühle, so haben wir intelligente kalte Naturen voller Ehrgeiz und Konsequenz; diejenigen endlich, bei denen Gefühl und Denken gleich stark, das Triebleben aber schwach ist, sind jene großherzigen Theoretiker, denen das Wohl der Menschheit mehr am Herzen liegt als ihr eignes. —

Diese Mannigfaltigkeit der Individuen, wird natürlich noch viel komplizirter durch die große Verschiedenheit der von den Eltern ererbten Talente und Neigungen. Am klarsten tritt dies bei ausgesprochenen Talenten, besonders künstlerischen, hervor; aber auch die Vererbung spekulativer, technischer, mathematischer Anlagen ist nicht selten; vor allem sehen die Eltern mit Ueber-raschung häufig ihre eignen Fehler und Gewohnheiten in diesem oder jenem Kinde, so oder so gemischt, wiederkehren.

6. Einer der wichtigsten Bestimmungsgründe für die Individualität ist endlich das Geschlecht. Mann und Weib ist nicht nur leiblich, sondern auch geistig verschieden.

Der männliche Körper ist größer, schwerer, fester, eckiger und knochiger als der weibliche. Haut, Sehnen, Muskeln sind beim Manne derber und straffer; das Gesicht ist im Verhältniß zum Kopfe größer, seine Züge markirter. Augen- und Nasenöffnung haben mehr Umfang, die Nase mehr Breite und Länge, die Schultern mehr Stärke und Breite. Im Innern überwiegen die festen Theile die flüssigen. Das Blut hat mehr Faserstoff, mehr Eisen- und Salztheile, es geht zwar langsamer, schlägt aber stärkere Wellen und ist mehr arteriell. Da Lunge, Kehlkopf und Luftröhre kräftiger sind, athmet der Mann energischer; die Ernährung geht langsamer, aber intensiver vor sich. Vorder- und Hinterhaupt sind entwickelter, der Kopf im Ganzen breiter und runder, die Stirne höher. Das Gewicht des männlichen Gehirns beträgt durchschnittlich 1424 gr, das des weiblichen 1273 gr. — Der weibliche Körper ist zarter, feiner, wellenförmiger, die Glieder haben gerundetere Umrisse. Das Zell- und Fettgewebe ist stärker entwickelt, das Gesicht kürzer und runder, Nase und Mund kleiner, das Kinn rundlicher, die Schultern schmaler und herabgesenkt. Das Blut enthält mehr Eiweiß und Wasser, der Puls geht schneller und weicher, Verdauung, Blut- und Lymphbildung ist beschleunigt. Die Bewegung der dünneren und weicheren Muskeln geschieht mit mehr Grazie. Die Sinnesempfindungen des Weibes sind feiner, seine Nerven reizbarer; weil der mittlere und hintere Teil des Kopfes mehr entwickelt ist, erscheint der Kopf länger und schmäler als beim Manne.

Entsprechend dieser physischen Verschiedenheit ist die geistige.

Beim Manne herrscht Denken und Thun vor, er ist selbständig, aktiv, energisch. Auf die Welt richtet sich seine Thätigkeit; er fühlt sich stark genug, die Verhältnisse zu formen und nach seinen eignen Wünschen umzugestalten. Das Weib dagegen fühlt sich gebunden und fügt sich daher mehr den Ueberlieferungen, Verhältnissen, Sitten und Gebräuchen. Dafür besitzt es aber viel mehr passive Widerstandskraft; denn seine leiblichen Bedürfnisse sind geringer, es ißt, trinkt und athmet weniger, kann Entbehrungen, Mühseligkeiten und Schmerzen, wenn sie langsam anwachsen, länger ertragen. Dieselbe Anbequemungsfähigkeit zeigt sich in allen Lebenslagen. Während beim Manne sich die Spuren seiner Jugenderziehung kaum je verwischen, findet sich die Frau leicht in neue Lebenszustände, ungewohnten Rang und veränderte Glücksgüter. Der Mann erträgt selbst die Unterbrechung hergebrachter Ordnung, den Mangel auf die Stunde bestimmter Leistungen und Bedürfnisse schwerer. Dies kommt zum Theil daher, daß sich beim Weibe ein Gemisch sanguinischer Lebhaftigkeit und sentimentaler Warmherzigkeit findet, welches ihm über viele Unannehmlichkeiten hinweghilft.

Im Allgemeinen scheint uns die geistige Begabung beider Geschlechter dieselbe, nur daß ihr Interesse sie zu verschiedenen Beschäftigungen führt. Es giebt nichts, was ein weiblicher Verstand, besonders wenn er ebenso wie der männliche geschult wird, nicht einsehen könnte, aber sehr Vieles, wofür sich Frauen nie interessiren werden. Der Mann geht aufs Allgemeine, das Weib aufs Ganze. Jener liebt die Analyse der Erscheinungen, diesem ist sie verhaßt; er fragt nach allgemeinen Gesetzen, Prinzipien und Regeln, sie dagegen interessirt sich für Individuen. Der Mann will, daß der Gerechtigkeit Genüge geschehe, dem Weibe steht die Billigkeit höher. Er wird durch

Grundsätze, sie durch Takt geleitet. Alle männlichen Bestrebungen beruhen auf einer tiefen Verehrung des Allgemeinen; selbst sein Stolz und seine Ehrsucht sind nicht befriedigt durch grundlose Gewährung, sondern durch Anerkennung allgemein geachteter Vorzüge; das Weib dagegen will als ein schönes, geschlossenes Ganzes nur nach sich selbst beurtheilt, nur um seiner eigenthümlichen Vorzüge willen geliebt sein. Der Mann verlangt Achtung, das Weib Liebe. Er strebt nach Wahrheit, sie nach Schönheit. Er versteht unter Form die Gesetzlichkeit, sie die Sitte. Der Frauen Natur ist ebenso unjuristisch als unlogisch; so bereit sie zu jedem Opfer für Geliebte sind, so wenig achten sie die Gesetze des Rechts, der Logik und der Wissenschaft. Dinge zu unternehmen, deren Erfolg nicht abzusehen ist, widerstrebt dem Manne nicht, wenn es sich dabei um die Durchführung eines allgemeinen Prinzips handelt: das Weib bedarf der anschaulichen Ausmalung des endlichen Erfolges. Daher fehlt ihm auch meistens der Begriff der Pflicht; denn für alle Gegensätze hofft es einen Ausgleich, für alle Verwickelungen eine Lösung, für alle zerstreuten Anfänge eine abrundende Sammlung. Das Eigenthum ist für den Mann nur eine Summe verwendbarer Mittel, das Weib dagegen hängt an jedem Stücke als an einem unantastbaren Heiligthum. Auch den Begriff der Wahrheit verstehen sie anders: Den Frauen ist Alles wahr, was sich irgendwie bedeutend in das Ganze ihrer Welt einfügt; den Männern nur, was sich als objektiv bedeutsam vor der Vernunft legitimirt. Die Frau neigt daher zum Schein, nicht nur bei dem, was sie hat, sondern auch was sie thut; wissenschaftliche Bestrebungen flößen ihr nie Interesse, höchstens Achtung ein. Von den Wissenschaften wird das Weib keine selbständig treiben, d. h. durch Forschung fördern, denn sein Geist ist nicht produktiv, nicht ein-

mal in der Kunst; und auch reproduktiv beschäftigt es sich nur mit demjenigen, was nicht blos den Verstand anregt (wie Logik, Mathematik, Politik, Statistik), sondern auch das Herz, also besonders Litteratur, Kunstgeschichte, Kulturgeschichte, Ethik und Religion. Augenblickliche Eindrücke, Gefühle, Sympathie und Antipathie bestimmen sein Handeln mehr als Grundsätze. Es urtheilt schneller und oft sichrer, als der reflektirende Mann. Das Weib ist im Allgemeinen furchtsam, liebevoll, hingebend, geduldig, demüthig, sittsam, taktvoll; aber auch unbeständig, listig, eitel und gefallsüchtig. Seine Welt ist die Familie, deren höchste Güter: Sitte und Liebe, es erwirbt und erhält. Der Mann dagegen ist bestimmt, gerade, thatkräftig, verschwiegen, kühn, kritisch, scharf- und tiefsinnig, aber oft auch rücksichtslos, selbstsüchtig, unbesonnen und ungerecht. Er ist stärker im Denken und Wollen, das Weib im Glauben und Hoffen. „Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte" (Goethe); den Mann treibt Leidenschaft, die Frau Leidenschaften, jenen ein Strom, diese die Winde; er lebt für die Zukunft, sie in der Gegenwart; der Mann liebt den Begriff, das Weib die Erscheinung, er begeistert sich für Sachen, z. B. Wahrheiten, sittliche Güter, sie für Personen. — Doch dieses Thema ist unerschöpflich, wir müssen es bei den wenigen Bemerkungen bewenden lassen.

Soviel aber haben wir gesehen, daß jeder Mensch seine ganz eigenthümliche Individualität hat, die er schon mit auf die Welt bringt. Sie zu bilden, d. h. leiblich und geistig herauszugestalten, ist seine sittliche Lebensaufgabe. Schiller sagt darüber treffend:

„Gleich sei Keiner dem Andern, doch gleich sei jeder dem Höchsten.
„Wie das zu machen? — Es sei Jeder vollendet in sich!"

Vierzehntes Kapitel.

Sittlichkeit.

1. Sobald der Menſch ſich ſeiner ſelbſt bewußt wird, findet er ſich als eine mannigfach beſtimmte, geſchloſſene Individualität vor, wie wir im vorigen Kapitel gezeigt haben. Die Selbſterziehung vermag ihn daher weder vollſtändig umzugeſtalten noch aus allen Menſchen daſſelbe zu machen. „Was im Menſchen nicht iſt, kommt auch nicht aus ihm; der Eine hat die, der Andre andere Gaben“ (Goethe). So vergeblich es wäre, aus einem unbegabten Knaben einen Gelehrten oder aus einem unmuſikaliſchen Mädchen eine Klaviervirtuoſin machen zu wollen, ſo eitel wäre das Bemühen, den angebornen Charakter eines Menſchen gänzlich umzugeſtalten.

Trotzdem brauchen wir nicht an unſrer moraliſchen Selbſterziehung zu verzagen. Erreicht doch auch auf phyſiſchem, intellektuellem und äſthetiſchem Gebiet raſtloſes Bemühen faſt ebenſo viel als Begabung. Demoſthenes ſchien zu nichts weniger beanlagt, als zu einem Redner: ſeine Zunge ſtieß an, er konnte das R nicht ordentlich ausſprechen, zuckte unmotivirt mit einer

Schulter, kurz, wurde beim ersten Auftreten ausgepfiffen — und doch ist er der größte Redner des Alterthums geworden. Wie mancher Knabe, den seine Lehrer und Mitschüler für dumm und faul gehalten haben, ist später zu ihrer Verwunderung ein berühmter Gelehrter geworden, weil ihn entweder des Lebens Noth zwang zu arbeiten und dadurch seine Anlagen auszubilden, oder weil er erst im Jünglingsalter zum richtigen Studium angeleitet wurde. — Auf keinem Gebiete hängt aber jeder Erfolg mehr von uns allein ab, als auf dem moralischen. Ob Jemand etwas Tüchtiges lernt, ob er ein sichrer Schwimmer, Fechter, Schütze wird, ob er ästhetischen Geschmack erlangt: alles dies wird hauptsächlich von seinen Eltern und Lehrern abhängen, wenn natürlich er selbst durch Aufmerksamkeit, Fleiß, Uebung u. s. w. auch das Seinige dazu thut. Auf dem moralischen Gebiet aber heißt es im vollsten Sinne: Selbst ist der Mann! denn hier muß doch der Mensch selbst das Gute erst kennen und vom Schlechten unterscheiden lernen, er muß es mit seinem Gemüthe, seinem Herzen herbeisehnen, er muß sich muthig dafür entscheiden und es endlich, was das meiste, geduldig und kräftig, allen Versuchungen, Hindernissen und Mißerfolgen zum Trotz, verfolgen.

---

2. Das Ziel unsres sittlichen Strebens haben wir schon im 2. Kapitel geschildert. Der Zweck des Daseins ist für den Menschen weder Sinnengenuß noch Selbstpeinigung, weder selbstsüchtiges Streben nach Macht, Reichthum und Ehre, noch freudlose Pflichterfüllung oder weltverachtende Resignation, sondern freudige Selbstbethätigung, welche dem Nächsten dienend, den Menschen selbst beglückt.

Darauf weist uns auch unsre moralische Anlage hin.

Diese tritt uns zunächst entgegen als Gewissen, d. h. als das Bewußtsein der Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit uns selbst. Kein Thier hat Gewissen. In jedes Menschen Brust aber regt sich eine leise, doch sehr vernehmbare Stimme, welche ihn von schlechten Handlungen abmahnt, ihn, während er sie etwa doch thut, beunruhigt und ihn nach der That unnachsichtlich straft. Freilich, das Gewissen ist uns, wie alle Anlagen, nur im Keime angeboren, es muß gepflegt werden, soll anders es nicht verkümmern; es kann auch irren, wie die Handlungsweise Einzelner, ja ganzer Völker beweist. Denn aus „Gewissenhaftigkeit" haben manche gemordet, geraubt, verrathen u. a.; aus Gewissenhaftigkeit haben Theologen und Juristen die Ketzer, Juden und Hexen gefoltert und verbrannt, haben manche Völker ihre Feinde verspeist, ihre Eltern todtgeschlagen, Kinder ausgesetzt u. s. f. Daher hat gerade der Gewissenhafte die Pflicht, sein Gewissen täglich mehr zu läutern, zu schärfen und zu verfeinern, damit sich aus ihm eine Art sittlicher Bildung entwickele. Denn das Gewissen ist instinktiv, diese deutlich; jenes ein Gefühl, diese eine Erkenntniß. Das Gewissen ist daher der Entwickelung ebenso bedürftig als fähig: je mehr Jemand das Gute erkennt, liebt und erstrebt, je häufiger er sich schwankend oder strauchelnd auf dem Pfade zur Tugend ertappt hat, desto gewissenhafter wird er, d. h. desto peinlicher in der Erfüllung seiner Pflicht, sodaß er dasjenige, was er früher ohne Weiteres gethan hat, jetzt ohne Scham nicht einmal denken kann; er macht sich eben jetzt aus vielem mehr ein Gewissen als früher. Aber wohl allen, deren Gewissen eng, deren Herz weit ist!

Unsre moralische Anlage beweist sich ferner in unsern Trieben, deren wir schon oben (S. 68) gedachten.*) Diese

*) Vgl. meine Psychologie S. 245. Leipzig 1883.

treiben uns instinktiv, d. h. mit unbewußter Zweckmäßigkeit, einem Bedürfniß zu; sie machen sich geltend durch ein Gefühl der Unlust, welches in dem Moment, wo ein Trieb befriedigt wird, verschwindet. Alle Triebe lassen sich eintheilen in selbstische und soziale. Jene sind Modifikationen des Selbsterhaltungstriebes, mögen sie auf die Förderung unsres geistigen oder leiblichen Ichs, mögen sie auf Sinnengenuß, Besitz, Schmuck, Vergnügen, Macht oder sonst Etwas gerichtet sein. Dieser egoistische Trieb, sich selbst zu erhalten, zu behaupten und zu fördern, ist zunächst wohlberechtigt, denn er ist die Voraussetzung alles Lebens und Strebens, die Grundlage unserer Individualität. Aber einseitig und ins Extrem verfolgt, artet die Selbstliebe in Selbstsucht aus; die sinnlichen Triebe verirren sich in Völlerei und Wollust; die Güter der Welt, die nur Mittel sein sollten, um dadurch Gutes zu schaffen, werden Selbstzweck und erfüllen den Menschen mit Hab-, Ehr- und Herrschsucht; anstatt sich als Glied am Organismus der Menschheit zu fühlen und zu bethätigen, macht er sich zu ihrem Centrum, ja verlangt, daß sich Alles nach ihm richte, ihm füge, ihm diene. So wird die Selbstliebe, wenn sie nicht gemäßigt wird, zur Wurzel alles Bösen. Zum Heile der Menschheit ist uns aber noch eine Art von Trieben ins Herz gelegt: die sozialen oder sympathetischen.*) Diese finden wir schon bei den höheren Thieren; manche von ihnen schließen sich, wenigstens zeitweise, enger zusammen, manche empfinden wenigstens für ihresgleichen Mitleid. Der Mensch aber wird durch seine ganze Entwickelung auf die Gemeinschaft geradezu hingewiesen. Denn eben jene egoistischen Triebe kann er absolut nicht befriedigen, wenn er nicht auf Andre Rücksicht

*) Vgl. hier meine Ethik S. 209. Leipzig, J. J. Weber. 1881.

nimmt. Wer geehrt und bewundert sein will, muß etwas leisten; wer reich werden möchte, muß arbeiten. Ja, versetzen wir uns in die Lage der ältesten Menschen: nackt und bloß, von wilden Thieren und feindlichen Elementen bedroht, mußten sie bald den Nutzen, ja die Nothwendigkeit gemeinsamer Unternehmungen erkennen. So wies Jagd, Tauschhandel und Krieg den Einzelnen an die Gemeinschaft, und die sozialen Tugenden fanden gerade am Egoismus die festeste Stütze. Dazu kommt als fernerer Hebel die langsame Entwickelung des Kindes. Während das Thier in wenig Wochen oder Monden ausgewachsen ist, entfaltet sich der Mensch erst in Jahren. Wie hülflos ist er bei seiner Geburt, dem Erfrieren und Verschmachten ausgesetzt! Er wäre verloren, wenn sich nicht Eltern (oder ältere Menschen) seiner annähmen. Bald merkt er denn auch, wie gut es diese mit ihm meinen; zu ihnen fühlt er sich aus Instinkt, Gewohnheit und Dankbarkeit hingezogen. Hat dann das Kind etwa noch Geschwister, so findet es in der Familie ein Vorbild des Lebens, ein Gebiet, auf welchem es Gelegenheit genug giebt, seinen Eigenwillen, Eigendünkel und Eigennutz zu brechen. In der Familie entwickelt sich dann allmählich auch die Liebe, d. h. die Freude am Wohlsein eines Andern. Eltern, Geschwister, Verwandte und Freunde des Hauses betrachtet das Kind mit Wohlwollen; ihnen erweist es gern kleine Gefälligkeiten und Dienste, bis sich unvermerkt jene herzliche Hingebung entwickelt, die auch zum schwersten Opfer bereit ist. Diese Liebe entspringt besonders aus drei Wurzeln: Erstens und vor allem aus der Polarität der Geschlechter. Mag Einer ein noch so großer Egoist sein, wenn er für eine Geliebte entbrennt, so möchte er ihr Alles, was er hat, ist und vermag, zu Füßen legen. Zweitens aus der Freundschaft, d. h. der innigen Verbindung Gleichgesinnter,

die denselben Beruf oder Lebenszweck haben. Mit dem Freunde theilt der Mensch gern Hab und Gut, Einfluß und Ehre. Endlich vermag das Vaterland und die Religion, also die politische und religiöse Gemeinschaft, uns mächtig über unser kleines Ich hinauszuheben. Die Liebe ist stärker als der Tod, das beweist die Mutter, die ihr Kindlein aus dem brennenden Hause rettet, der Freund, der für den Freund Gefangenschaft und Marter erduldet, der Krieger, der für sein Vaterland, der Märtyrer, der für seinen Glauben freudig den Tod erleidet! Die Liebe allein vernichtet die Selbstsucht, ja sie treibt uns zur Selbstaufopferung und macht uns das schwerste Opfer zum Hochgenuß!

Unsre moralische Anlage wird endlich vollendet durch die Freiheit des Willens. Während das Thier blind und toll zur Befriedigung seiner Triebe fortgerissen wird, besitzt der Mensch die Vernunft, welche ihm die verschiedenen Möglichkeiten zu handeln, ihre Mittel, Vortheile und Nachtheile vorführt. Nur kraft der Vernunft hat der Mensch die Wahl zwischen verschiedenen Dingen; und nur weil er sie hat, kann von Freiheit, ja von Willen überhaupt die Rede sein. Denn Wollen heißt mit Einsicht nach Etwas streben. Weder das Thier noch der Säugling will; denn zum Wollen gehört zunächst die Vorstellung eines Zieles, d. h. dessen, was man begehrt; sodann die Einsicht in die Mittel, d. h. der Zwischenglieder, die man durchlaufen muß, um zum Ziele zu gelangen; ferner die Stetigkeit des Strebens während dieses Weges dazu und endlich die oft wiederholte Entscheidung zwischen verschiedenen Möglichkeiten. Nehmen wir ein Beispiel: ein Knabe will Arzt werden. Da muß er sich zunächst klar machen, was ein Arzt für Aufgaben, Pflichten, Rechte, Freuden und Leiden hat; sodann welchen Weg er einzuschlagen hat, um dahin zu gelangen, nämlich das Gymnasium

und die Universität zu besuchen und mehrere Examina zu bestehen; darauf muß er diese Laufbahn einschlagen und manchen, manchen Tag die Lasten der Schule, die Arbeiten zu Hause, die Unannehmlichkeiten des anatomischen und klinischen Studiums, ja (wenn er arm ist) auch viele Entbehrungen, die Aufregung der Prüfungen u. s. w. ertragen. Wie oft steht er da vor wichtigen Entscheidungen, erfüllt von Qual der Wahl, ob er nicht doch lieber überhaupt einen leichteren Beruf vorziehen, ob er nicht heute lieber zu guten Freunden als in's Colleg gehen, ob er nicht sein Geld verjubeln als für Bücher ausgeben soll u. s. f. Aber wer wirklich will, der thut auch, was er will. Im Begriff des Wollens liegt, daß es wirke; unthätiges Streben ist blos Wünschen oder Begehren. Folgt dem Wollen nicht die That, so hat der Mensch entweder überhaupt nicht (recht) gewollt, oder äußere Hindernisse haben ihn daran verhindert und er hat es wenigstens versucht. Für das rechte Wollen giebt's daher kein „Wenn" und kein „Aber"; „ich will" ist gleich: „ich werde". Man kann, was man will, wenn man will, was man kann, d. h. wenn man energisch das als möglich Erkannte thut! —

Ist nun aber der menschliche Wille frei?*) Ohne Zweifel, wenn man den Begriff der Freiheit richtig auffaßt. Freiheit bedeutet im Allgemeinen die Macht, nach eignem Ermessen Etwas zu thun oder zu lassen. Sie ist also das Gegentheil des äußern Zwanges, mögen wir an politische, physische, kommerzielle oder geistige Freiheit denken. Der Freie kann gehen, wohin er will, der Gefangene ist gefesselt; Preßfreiheit ist die Möglichkeit, drucken zu lassen, was man will; Glaubensfreiheit, zu glauben,

*) Vgl. hier meine Schrift: „Ueber die Freiheit des Willens". Halle, Fricke 1874; meine „Ethik" S. 55 f., „Psychologie" S. 266 f.

was man für richtig hält u. s. w. Demgemäß besteht die Freiheit des Willens in dem Vermögen des Individuums, sich selbst zu bestimmen. Daraus folgt, daß beide Extreme gleich falsch sind: der Indeterminismus, welcher meint, wir könnten uns mit derselben Leichtigkeit für zwei entgegengesetzte Fälle bestimmen — denn das Individuum ist, wie Kap. 13 zeigte, schon von Geburt an irgendwie bestimmt; und der Determinismus, wonach der Mensch nur der willenlose Spielball äußerer Ursachen sei — denn diese sind unwirksam, wenn nicht unser Ich sie in seinen Willen aufnimmt und selbständig bejaht oder verneint.

Freilich die Freiheit bedarf, wie alle unsre Fähigkeiten, der Entwickelung! Im Kinde ist sie nur keimhaft vorhanden, erst das selbstbewußte Ich beginnt sie zu üben. Freiheit heißt also weder blind dem Naturtrieb folgen, wie das Thier; noch ohne vernünftigen Grund handeln, wie der Thor; noch willkürlich, gesetzlos machen, was man begehrt — nein Freiheit heißt sich selbst für das als gut Erkannte entscheiden. Sie ist also durchaus nicht das Gegentheil von Nothwendigkeit, sondern vielmehr die (objektive) Nothwendigkeit, sofern sie vom Subjekt erkannt und anerkannt wird. Gewußte und gewollte Nothwendigkeit ist Freiheit! Dies läßt sich am besten an den Stufen der Selbstbestimmung nachweisen. Das Kind wird fast instinktiv durch die einzelne Begierde bestimmt; erst der Erwachsene hat Einsicht genug, um die Nützlichkeit der Mittel gegen einander abzuwägen und zu überlegen, ob die Lust, die er etwa erreicht, auch alle die darauf verwandte Mühe (Unlust) aufwiegt oder ob sie nicht gar durch die vielleicht daraus entspringenden Folgen in Unlust verkehrt wird. Je mehr nun ein Mensch seine Vernunft walten läßt, desto selbständiger, freier ist er also. Die Vernunft aber zeigt ihm, daß er nicht dasjenige wählen dürfe, was ihm

angenehm, sondern was in diesem Falle nothwendig ist. Während das Kind nur sinnliche Interessen hat (Essen, Trinken, Schlafen, Spielen), hat der Erwachsene außerdem intellektuelle, ästhetische, politische, soziale und religiöse, welche natürlich oft mit einander in Konflikt gerathen. Ihn müssen wir aber, bevor wir handeln, beseitigen, sei's, daß wir ein Kompromiß zwischen ihnen herstellen oder uns für ein Interesse entscheiden. Der Leidenschaftliche freilich macht sich die Sache leicht: er opfert alles Andre seiner Begierde; der Besonnene aber hat einen schweren sittlichen Kampf zu bestehen, der desto komplizirter ist, je reicher der Mensch an Interessen, Phantasie und Lebenserfahrung ist. Beendet wird der Kampf durch den Entschluß, der stets das Resultat irgend eines Bestimmungsgrundes ist, mag er ein äußrer Zwang oder ein innres Motiv sein, nämlich die Ansicht, gerade diese Wahl werde uns mehr Lust bereiten als jede andre. Freilich, oft irrt man sich darin, oft wählt man das Schädliche, das zwar momentan Angenehme, später aber Nachtheilige. Je vernünftiger aber Jemand ist, desto öfter und leichter wird er das ihm wahrhaft Förderliche wählen. Dies aber ist stets das sittlich Nothwendige. Gewiß, das Sittliche gefällt meistens weder unsrer Sinnlichkeit, noch unsrer Selbstliebe; es bereitet uns weder Annehmlichkeit, noch Nutzen, oft ist es gar nicht „klug", gar nicht ästhetisch, sittlich zu handeln, aber es ist nothwendig! Daß Sokrates nicht entfloh, sondern den Giftbecher trank, war weder klug, noch bereitete es ihm Vergnügen oder Nutzen; auch war es kein ästhetisches Bild für seine Schüler; und doch, wer bewundert ihn nicht als einen Märtyrer der Sittlichkeit, als einen heroischen Charakter? In Ketten, verlassen von seinen Verwandten und Freunden, verfehmt als Staatsverbrecher und verhöhnt von seinen Feinden, war der atheniſche Weise frei, weil

er sich der sittlichen Nothwendigkeit mit Einsicht und Entschlossenheit unterwarf. Frei von jedem Zwange, von den Lockungen der Sinnlichkeit, den Motiven der Selbstsucht, that er, wozu seine Vernunft ihn bestimmte. Da nun die Vernunft im eminenten Sinne der Mensch selbst ist, so handelte Sokrates kraft eigenster Selbstbestimmung, also frei. Ebenso ist es mit jeder Sache, deren Nothwendigkeit wir erkennen und anerkennen. Nehmen wir ein Beispiel aus dem Alltagsleben. Ein Student kann thun und treiben, was ihm wohlgefällt; er steht auf, wenn es ihm paßt, er geht spazieren, besucht Freunde, macht Ausflüge u. dgl. m. Sobald er aber ins „Philisterium" eintritt und ein Amt, etwa als Lehrer, übernimmt, hört jenes ungebundene Leben auf: nun muß er früh aufstehen, pünktlich in der Schule und in der Klasse sein, hat das zu treiben, was der Lehrplan vorschreibt, hat manche lästige, doch nöthige Berufsarbeit zu thun u. s. f. So lange er dies Alles als äußern Zwang ansieht, fühlt er sich unglücklich und ist es auch, denn er ist unfrei; sobald er aber begreift, daß diese Selbstbeschränkung nothwendig ist, erhebt er sich darüber, fühlt sich glücklich und ist frei! Daher stimmen wir Rückert völlig bei, wenn er sagt: „Der Mensch kann, was er will, wenn er will, was er kann, ist wohl ein guter Spruch, doch gnügt er nicht dem Mann. Der Mensch kann, was er will, wenn er will, was er soll: in diesem ist das Maß der Mannestugend voll. Das ist der Zauberbann, womit du Alles stillst: Wolle nur, was du sollst, so kannst du, was du willst!" —

---

3. Es leuchtet ein, daß wahrhaft frei nur die sittliche Persönlichkeit, der moralische Charakter ist. Denn dieser allein handelt entschieden und konsequent nach sittlichen Grundsätzen,

während der charakterlose Mensch bald gut, bald böse, der schlechte Charakter aber stets böse handelt. Am verächtlichsten freilich sind jene, deren Charakter (d. h. Gepräge) eben die Charakterlosigkeit ist; sie kommen, wie Clavigo, Hamlet, Weislingen, aus Unklarheit und Unentschlossenheit zu keinem festen, selbstbewußten Handeln; Sklaven äußerer Umstände, schwanken sie hin und her, ohne zur Klarheit des Geistes, Festigkeit des Willens und zur Ruhe des Gemüths zu gelangen. — Unsittliche Charaktere, wie Napoleon I. und III., Carlos (im „Clavigo"), Richard III. und Marinelli (in „E. Galotti") imponiren doch wenigstens durch ihre Thatkraft und wirken insofern ästhetisch; aber sittliche Charaktere allein sind achtungswerth. Nur sie sind wahrhaft frei, weil sie nach vernünftigen, d. h. sittlichen Grundsätzen handeln. Nur sie bleiben von Zerfahrenheit im Begehren, Widersprüchen im Handeln und Zerrissenheit des Gemüthes verschont; sie sind, weil in Uebereinstimmung mit der Vernunftnothwendigkeit, widerspruchslos und daher in jeder Lebenslage zuverlässig. Sie allein sind wahrhaft gesund und glücklich.

Darauf aber kommt es uns hier, wo wir die Diätetik des Geistes, d. h. die Lehre von der geistigen Gesundheit, darstellen, am meisten an. Jeder nicht sittliche Charakter ist ungesund, denn Gesundheit beruht ja auf der harmonischen Bethätigung aller geistigen und leiblichen Kräfte (S. 82). Da nun der unsittliche Mensch einseitig seinen selbstischen Trieben folgt, so müssen sich ihm alle Perspektiven verschieben. Aber ist nicht schon jede Einseitigkeit ein ungesunder Zustand, und leidet nicht, wie wir im 13. Kapitel zeigten, jeder Mensch daran? Gewiß, und Sache der moralischen Selbsterziehung muß es deshalb sein, die Individualität zur sittlichen Persönlichkeit zu läutern. Jedes Temperament, sich selbst überlassen, wird zum Charakterfehler

(S. 334). Das Gemüth, d. h. die durch wiederholte Gefühlserregungen zuletzt bestimmte Form des Seelenlebens, bedarf strenger Zucht, soll es sich nicht durch allerlei Fehler übel bemerkbar machen. Hierher gehört sowohl die Launenhaftigkeit, welche auf die Eindrücke in unberechenbarer Weise reagirt, als auch die Sentimentalität, welche, anstatt zu denken und zu handeln, in unbestimmten Gefühlen schwelgt; ferner die Gutmüthigkeit, die uns leicht zur Schwäche verleitet, während eine gewisse Gefühllosigkeit oft die Folge mangelhaften Mitempfindens ist. Ungesund sind ferner alle Affekte, d. h. jene gewaltsamen Erschütterungen der Gemüthsruhe. Man sehe nur einen Menschen an, der durch Zorn, Wuth, Rache, Eifersucht, Haß oder dgl. aufgeregt wird; selbst sein physischer Organismus ist bis ins Mark erschüttert: die Augen rollen, krampfhaft ballt er die Fäuste, seine Gesichtszüge verzerren sich, die Brust hebt sich schnell und unregelmäßig — wie muß es erst in seiner Seele aussehen! Jeder Affekt durchläuft, wie alle Krankheiten, drei Stufen: Ausbruch, Krise und Heilung. Wohl sind die Temperamente in verschiedenem Grade den Affekten ausgesetzt, aber alle müssen stets auf der Hut sein, um durch Gewöhnung und Ueberlegung die wilden Gemüthsausbrüche zu hindern oder wenigstes bald zu bändigen.*)

Ebenso zeigen sich in unsrem Triebleben ungesunde Erscheinungen, wenn wir es nicht in sittliche Zucht nehmen. Alle Triebe, zeigten wir oben (S. 343) sind an sich berechtigt und gut. Aber einseitig verfolgt, bringen sie uns physisches und geistiges Verderben. Der berechtigte Trieb nach Nahrung artet

*) Vgl. hierzu Domrich, Die physischen Zustände. Jena 1849. Waitz, Psychologie. 1849. Nahlowski, Das Gefühlsleben. Leipzig 1862. M. Lazarus Leben der Seele. 3 Bde. 2. Aufl. 1876—82.

in Völlerei und Genußsucht aus, der Trieb nach Abwechselung in Unbeständigkeit, der Geschlechtstrieb in Ausschweifung, der Spieltrieb in Vergnügungssucht, der Trieb nach Besitz in Geiz und Habsucht u. s. w. Denn aus den Trieben entwickeln sich die Begierden, welche, sich selbst überlassen, wohl Ebbe und Fluth, aber keinen Stillstand haben. Vortrefflich sagt Walter Scott: „Sie werden erzeugt durch Kleinigkeiten, entflammt von der Phantasie und genährt vom Hauche der Hoffnung, bis sie endlich verzehren, was sie entzündet haben, und der Mensch mit seinen Hoffnungen, Leidenschaften und Wünschen zu einem verächtlichen Aschenhaufen zusammensinkt". In welchen ungesunden Zustand die Begierden den Menschen versetzen, sieht man aus der Fieberhaftigkeit des Wünschens, die sich oft bis zum Wahnsinn steigert; unberechenbar, wie jede Krankheit, wachsen sie oft durch Befriedigung ebenso wie durch Hinhaltung; gerade was schwer zu erreichen oder verboten ist, begehrt man am meisten.

Wird eine Begierde zur Gewohnheit, so entsteht daraus die Neigung; wird diese so stark, das sie unwiderstehlich wirkt, so nennen wir sie Hang. Gewohnheit, sagt Aristoteles, ist die zweite Natur, das hat Jeder schon an sich erfahren. Gewohnheitsmäßig stehen wir zu bestimmter Stunde auf, empfinden wir Hunger, Müdigkeit u. s. w. Durch Gewohnheit gewinnen wir alle technischen Fertigkeiten: Laufen, Schreiben, Turnen, Reiten, Schlittschuhlaufen u. s. w.; gewohnheitsmäßig gebrauchen wir gewisse Formeln des Grußes, der Unterhaltung und Korrespondenz; auf Gewohnheit beruht bei den meisten Menschen die tägliche Beschäftigung, ja — leider — auch ihre Moral und Religion. Freilich wollen wir auch die gute Seite, welche die Gewöhnung besonders für die Erziehung hat, nicht verkennen. Und wenn sich der Mensch an Elend, Armuth, Betteln, Schande und Krank-

heit, ja an die schlimmsten Laster gewöhnt, so ist es ein großer Trost, daß er sich auch manches wieder abgewöhnen kann, wenn er sich selbst in strenge Zucht nimmt. Aber die Neigung darf eben noch nicht zum Hange geworden sein. Denn da wird der Mensch völlig zum Sklaven seiner Leidenschaft, welche seine Einsicht verdunkelt, sein Gefühl verwirrt und den Willen einzig auf das Begehrte richtet. Wie sehr die geistige Gesundheit durch die Leidenschaften gestört wird, erkennt der Unbetheiligte schnell: Wie eine fixe Idee beherrscht den Menschen die Leidenschaft, taub gegen alle Vorstellungen der Vernunft, gegen die Warnungen des Gewissens, gegen die Bitten der Liebe, stürmt er auf sein Ziel los; er hat keinen Gedanken außer diesem, fortwährend grübelt er über Mittel und Wege, sein Ziel zu erreichen; kann er es nicht mit Gewalt, so brütet sein kranker Geist allerlei Listen aus. Sind schon die Affekte der Seele nicht förderlich, so wird sie von Leidenschaften geradezu zerstört. Denn Affekte gehen aus Gefühlen hervor und sind daher nur momentan; die Leidenschaften dagegen, die den Begierden entspringen, dauern. Jene sind dem Rausch vergleichbar, sie regen auf, verwirren und greifen mehr den Körper an; diese aber, chronischen Krankheiten gleich, untergraben den Charakter. Daher lehrt die Erfahrung: Je mehr Affekt, desto weniger Leidenschaft.

An den Leidenschaften tritt recht deutlich die Bedeutung der Individualität und die Nothwendigkeit der Selbsterziehung hervor. Denn jene ist die Voraussetzung für die Art und die Stärke unsrer Leidenschaften. Zunächst wird es wichtig sein, zu untersuchen, welche Triebe bei einem Menschen vorwiegen, ob die sinnlichen oder die geistigen, die selbstischen oder die sozialen. Ferner übt das Temperament Einfluß aus: so neigen kräftige Naturen, wie Peter I., zur wilden Grausamkeit, schwächliche, wie

Shylock, zu tückischer Rache; Choleriker zur Wuth, Sanguiniker zur Ausschweifung. Sodann bringt jedes Lebensalter eine gewisse Disposition zu besonderen Leidenschaften mit sich, so die Jugend zur Völlerei, das Mannesalter zur Ehr- und Herrschsucht, das Greisenalter zum Geiz. Selbstverständlich hängt es auch von unsrer Beschäftigung, unsrer Bildung ab, ob Lesewuth oder Händelsucht, Habgier oder Spielwuth, Leckerhaftigkeit, Sammelwuth oder dgl. uns beherrsche. Ferner werden die Leidenschaften durch die Phantasie sehr geweckt und gefördert. Ein phantasieloser Mensch wird sich nicht viel mit erstrebenswerthen Bildern beschäftigen und dadurch die Gluth der Begierden anfachen. Mit Recht nennt Plato die Leidenschaft ein Seelenfieber, Spinoza eine Verworrenheit des Geistes; Schiller sagt, sie mißhandelt die Lebenskraft und Goethe: „Große Leidenschaften sind Krankheiten ohne Hoffnung. Was sie heilen könnte, macht sie erst recht gefährlich!"

Gewiß, auch manches Große haben sie bewirkt, direkt und indirekt, für den Leidenschaftlichen selbst und für seine Umgebung. So hat der Ehrgeiz manche große, ja gute That hervorgerufen. Aber im ganzen ist das Unglück, die Unsittlichkeit und das Uebel, das dadurch in der Welt entsteht, ungeheuer. Wieviel Greuel, Morde und Selbstmorde sind dadurch bewirkt worden, wie viel Menschen, Familien, ja ganze Völker sind dadurch zu Grunde gegangen. Und wie elend wird dadurch der Mensch selbst: wenn die Leidenschaft ausgetobt hat, tritt physische und psychische Abspannung ein; dem furchtbaren Paroxysmus folgt Oede, Langeweile, Ekel, Reue, Verzweiflung und oft Wahnsinn.

Wie aber können wir die Leidenschaften bekämpfen oder besser verhüten?*) Das wirksamste Palliativ (Schutzmittel) ist eine

*) Vgl. Descartes, Von den Leidenschaften. 1649. Spinoza, Ethik III. IV. 1677. Kant, Anthropologie. 1798. Feuchtersleben, Ärztliche Seelenkunde. 1845. Smiles, Der Charakter. 1882.

ſtrenge, doch zugleich humane Erziehung, welche freilich nicht in unſrer Hand liegt, ſondern meiſt ſchon vollendet iſt, wenn wir urtheilsfähig werden. Wohl dem, den eine mäßige, ſittliche Jugend an Entbehrungen gewöhnt und in der Selbſtbeherrſchung geübt hat! Denn hier tritt ſo recht der Segen der Gewöhnung hervor. Ferner empfiehlt ſich, daß man, ſobald eine Begier ſich heftig regt, ſogleich auf der Hut iſt; principiis obsta; ein Schritt vom Wege reißt uns oft ins Verderben. Heute, nur heute laß dich nicht fangen, ſo biſt du für immer dem Netz entgangen! Der Augenblick entſcheidet ſo oft über unſre ganze Zukunft. — Sodann iſt ein treffliches Mittel die Arbeit. Wenn die Leidenſchaft ſich im Herzen regt, die Phantaſie uns verführeriſche Bilder des Unrechts vorgaukelt, die Gefühle in immer heftigere Wallung gerathen und den Willen mit ſich fortzureißen drohen — flugs beginne irgend eine ſchwere Arbeit, die Dich ganz in Anſpruch nimmt, und die Verſuchung wird vorübergehen. — Ferner meide die Einſamkeit! So förderlich ſie dem ſtillen Denken, Forſchen, Sinnen und Schaffen, ja auch der ſittlichen Sammlung und Selbſterkenntniß iſt, ſo nährt ſie doch auch die Leidenſchaften; der Einſame hängt ſeinen ſtillen Begierden nach, ſchwelgt in den verführeriſchen Bildern der Phantaſie, grübelt auf Mittel, ſie zu verwirklichen und facht den glimmenden Funken zu heller Gluth an. Antonius und tauſend Andre flohen in die Einöde, um der böſen Welt zu entgehen, aber der Satan verſuchte ſie dort erſt recht, denn ſie hatten, indem ſie alles hinter ſich ließen, doch ihr böſes Herz mit ſich genommen; in der Einſamkeit werden alle Verbrechen, alle Pläne des Ehrgeizes, der Rache, des Verrathes und Haſſes ausgebrütet.*) — Ein gutes Mittel,

*) Vgl. J. G. Zimmermann, Ueber die Einſamkeit. 1784.

die Leidenschaften zu bekämpfen, ist auch das Theater, wie oben (S. 307) angedeutet wurde; denn dort wird uns gleichsam ein Spiegel unsrer selbst vorgehalten, wodurch wir zur Selbstprüfung und Läuterung angehalten werden. — Noch wichtiger ist die Ausrüstung mit idealen Vorstellungen, die Beschäftigung mit Wissenschaft und Kunst, die praktische Betheiligung an großen, insbesondre patriotischen oder religiösen Unternehmungen. Große Interessen, sagt Rousseau, heilen die Kleinlichkeit der Leidenschaften. Darum haben wir im 10. bis 12. Kapitel so ausführlich das Wesen und den Umfang der Bildung betrachtet, weil wir überzeugt sind, daß sie ein höchst wichtiger Hebel der Sittlichkeit ist. Die Ideale des Guten, welche uns die Geschichte und Poesie vorführt, entflammen den empfänglichen Geist zur Nacheiferung; die Schönheit und Erhabenheit der Natur erfüllt ihn mit Ehrfurcht, die durch das Studium ihrer Gesetze nur noch erhöht wird; die mannigfachen Wissenschaften geben ihm die Ueberzeugung vom Vorhandensein einer überaus zweckmäßigen Weltordnung, welche früher oder später dem Guten stets zum Siege verhilft, weil sie auf der lebendigen Wechselwirkung aller Theile beruht; die Beschäftigung endlich mit der Kunst verfehlt nicht einen läuternden, veredelnden Einfluß auf unser Herz zu üben. Ein wahrhaft Gebildeter hat daher tausend Mittel, seine Triebe, Affekte, Begierden und Leidenschaften zu bändigen; sei's daß er ein gutes Buch zur Hand nimmt oder in Gottes Natur hinausgeht, sei's daß er Kunstwerke studirt oder nachahmt, Musik hört oder treibt; das Beste aber ist jedenfalls redliche Arbeit!

---

4. Zur sittlichen Bildung gehört aber nicht bloß, daß man seine Individualität von ihren angebornen Schlacken und

Schwächen möglichst befreit, sondern daß man auch mit Bewußtsein nach Vervollkommnung strebt; zu jener (negativen) Ausscheidung des Bösen muß die (positive) Aneignung des Guten treten. Dies setzt aber voraus, daß man sich erst klar macht, was eigentlich das Sittlich-Gute sei. Wenn wir auch leider häufig das Gute, das wir kennen, unterlassen und das Schlechte thun, obgleich wir wissen, daß es schlecht ist, so folgt doch aus diesem Widerspruch zwischen Wollen und Wissen keineswegs etwa die Ueberflüssigkeit moralischer Studien. Im Gegentheil, wer sich nicht ernst und eifrig mit ethischen Problemen beschäftigt hat, bleibt ein Routinier, ein oberflächlicher Praktikus, der vielleicht manchmal, geleitet durch Gewissen, Sitte und Erziehung, das Rechte trifft, oft aber, namentlich in heiklen Fällen, den Anforderungen des Lebens rathlos gegenüberstehen wird. Leider aber vernachlässigen die sogenannten Gebildeten kein Gebiet mehr als das ethische. Ihre Handlungsweise wird theils durch die Rücksicht auf's Strafgesetzbuch, theils durch die Reminiscenzen aus dem Katechismus beeinflußt, oder aber sie richten sich von Fall zu Fall nach ihrem eigenen Vortheil und suchen nur den Schein (das Decorum) zu wahren. Daß die letzte Art ganz selbstsüchtig und daher verwerflich ist, leuchtet Jedem ein (vgl. S. 33); aber zur begründeten Einsicht darüber wird man nur kommen, wenn man sich das Wesen des Sittlichguten klar macht. Dies fällt nämlich weder mit dem Recht noch mit der Religion zusammen.*)

Gewiß, die Sittlichkeit und das Recht bedürfen und beeinflussen einander, denn beide sind der Volkssitte entsprungen; aber während das Recht nur äußere, gesetzmäßige Handlungen herbei-

*) Vgl. meine „Ethik" S. 95 f. Leipzig, J. J. Weber. 1881.

führen, ja mit Gewalt erzwingen will, bringt die Moral auf eine der sittlichen Norm entsprechende Gesinnung; jenes sichert die Ordnung des Staates gegen grobe Verletzungen, diese das Wohl der Gesellschaft vor unbefugten Eingriffen. Gehorsam gegen das Rechtsgebot ist noch nicht Sittlichkeit, sondern nur, wenn man es um seiner selbst willen, aus Liebe zum Guten erfüllt. Setzen wir z. B. den Fall, Jemand habe von einem Bekannten eine Summe Geldes geliehen, ohne daß die Angehörigen des Gläubigers etwas davon wüßten. Sobald dieser stirbt, so braucht der Schuldner nach dem Gesetz das Geld nicht zurückzugeben, falls ihn Niemand dazu auffordert; die Moral aber wird ihn kategorisch dazu zwingen. Die Absicht, Jemand zu ermorden, ist, wenn kein Versuch vorliegt, straflos vorm Gesetz, vorm Gewissen aber Sünde; umgekehrt ist Ungehorsam gegen ein Gesetz des Staates strafbar, aber vor dem Tribunal der Sittlichkeit manchmal löblich, z. B. wenn man Gott mehr gehorcht als den Menschen (Apostelgesch. 5, 19). Das Recht darf seinen Vorschriften durch Versprechungen und Drohungen Nachdruck verleihen; wer aber Etwas aus Rücksicht auf Lohn oder Strafe thut, handelt unsittlich. Das Recht zeigt mir, was ich thun darf, die Ethik was ich thun soll; jenes ist die Grundlage für diese, aber diese wird den Menschen am besten zur Erfüllung von jenem befähigen.

Ebenso wenig sind Religion und Sittlichkeit dasselbe, obgleich uns beide zum Guten leiten, beide Offenbarungen Gottes sind. Eine Gleichsetzung dieser Gebiete kann beiden nur zum Nachtheil gereichen; denn entweder geht die Moral ganz in die Religion auf, und wir haben Schwärmerei, Mystizismus, Pietismus; oder die Religion in die Moral, und es ergiebt sich Rationalismus und Operatismus. Beide, Religion und Moral,

sollen untrennbar vereinigt sein, aber nicht vermischt werden. Ein wahrhaft Frommer wird ohne Zweifel auch moralisch sein, ein wahrhaft Moralischer auch religiös. Aber beide Gebiete sind doch verschieden. Denn die Religion wurzelt im Gefühl, die Moral im Willen; jene ist mehr innerlich, diese bethätigt sich nach außen. Jene ist die kräftigste Wurzel der Sittlichkeit, diese die schönste Krone der Religion. Ihre Verschiedenheit springt noch dadurch ins Auge, daß man häufig Leuten begegnet, deren Moral sehr fraglich ist, denen man aber Religiosität nicht absprechen kann, während Andre höchst moralisch sind, ohne, wie es scheint, religiöse Bedürfnisse zu haben.

---

5. Was eigentlich das Sittliche sei, leuchtet ein, wenn man es mit dem Nützlichen, dem Angenehmen und dem Schönen vergleicht. Alle vier Begriffe sind Unterarten des Guten, aber eben deshalb sehr verschieden.

Gut heißt im Allgemeinen das, was uns Lust, d. h. Steigerung unserer Selbstbethätigung giebt, entweder im Moment des Besitzes, oder in der Erinnerung daran oder in der Hoffnung darauf. So bereitet uns die Erinnerung, dies oder das genossen zu haben, ebenso Lust, wie die Hoffnung, es zu genießen, ja oft ist ein Genuß geringer in der Wirklichkeit als in der Erinnerung und Hoffnung. Angenehm nun ist dasjenige, was unsren Sinnen Lust bereitet und also ein sinnliches Wohlgefallen erweckt. Aber Jeder weiß, daß es häufig weder nützlich, noch sittlich, noch schön ist. Auch giebt es dafür keinen allgemeinen Maßstab — der Geschmack ist verschieden — und daher auch keine Verantwortlichkeit; ob mir dies oder jenes nicht schmeckt, dafür kann ich nichts.

Verwandt mit dem Angenehmen ist einerseits das Schöne, andrerseits das Nützliche. Jenes, insofern es auch den Sinnen Lust bereitet, dies, sofern das sinnlich Angenehme oft dem Körper nützlich ist. Aber beide Begriffe sind auch wieder davon verschieden. Das Schöne bereitet zwar den (höheren) Sinnen Wohlgefallen, aber nur weil eine Idee in angemessener Form verkörpert ist (S. 289). Unser Wohlgefallen am Schönen läßt sich ferner an gewissen Gesetzen kontrolliren; auch ist es nicht praktisch, sondern intuitiv und interesselos. Das Schöne gefällt um seiner selbst willen, nicht weil es nützt! — Nützlich dagegen heißt Alles, was uns irgendwie brauchbar erscheint, mag es selbst unangenehm, unschön, ja unsittlich sein. Diese Medizin ist gut, weil sie nützt, obgleich sie abscheulich schmeckt; jenes Kameel ist gut, so häßlich es auch sein mag; das ist ein gutes Gift, welches sicher tödtet, mag auch seine Anwendung noch so unsittlich sein. Alles Nützlichgute hat daher nur subjektiven Werth: was mir nützt, schadet oft einem Andern, ja was ich heute brauchen kann, verwerfe ich vielleicht morgen als unbrauchbar.

Das Sittliche nennen wir gut, weil es uns zunächst ein intellektuelles Wohlgefallen erregt, denn es entspricht einer Norm; ferner weil es die Forderungen unseres eignen Gewissens befriedigt. Wir haben also ein Interesse daran, daß sittliche Thaten geschehen, ja wir legen ihnen einen absoluten und bleibenden Werth bei, während das Angenehme und Nützliche, ja auch das Schöne immer der subjektiven und vorübergehenden Werthschätzung unterliegt. Daraus folgt sodann, daß wir nicht blos die Handlung, sondern auch den Thäter schätzen, während der Besitzer eines schönen, nützlichen oder angenehmen Objekts uns ganz gleichgültig sein kann; im Gegentheil, wir beneiden ihn oft. Dem Sittlich-Guten zollen wir (wenn auch nur innerlich) Ehr-

furcht, mag es selbst unschön, uns unangenehm oder nachtheilig sein. Es ist nur erreichbar durch vernünftiges Wollen, während wir uns dem Schönen und Angenehmen gegenüber passiv verhalten. Denn zwar sind alle Wesen, auch die unbeseelten, insofern *gut*, als sie mehr oder weniger dem Ganzen dienen. Der Mensch allein aber soll gut im sittlichen Sinne werden, d. h. den ihm selbst zu Grunde liegenden Zweck begreifen, als seine Lebensaufgabe anerkennen und zu realisiren suchen. Während also gut im allgemeinen Alles ist, was seiner Idee entspricht — ein guter Pfirsich, ein gutes Bild, eine gute Elektrisirmaschine —, so ist sittlich-gut derjenige, der mit Bewußtsein und Freiheit seinen Lebenszweck erfüllt. Dieser aber kann, da der Mensch nicht das All, sondern nur ein Theil desselben ist, kein andrer sein, als sich demselben als lebendiges Glied einzuordnen (vergl. S. 329).

Das Sittliche, so verschieden es, wie gezeigt, vom Angenehmen, Schönen und Nützlichen ist, schließt doch, richtig verstanden, diese Begriffe zugleich in sich. Denn jede sittliche That ist für Thäter und Zuschauer angenehm; sie nützt dem Einzelnen und der Gesellschaft und erweckt ein ästhetisches Wohlgefallen, weil sie die Vernunft zur Darstellung bringt. Welche Schönheit rührt den Beobachter mehr als die Harmonie einer Persönlichkeit, welcher die Pflicht zur zweiten Natur geworden ist? Das Sittliche bereitet ferner die höchste Lust, mag es uns auch unangenehm, ja schmerzlich sein. Denn da wir uns, wenn wir es thun, mit Vernunft und Gewissen in Uebereinstimmung befinden, so fühlen wir uns glücklich, mögen uns auch die Menschen verkennen, schmähen und verfolgen. Daraus erklärt es sich auch, warum die Märtyrer so freudig Spott und Hohn, Schmerz und Tod ertragen haben und es noch heute jedem eine Art von

Wonne bereitet, ungerecht zu leiden. Das Sittliche ist ferner das Vernünftige, weil es der Naturnothwendigkeit entspricht; nur wer ihr sich unterwirft, handelt gut. Unsern Trieben dürfen wir folgen, aber nur in dem Maße, wie es die Natur uns erlaubt, und so, daß wir die sinnlichen Triebe den geistigen unterordnen; unsere Gefühle sollen wir kultiviren, sie verfeinern und vertiefen, aber sie dürfen nicht unnatürlich verzärtelt werden; unser Erkennen darf alle Geheimnisse der Natur und Geschichte zu durchdringen versuchen, aber es muß vor allem im Zusammenhang mit Fühlen und Wollen bleiben und das Einzelwesen in seiner Abhängigkeit vom Ganzen erfassen; wir dürfen unsern Willen energisch bethätigen, aber nur in dem Maße und in der Richtung, die uns als Vernunftwesen gebühren.

So sehen wir also, daß die Sittlichkeit die wahre Gesundheit des Menschengeistes ist.

---

6. Nachdem wir so das Wesen des Sittlichen kurz geschildert haben, wollen wir zeigen, wie sich diese theoretische Einsicht praktisch verwerthen läßt. Natürlich fehlt uns hier der Raum, alle sittlichen Pflichten, Güter und Tugenden durchzugehen, wir verweisen daher auf die Ethik.*)

Das Sittliche ist, wie gezeigt, die bewußte und freiwillige Erfüllung unsrer Lebensaufgabe; diese aber besteht darin, daß wir uns als lebendige Glieder am Organismus des Weltganzen,

---

*) Vgl. Kant, Kritik der praktischen Vernunft. 1788. J. J. Baumann, Handbuch der Moral. Leipzig 1879. J. Frauenstädt, Das sittliche Leben. 1866. Leop. Schefer, Laienbrevier. Berlin 1855 und meine Ethik. Leipzig 1881.

als gute Bürger im Reiche Gottes bethätigen. Daraus folgt, daß wir zunächst uns selbst möglichst vervollkommnen, um so dem Ganzen zu nützen. Wir haben uns daher immer als Individuum und als Gattungswesen zugleich zu fühlen; wir haben uns selbst leiblich und geistig harmonisch auszugestalten, ohne dadurch Andre auf dem Wege zu demselben Ziele zu hemmen; wir haben endlich jeden Genuß, jedes Gut, jedes Verhältniß nur als ein Mittel zur Erreichung des höchsten Gutes, der Sittlichkeit, zu betrachten. Vernünftige Selbstbethätigung heißt Charakter. Dieser hat sich nicht nur als Einzelwesen, sondern auch der Gattung gegenüber zu bethätigen, und zwar beidemal sowohl organisirend (wollend), als auch symbolisirend (d. h. fühlend und denkend). Daraus ergeben sich folgende Tugenden der sittlichen Persönlichkeit: als Individuum zeigt sie Energie des Willens, Weisheit der Gesinnung; der Gesammtheit gegenüber beweist ihr Wille Gerechtigkeit, ihr Gefühl Liebe.

Jede dieser vier Cardinaltugenden hat wiederum eine positive und eine negative Seite: die Energie tritt als Mäßigkeit und Beharrlichkeit auf, die Weisheit als Besonnenheit und Muth; die Gerechtigkeit umfaßt Ehrlichkeit und Billigkeit, die Liebe Wohlwollen und Selbstverleugnung.

Die Energie ist eine so wesentliche Eigenschaft des Charakters, daß sie oft mit ihm verwechselt wird. Ohne Selbstbethätigung giebt es in der That keine Tugend, ja nicht einmal Leben; Energie gehört zu jeder noch so kleinen Arbeit, mag sie körperlich oder geistig sein. Negativ erscheint sie als Mäßigkeit, positiv als Beharrlichkeit. Unsere Triebe wollen befriedigt sein, blind streben sie auf den Genuß zu, der uns oft leiblich schadet, moralisch verdirbt. Da gilt es die Begier zu zähmen; nicht vernichten oder ausrotten sollen wir sie, sondern de:

Vernunft energisch unterwerfen. Essen und Trinken, Ruhe und Erholung sollen nie Selbstzweck, sondern nur Mittel zur Aufrechterhaltung eines dem Geiste dienstwilligen Leibes sein. „Maß zu halten ist gut," sagte schon Kleobulos, einer der sieben Weisen. Dasselbe ergab sich uns als das Grundgesetz leiblicher und geistiger Diät. — Den Weltfreuden gegenüber bethätigt sich die Mäßigkeit als Genügsamkeit. Gesellige Vergnügungen, Lustbarkeiten, Theater, Kunstgenüsse u. s. w., Besitz, Ehre, Macht, Einfluß dürfen nie um ihrer selbst willen, sondern nur als „sittliche Güter" erstrebt werden, d. h. als Mittel uns als Persönlichkeit zu vervollkommnen, um uns dadurch zum Dienste der Gesellschaft tauglicher zu machen. Insbesondere aber zeigt sich die Mäßigkeit als Keuschheit, (d. h. Reinheit) in Gesinnung, Worten und Werken. Hier ist ein Gebiet, wo sich besonders die sittliche Energie bewähren muß. Denn die Phantasie, aufgeregt durch verführerische Bilder, Kunstwerke und Romane, spiegelt uns leicht Gestalten und Situationen vor, welche den Spiegel der Seele trüben. Ein sittlicher Mensch wird dagegen tapfer ankämpfen; er wird Bücher, in denen anstößige Dinge vorkommen, nicht lesen, Theaterstücke ähnlichen Inhalts nicht besuchen; zweideutige Gespräche weder anhören noch gar selbst führen. Es giebt nichts Köstlicheres als ein unschuldiges, sittsames Gemüth; aus ihm sprießen von selbst alle andern Tugenden hervor; es breitet einen Hauch rosiger Gesundheit, lieblichster Anmuth über die ganze Persönlichkeit. Keuschheit des Herzens giebt dem Jüngling, der Jungfrau die süßeste Beruhigung, göttlichen Frieden und selige Hoheit. Daher die Anschauung des Alterthums und des Mittelalters, daß der jungfräuliche Stand Gott wohlgefällig, daß eine reine Jungfrau der schönsten, schwersten That fähig, daß sie allein würdig sei, die „Mutter Gottes" zu werden; daher finden wir bei Griechen, Römern und Deutschen Jungfrauen als Priesterinnen. —

Die positive Bethätigung der Energie ist die Beharrlichkeit, welche uns treibt, uns selbst zu behaupten gegenüber den Gefahren, Leiden, Hindernissen und Versuchungen des Lebens. Diese moralische Selbsterhaltung wird uns ebenso vor Selbstmord, wie vor Feigheit, Schwäche, Ungeduld und Verzweiflung bewahren. Solche sittliche Energie unterwirft zunächst den Körper mit allen seinen Trieben dem Geiste, er richtet ferner diesen auf ideale Ziele und unterwirft die Neigungen, Affekte und Leidenschaften, ja selbst die Gefühle einer straffen Disciplin. Das schwächliche Wort: „Ich kann nicht" wird vom Energischen aus seinem Wörterbuche gestrichen; er kennt nur die Parole: „Ich will, weil ich soll!" Dadurch erhält sein ganzes Wesen eine stolze Ruhe und imponirende Sicherheit, die aber weit entfernt ist von eitler Selbstgefälligkeit. Im Gegentheil, weil er beharrlich der Vollkommenheit nachjagt, wird er immer strenger gegen sich selbst, immer peinlicher in der Pflichterfüllung, sodaß er, je mehr er leistet, sich desto weniger genügt. Aber wie jede Kraft, wächst auch die sittliche durch Übung: immer größere Aufgaben gelingen ihm, immer leichter entscheidet er sich fürs Gute, bis er schließlich zur Selbstbeherrschung gelangt, die sich den Lockungen gegenüber als Seelengröße, im Leiden als Seelenstärke beweist. Ein Haupthebel für die Beharrlichkeit ist die Begeisterung für das Gute und die Guten, der Glaube an den Sieg der Wahrheit und des Rechtes, die Bewunderung Aller, die dafür mit Leib und Leben eingetreten sind. „Begeisterung ist Hochgenuß, Vollgenuß, Allgenuß unseres Daseins," sagt Dräseke. Wohl dem, der sich für Personen und Sachen begeistert; ohne den Schwung der Begeisterung wird er nichts Großes leisten. „Arbeit und Begeisterung," sagt Goethe, „sind die Fittige zu großen Thaten." Wohl, gewissenhafte, stille Arbeit

bringt den Menschen auch vorwärts, aber alle bedeutenden Leistungen auf physischem, geistigem, ästhetischem und sittlich-religiösem Gebiete sind durch die Begeisterung hervorgebracht worden. Der Rath des Horaz, nichts zu bewundern (nil admirari), ist ganz verwerflich. Denn die Bewunderung tugendhafter oder in irgend einem Fache tüchtiger Menschen erhebt uns über uns selbst, erfüllt die Brust mit Idealen und erweckt in uns die Sehnsucht ihnen nachzueifern. „Ein edles Beispiel macht die schwersten Thaten leicht!" Goethe. —

Die Weisheit aber diene dem Handeln als Leuchte; denn Denken und Thun gehören so eng im geistigen Leben zusammen, wie Ein- und Ausathmen. Unbedingte Thätigkeit, welcher Art sie auch sei, macht schließlich bankerott! Die Weisheit ist die Einsicht in den wahren Werth der Dinge, Verhältnisse und Menschen; negativ heißt sie Besonnenheit, positiv Klugheit. — Jene lehrt uns, daß wir auf Natur und Menschen nicht einwirken können, wenn wir sie nicht so nehmen wie sie sind. Nur scharfe Auffassung der beide Gebiete (den Makro- und den Mikrokosmos) bewegenden Gesetze wird uns die rechten Mittel zu sittlichen Zwecken an die Hand geben. Wie manches gute Werk mißlingt, weil es unbesonnen angefangen oder ausgeführt wurde. Die Besonnenheit soll sich im Urtheilen, Beschließen und Handeln zeigen. Bedächten wir stets, daß der Andre, mit dem wir grade unzufrieden sind, gewiß seine Gründe gehabt haben wird, so oder so zu handeln, so wären wir langsamer zum Verurtheilen, langsamer zum Zorn! Wie manches harte, thörichte, leichtsinnige Wort bliebe ungesprochen, wären die Menschen besonnener. Gar mancher ist durch Unbesonnenheit zum Verräther, ja zum Verbrecher geworden. — Die beste Schutzwehr dagegen ist die Klugheit (im sittlichen Sinne), d. h. die Einsicht in das Wesen

der Dinge. Dazu gehört vor allem Wahrhaftigkeit, besonders uns selbst gegenüber. Ohne Selbsterkenntniß kann man die Selbstbesserung weder beginnen noch darin fortschreiten. „Erkenne dich selbst!“ mahnte das Orakel zu Delphi, Selbsterkenntniß ist der Anfang der Weisheit. Aber die meisten Menschen studiren wohl Wissenschaften und Künste, Verhältnisse und auch andere Menschen, aber ihr eigenes Herz bleibt ihnen ein unbekanntes Land. Ja, sie scheuen sich wohl gar, Einkehr bei sich selbst zu halten. Cato dagegen beschloß keinen Tag, ohne zu überlegen, ob er vorwärts oder zurückgekommen wäre; Titus hielt den Tag für verloren, an dem er nicht eine gute That zu verzeichnen hätte; Franklin prüfte sich peinlich und versuchte jede Woche einen andern Fehler zu bekämpfen; Goethe hat zeitlebens mit redlichem Eifer an sich selbst gearbeitet, wie seine Gedichte und Tagebücher beweisen, und Schiller meinte, es wäre von höchstem Nutzen, täglich eine Stunde zur Prüfung unserer Kräfte, Schwächen und Neigungen zu verwenden. Gewiß, Niemand, sei er noch so brav, wird bei solcher Selbstprüfung nicht Beschämung und den innigsten Wunsch empfinden, sich zu bessern. — Eine andere Seite der Wahrhaftigkeit ist die energische Liebe zur Wahrheit. Diese bethätigen wir nicht nur dadurch, daß wir allen eitlen Schein, alle feige Verstellung in Wort und Werk verabscheuen, sondern auch der Wahrheit überall, soviel auf uns ankommt, zu ihrem Recht verhelfen, in der Theorie wie in der Praxis. Wohl dem, auf welchen Clarendons Wort über Falkland paßt: „Er war ein so eifriger Verehrer der Wahrheit, daß er sich eine Verstellung ebenso wenig erlaubt hätte, als einen Diebstahl!“ Das ist ja das Zeichen einer sittlichen Persönlichkeit, sich selbst treu zu sein, also alle Unlauterkeit selbst in Gedanken und Gefühlen zu meiden. Nur so gelangt man zu einer Ueberzeugung. Der Wahrheit,

wo sie ihm entgegentritt, wird er sich beugen; hat er bisher irgend eine Ansicht gehabt, die er für richtig hielt, so wird er sie ändern, sobald er erkennt, daß sie falsch ist. Jeder sollte mit Aristoteles sagen: „Lieb ist mir Sokrates, aber lieber ist mir die Wahrheit!“ —

Dies führt uns auf die sozialen Tugenden Gerechtigkeit und Liebe, welche, wie oben (S. 343) gezeigt, dem sympathetischen Triebe entspringen. Andern gegenüber zeigt sich die Wahrhaftigkeit als Gerechtigkeit, d. h. als Anerkennung fremder Rechte, und zwar negativ als Ehrlichkeit, positiv als Billigkeit.

Die Ehrlichkeit bethätigt sich zwar zunächst in den Fragen um Mein und Dein, aber ebenso auch in der ehrlichen Anerkennung des Nächsten als einer Persönlichkeit, deren Leben, Ehre, bürgerliche Stellung wir als sein köstliches Eigenthum zu respektiren haben. Die Gerechtigkeit nöthigt uns zwar, das Gute zu loben, das Schlechte zu tadeln, aber sie verpflichtet uns auch, alle irgendwie dabei in Frage kommenden Verhältnisse zu berücksichtigen. Oft wird das Wort gelten: „Tout comprendre c'est tout pardonner“. — Freilich die Wahrheit darf nicht darunter leiden, denn sie ist eine Grundsäule der menschlichen Gesellschaft. So wenig Du von Andern belogen und betrogen sein willst, so sehr bist Du verpflichtet, Dich ihnen in Wort und Schrift, Mienen und Geberden wahrhaft zu beweisen. Die Lüge zeugt stets von Schwäche, Feigheit und Niederträchtigkeit; sie zerstört das natürliche Vertrauen zwischen Mensch und Mensch, beleidigt und schädigt den Belogenen und bereitet dem Lügner selbst nur Verlegenheit und, falls sie entdeckt wird, Schande. Wer möchte wohl seinen Vater, seinen Freund, seine Braut belügen? Niemand, der sie wahrhaft liebt daher be-

lügen die Menschen nur denjenigen, welchen sie fürchten, hassen oder verachten. Während wir die Wahrheit unbedingt überall da zu sagen haben, wo wir entweder freiwillig etwas mittheilen (als Erzähler, Lehrer, Schriftsteller) oder Andre von uns verlangen dürfen, Wahres zu hören (Richter, Vorgesetzte, Verwandte, Freunde): so sind wir nicht dazu verpflichtet Unmündigen, Kranken, Räubern und Feinden gegenüber. Sagen wir ihnen nicht die Wahrheit, so ist das keine Lüge („Nothlüge"), sondern eine Hintansetzung der Wahrheit hinter ein in diesem Falle wichtigeres andres Gut.

Noch höher als die Ehrlichkeit steht die Billigkeit oder Humanität, welche jedes Wesen so behandelt, wie es behandelt sein möchte. Ein sittlicher Mensch wird also weder Naturdinge muthwillig verletzen und zerstören, noch Thiere unnütz quälen; vor allem aber wird er jeden Menschen als eine ihm gleichberechtigte Individualität behandeln. Daraus folgt, daß er Dienstboten und Lohnarbeiter nicht als Zugvieh höherer Ordnung ansieht, sondern als Menschen, denen ein härteres Loos zutheil geworden ist, als ihm selbst; daß er Armen und Bedrängten beispringt, nicht aus Eitelkeit oder gar Selbstsucht, um sich dadurch Lohn zu verdienen, sondern aus Pflichtgefühl, denn es ist billig, daß Jeder nach Kräften der allgemeinen Noth steuere. Die Achtung vor der fremden Persönlichkeit treibt uns ferner zur Toleranz; nicht aus Gleichgültigkeit, Schwäche und Feigheit, sondern aus Gerechtigkeit werden wir fremde Ueberzeugungen, Gefühle und Eigenthümlichkeiten achten, wenn sie nur nicht unsittlich sind. Jede Ansicht ist berechtigt, die nicht die allein wahre sein will!

Die Humanität leitet endlich zur schönsten Tugend über, zur Liebe, d. h. zum Wohlgefallen am Wohlsein eines Andern.

Ihre negative Seite heißt Sympathie, ihre positive Selbstverleugnung. Auf jene haben wir schon oben (S. 343) hingewiesen als auf das glückliche Gegengewicht der Selbstliebe. Ihre erste Aeußerung ist das Mitgefühl, welches dem leidenden Mitmenschen als Mitleid, dem glücklichen als Mitfreude naht.*) Letztere wird uns natürlich viel schwerer, denn da gilt es erst den Neid, der sich regt, niederzukämpfen. Die Sympathie treibt uns aber auch zu Thaten der Barmherzigkeit; wir können den leidenden Mitmenschen nicht in Noth, Elend und Verzweiflung sehen; wir fühlen im innersten Busen den Drang, ihm herauszuhelfen. Doch die geistige und sittliche Noth ist oft viel schmerzlicher als die physische, und wie leicht können wir ihr manchmal abhelfen! Ein Wort der Warnung hat schon manchen in der Stunde der Versuchung gerettet, eine freundliche, aber ernste Mahnung auf den Weg der Tugend zurückgeführt. — Freilich, es kostet Selbstverleugnung, wenn man Anderen nützen will. Man darf nicht träge, feig und selbstsüchtig sein; aber wahre Liebe hebt uns auch über alle diese Schwächen leicht hinweg. Liebe fragt nicht lange, ob sie durch diese oder jene Gutthat sich Dank verdient, ob die Leute sie dafür loben oder tadeln werden, ob sie sich selbst auch nicht dadurch Nachtheil und Verlegenheit bereitet — sie thut das Gute, weil sie muß, sie opfert sich selbst, weil sie nicht anders kann. So ist für sie, was wir als das Höchste hinstellten (S. 349), das Gute zur Nothwendigkeit geworden. Aber nirgends erweist sich so wie hier die Wahrheit des Satzes, daß die Tugend ihr eigner Lohn sei. Denn wer ist glücklicher, der Liebende, der sich selbst ver-

*) Für die verschiedenen Ausdrücke vgl. mein „Wörterbuch der philos. Grundbegriffe." G. Weiß. Heidelberg 1886.

leugnet, oder der, für den das Opfer gebracht wird? Wer hat größere Seligkeit, der Wohlthäter oder der Empfänger? Der Märtyrer, der für eine große Sache leidet und stirbt, oder der selbstsüchtige Feigling, der sie verleugnet? Aber wir brauchen gar nicht an die heroischen Thaten eines Leonidas, Sokrates, Huß, Luther u. s. w. zu denken — das Alltagsleben bietet Gelegenheit genug, unsre Selbstverleugnung zu üben. Als Kind den Eltern und Geschwistern, als Jüngling und Jungfrau den Freunden gegenüber, als Erwachsene im Berufe, in der Ehe, im öffentlichen Leben, fort und fort gilt's den Eigenwillen zu brechen, die Triebe zu bändigen, die Gefühle zu veredeln: „Mensch sein, heißt ein Kämpfer sein!" (Goethe).

Wer so von Stufe zu Stufe sich der Vollkommenheit nähert, gestaltet dadurch seine Individualität zur sittlichen Persönlichkeit, oder, wie Schiller es nennt, zur „schönen Seele". In ihr harmoniren Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung; mit einer Leichtigkeit, als ob nur der Instinkt aus ihr handelte, übt sie der Menschheit schwerste Pflichten; da ihr Denken, Fühlen und Wollen in schönster Harmonie stehen und nicht bloß ihre Einzelhandlungen sittlich sind, sondern ihr ganzer Charakter, so vereinigt ihre Erscheinung stets Anmuth und Würde!

Fünfzehntes Kapitel.

Religiosität.

1. Wir würden eine wesentliche Seite unsres Geistes unerörtert lassen, wenn wir nicht noch die Religiosität ins Auge faßten. Denn außer den Ideen des Wahren, Schönen und Guten, deren Wesen und Erscheinnng wir in Kapitel 7—12 behandelt haben, begeistert uns die Idee des Absoluten. Wie das unendliche Meer, das unergründliche Himmelsgewölbe, das zahllose Sternenheer unsre Phantasie lebhaft beschäftigt, so übt der Gedanke der zeitlichen und räumlichen Unendlichkeit eine fast unwiderstehliche Anziehung auf uns aus. Dazu kommt, daß unser Geist infolge seiner Organisation (7. Kapitel) zu den Fragen gedrängt wird: Woher ist eigentlich dieser gewaltige Kosmos? Was ist sein Wesen? Was erhält ihn? Hat er einen Zweck? Wozu bin ich auf der Welt? u. s. w. Diese und ähnliche Fragen, welche sich jeder denkende Mensch einmal aufwirft, beantwortet die Metaphysik und (in populärer Weise) die Religion: beide suchen Wesen, Grund und Ziel der Welt einheitlich zu erklären; beide forschen nach den Kräften, welche in Natur und Geschichte, im Leben des Einzelnen wie der ganzen Menschheit sich bethätigen; beide kommen

zuletzt auf die Annahme einer Alles tragenden Vernunft, welche wir Gott nennen.

---

2. Leider aber giebt es heute nicht wenige, welche die Religion verachten, sich als „Freigeister" geberden und ein „Leben ohne Gott" anpreisen. Sie betrachten den Glauben als einen überwundenen Standpunkt, als Ammenmärchen oder Pfaffengeschwätz und pochen wohl darauf, daß, da man Gott weder durch das Teleskop, noch durch das Mikroskop finden könne, überhaupt kein Raum mehr für ihn auf der Welt sei. Das sind jene Materialisten, deren Weltanschauung wir oben (S. 27) kritisirt haben. — Aber sie verwechseln zunächst Religion und Kirchenlehre. Daraus, daß manches kirchliche Dogma gegenüber unserer logischen, psychologischen, historischen und naturwissenschaftlichen Einsicht unhaltbar erscheint, folgt keineswegs, daß es die Religion überhaupt ist. Denn Religion und Wissenschaft sind zwei, wenn auch nicht völlig geschiedene, so doch ganz verschiedene Gebiete. Jene wurzelt zunächst im Gefühl, diese im Verstande. Die Religion liebt Wunder, Weissagung, Mysterien, mit einem Wort das Uebernatürliche, welches alles von der Wissenschaft gerade besonders bekämpft wird. Der Glaube stützt sich auf subjektive Gründe, das Wissen auf objektive (S. 165). — Aber gerade weil sie so verschieden sind, können sie nicht nur ruhig mit einander existiren, sondern sogar einen schönen Bund zusammen eingehen. Wenn wir hören, daß manche Aussagen der Bibel von der modernen Wissenschaft widerlegt sind — und sie sind es in der That! — so brauchen wir darum nicht an jener irre zu werden; denn die Bibel will ja nur die religiös-sittliche Grundlage des Christenthums sein, nicht aber ein physikalisches, historisches oder geographisches Lehrbuch! Als ob

Homer, Virgil, Ossian, Shakespeare u. s. w. deshalb verächtlich würden, weil sie von Göttern, Nixen, Zauberern u. dgl. reden! Und wenn sich alle Religionen rühmen, von Gott „geoffenbart" zu sein, ist dieser Ausdruck, wenn man ihn richtig versteht, nicht vollständig wahr! Sprechen wir doch auch von einem „Dichter von Gottes Gnaden", vom „göttlichen Sänger der Ilias"; und sind nicht alle großen Leistungen auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiete Offenbarungen Gottes? Ohne Zweifel; denn zunächst offenbaren, d. h. enthüllen auch sie uns das Göttliche; sodann haben sie. mit der religiösen Offenbarung das gemein, daß sie auch nicht jedem Menschen, sondern nur den auserwählten zu Theil werden, und auch diesen nicht jederzeit, sondern nur in besondren Stunden der Begeisterung, d. h. wenn der (göttliche) Geist über sie kommt. — Was ferner die Wunder betrifft, so wird die Wissenschaft diesen Begriff ebenso wenig verwerfen, wenn man darunter nur nicht „willkürliche Eingriffe Gottes in den Naturzusammenhang" versteht. Davon kann freilich, nachdem wir die Natur so weit erforscht haben, nicht die Rede sein. Aber Wunder giebt es noch heute erstens in dem Sinne von Ereignissen, die unser Staunen herausfordern, und zweitens in dem Sinne von unerklärlichen Vorgängen. Ja, gerade je tiefer wir in die Natur eindringen, desto mehr Wunderbares giebt es für uns: ist nicht das Auge, das Ohr, unser ganzer herrlicher Leib ein Wunder? Staunen wir nicht die Wunder der Sternenwelt, des Meeres, des Weltbaus an? Und stehen wir nicht vor lauter Räthseln, wenn wir die Entstehung der Welt, des Lebens auf der Erde, des Denkens u. s. f. zu erklären versuchen? Wohl dem, welcher sich einen empfänglichen Sinn für das Wunderbare bewahrt hat — er ist tausendmal glücklicher als wer dem Horazischen Wort „Nil admirari" huldigt!

3. Dies führt uns auf unsre obige Behauptung, daß Glauben und Wissen ein Bündniß mit einander schließen sollen. Die Richtigkeit unsrer Forderung wird zunächst durch die Geschichte bewiesen, denn in der That haben beide einander stets beeinflußt.

Die Religion, das Bewußtsein unbedingter Abhängigkeit vom Absoluten, entsprang bei den ältesten Menschen aus den Gefühlen der Furcht und der Dankbarkeit. Rathlos gegenüber einer schönen, aber furchtbaren Natur, die sie durch wilde Thiere, Frost und Hitze, Feuer und Wasser bedrohte, verehrten die Menschen, was ihnen schadete aus Furcht, was ihnen nützte aus Dankbarkeit. So verehrten manche Völker die Sonne, andre das Feuer, noch andre den Fluß, an dem sie wohnten, u. s. f. Ihre Phantasie personifizirte dann diese Naturdinge zu menschenähnlichen Wesen (S. 227). Da nun aber diese religiösen Gefühle von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wurden, bildete sich allmählich eine gewisse Lehre (Dogmatik) heraus, welche sich auf allerlei Thatsachen innerer und äußerer Erfahrung stützte. Für beide, die Geschichte und die Lehre einer Religion, war die Wissenschaft unentbehrlich. Denn um festzustellen, was denn eigentlich der Religionsstifter gethan und gelitten, unter welchen Hindernissen sich seine Lehre verbreitet habe, bedarf der Glaube der historischen Wissenschaft; und um seine Lehrsätze in eine dem Verstande annehmbare Form zu bringen, kann er die Logik, die Psychologie und die Naturwissenschaft nicht entbehren. Die Geschichte der Religionen beweist denn auch schlagend, daß die religiösen Ueberzeugungen sich wohl oder übel den Behauptungen der Wissenschaft angepaßt haben. Seitdem des Kopernikus Ansicht wissenschaftliche Geltung erlangt hat, wagt kaum noch ein Theolog das Gegentheil zu vertheidigen; die biblische

Lehre von der Schöpfung, vom Paradies und Sündenfall, von der Sintfluth u. dgl. nimmt kaum Jemand noch wörtlich; die Wissenschaft hat den Glauben an Hexen, Teufelsbündnisse, Zauberei, Fegefeuer u. dgl. als unhaltbar aufgezeigt, und der Glaube hat sie folglich auch symbolisch umgedeutet.

Umgekehrt sieht sich das Wissen wiederum auf den Glauben angewiesen. Zunächst beginnt alles Erkennen damit. Wir müssen unsern Sinnen glauben, ebenso unsern Eltern und Lehrern; da wir selbst nur wenig beobachten und miterleben, sind wir hauptsächlich auf Bücher angewiesen, denen wir glauben müssen. — Und wenn wir dann das ungeheure Gebiet des Wissens mit redlichem Bemühen, soweit es uns vergönnt war, durchmessen haben, so sehen wir uns zu dem Geständniß genöthigt, daß unser Wissen Stückwerk ist und daß es überall im Glauben endigt. Oder ist es etwas andres als Glaube, was wir über das Alter, den Ursprung, die Einheit der Welt, über das Wesen der Gravitation, der menschlichen Seele aussagen können? Wer vermag die Grundprozesse der Welt: Anziehung und Abstoßung Bewegung, Leben, Denken, Fühlen und Wollen zu erklären? Wir stimmen daher Geibel völlig bei, wenn er sagt: „Studire nur und raste nie, du kommst nicht weit mit deinen Schlüssen: das ist das Ende der Philosophie, zu wissen, daß wir glauben müssen!" Und Goethe: „Der Glaube ist nicht der Anfang, sondern das Ende alles Wissens"; und „das schönste Glück des denkenden Menschen ist: das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren!"

---

4. Wir wollen nun in Kürze zeigen, daß die Religion keineswegs etwa „ein überwundener Standpunkt", sondern vielmehr Sache gerade des wahrhaft Gebildeten ist.

Daß das Gemüth ihn zur Verehrung Gottes treibt, wird Niemand leugnen. Mag er in glücklichen Momenten frischer Körperkraft sich seines Lebens freuen oder im Genusse einer neuen Erkenntniß, einer ungeahnten künstlerischen Anschauung freudig aufjauchzen; mag er die ewig junge Natur im Lenz oder im Herbste durchwandeln — immer wird er sich in eine andachtsvolle Stimmung versetzt fühlen. Das Rauschen des Windes im Walde, das unendliche, ewige Meer, der gewaltig einherrollende Donner, die keuschen Gletscherfirnen, der gestirnte, tiefblaue Nachthimmel erfüllen unser Herz mit Schauern der Ehrfurcht; das unendlich mannigfaltige Leben der Organismen, die sich alle des Daseins freuen; die bewundernswerthen Leistungen der Menschheit, die, mit geringer Körperkraft, aber mächtigem Geist ausgestattet, die Schöpfung zu erforschen und sich zu unterwerfen vermocht hat — diese und ähnliche Beobachtungen rufen in uns das Gefühl der Anbetung vor dem hervor, dessen Macht und Weisheit wir allerorten zu erkennen glauben.

Und unser Verstand bestärkt uns in dieser Überzeugung. Seiner Natur gemäß muß er, wie oben (S. 174) nachgewiesen, nach dem Wesen, dem Grunde und dem Zwecke aller Dinge fragen. Die Frage nach dem Wesen aber führt ihn zunächst auf die Zerlegung desselben in Eigenschaften, d. h. Weisen der Bethätigung; diese wieder auf die Unterscheidung von Stoff und Kraft, die endlich Raum, Zeit und Bewegung zur Voraussetzung haben. Die ursprünglich so starr und leblos erscheinenden Dinge ergeben sich mithin als Erscheinungen von sich selbst bethätigenden Kräften. — Nun fragt aber unser Verstand, grade durch den Begriff der Kraft dazu gedrängt, nach dem Ursprung jedes Dinges: was ist die Ursache zu dieser Erscheinung, der Grund für diese Bewegung? Jede Wirkung hat ihre Ursache,

dieſe wiederum die ihrige u. ſ. f. Welches iſt die erſte Urſache? .... Alle Organismen entſtehen, was Niemand leugnen wird, aus organiſirten Keimen; woher aber entſtand innerhalb der anorganiſchen Materie der erſte Keim? Nach der Kant-Laplaceſchen Hypotheſe iſt die Welt aus einem ungeheuren Gasball entſtanden, der in Rotation gerieth — aber woher bekam er den Anſtoß dazu? — Endlich zeigt uns die ganze Welt im Großen wie im Kleinen einen ſolchen Zuſammenhang von Urſachen und Wirkungen, Zwecken und Mitteln, eine ſolche Regelmäßigkeit im Werden und Vergehen, eine ſolche Ordnung aller Theile, daß wir nicht umhin können, dieſen herrlichen Kosmos als die Erſcheinung einer vollkommenen Vernunft anzuſehen. Dieſer Schluß findet noch durch folgende Gedankenreihe ſeine Beſtätigung: In der Unermeßlichkeit der flüchtigen Einzeldinge treten uns gewiſſe Naturgeſetze als bleibend entgegen; dieſe verſchiedenen Geſetze ſtimmen unter ſich aufs beſte zuſammen; folglich muß eine alles Einzelne tragende Weltordnung exiſtiren.

Darauf werden wir auch durch die Bedürfniſſe unſres Gemüthes geführt. Die Weltgeſchichte läßt ſich auf zweifache Weiſe betrachten: entweder als das Spiel des blinden Zufalls, oder als die pragmatiſche Erziehung des Menſchengeſchlechts. Jenes iſt die mechaniſche, dies die idealiſtiſche Geſchichtsbetrachtung. Nach jener ſind die hiſtoriſchen Ereigniſſe nur die Reſultate der menſchlichen Selbſtſucht, Dummheit, Liſt und Bosheit; nach dieſer werden die Menſchen zwar auch zunächſt durch ihre ſinnlichen und geiſtigen Triebe geleitet, zugleich aber arbeiten ſie bewußt oder unbewußt mit an der Förderung und Veredlung der ganzen Menſchheit. Jene Anſchauung iſt eine tragiſche, dieſe eine erhebende; dort empfinden wir Überdruß und Ekel an einer zweckloſen Farce, hier dagegen freudigen Stolz, daß

wir berufen sind an einem so göttlichen Werke mitzuarbeiten. — Ebenso ist es bei der Psychologie. Ohne die Annahme einer göttlichen Weltvernunft, aus welcher alle menschlichen Seelen stammen, in welche sie früher oder später zurückkehren, scheint es ganz unmöglich, das Wesen der Menschenseele wissenschaftlich zu erklären. Die Vorstellung, daß unsre Seele entweder die Funktion des Leibes oder des Gehirns, daß sie eine Monade oder ein Kraftatom sei, läßt sich nicht durchführen; alle psychologischen Vorgänge weisen vielmehr darauf hin, daß sie ein substantielles Wesen sei, ein Ausfluß der göttlichen Substanz! — Endlich und vor allem fordert die Moral das Vorhandensein Gottes, denn ohne diese metaphysische Grundlage schwebt sie völlig in der Luft. Sittlichkeit, sahen wir im vorigen Kapitel, ist die harmonische Vervollkommnung unsrer selbst ohne dadurch Andre zu beeinträchtigen, oder die energische Selbstbethätigung im Dienste der Gesellschaft. Wenn aber Jemand fragt, warum es denn sittlicher sei, Andern zu dienen, als egoistisch das Leben zu genießen, so genügt der Hinweis nicht, daß schon der Eigennutz uns ja dazu zwinge, weil wir nur dann, wenn wir Anderen förderlich sind, von ihnen Förderung erfahren. Denn manche Menschen sind so gestellt, daß sie sich dieser Rücksicht entschlagen können. Eine feste Basis hat die Moral nur, wenn wir an die göttliche Macht des Guten glauben; wenn wir ein Reich moralischer Zwecke annehmen, die sich trotz aller Hindernisse durchzusetzen wissen, so daß jede Gutthat ihren Lohn, jede Übelthat ihre Strafe in sich birgt. —

Und außer diesen Aussagen der Einzelwissenschaften haben wir auch noch an der Logik einen überzeugenden Anwalt der Gottheit. Durch alle Gebiete der Welt, durch Natur und Geschichte, durch die politischen, sozialen, ästhetischen und ethischen

Verhältnisse walten dieselben Gesetze, welche mit wunderbarer Harmonie in einander greifen. Thätigkeit allein verleiht einem Wesen Existenz, Dauer und Werth; nur soweit ein Ding etwas leistet, besteht es. Überall behauptet sich allein das Werthvolle, Bedeutende; dies aber ist es nur dadurch, daß es dem Ganzen nützt. Was sich egoistisch isolirt, stirbt aber physisch oder geistig ab. Mäßigung und Ordnung predigt uns das Weltall an jedem Punkte seiner unermeßlichen Fülle! Da nun die logischen Gesetze unsres Geistes sich als mechanische Naturgesetze wiederfinden; da ferner das wahrhaft Natürliche zugleich das Sittliche ist —: so glauben wir nicht zu irren, wenn wir die göttliche Vernunft, welche unser Geist fordert, als wahrhaft vorhanden annehmen.

---

5. Wer sich dieser Überzeugung lebhaft und innig hingiebt, ist religiös. Denn er fühlt sich unbedingt abhängig vom Absoluten. Er weiß, daß sein ganzes Leben auf dem ewigen Grunde der Gottheit ruht, von ihr stammt, durch sie bestimmt wird und ihrem Dienste geweiht ist. Und wer sollte sich auch dieser Einsicht verschließen, der da bedenkt, daß wir Alles, was wir sind und haben, nicht uns selbst verdanken? Daß die Individualität mit allen ihren schönen Anlagen ein unverdientes Geschenk Gottes ist? Daß ferner alle günstigen Verhältnisse, in die wir kommen, alle Gelegenheiten zur Selbstveredlung, die sich uns darbieten, alle Erfolge, Freuden, Genüsse, die uns das Leben bringt, unverdiente Gnadengaben sind? Oder ist es etwa Dein Verdienst, daß Du einen gesunden Leib, einen scharfen Verstand, einen empfänglichen Sinn und einen festen Willen hast? Oder darfst Du es Dir selbst zuschreiben, wenn Du das Kind vermögender, liebevoller, gebildeter Eltern bist, die Dich zu allem Guten, Wahren und Schönen erzogen haben?

Wenn aber nicht, so mußt Du von innigem Danke gegen den erfüllt werden, der Dir dies Alles geschenkt hat, gegen Gott. Und dieser Dank darf nicht nur ein sentimentales Gefühl bleiben, sondern muß sich in edlen Thaten bewähren. Er muß Dich anfeuern, die Dir verliehenen köstlichen Gaben als ein Pfund zu betrachten, mit welchem Du wuchern willst im Dienste Deiner Mitmenschen. Durch werkthätige Liebe gegen sie wirst Du den Dank gegen Gott abtragen. So treibt uns die Religiosität zur Sittlichkeit. Vor allem aber erfüllt sie unser Herz mit Freude und Friede. Denn wenn wir an die göttliche Weltordnung glauben, so werden wir Alles, was uns trifft, demüthig und getrost entgegennehmen. Leid und Freude, gute und böse Tage, Erfolg und Mißlingen, Krankheit und Tod werden wir als die nothwendigen und daher guten Gedanken Gottes ansehen, die wir nachzudenken, zu begreifen und einfach anzuerkennen haben. Mag auch das Schlechte, Gemeine noch so oft über das Gute siegen, mögen wir selbst oft geneigt sein unser ganzes Dasein als nichtig und werthlos zu betrachten: der Glaube an Gott, an seine Allgegenwart und Allmacht, an sein Reich, dessen Mitbürger wir sind, hilft uns immer wieder über solche Momente bangen Zweifels hinweg. Aus der sinnigen Betrachtung der göttlichen Weltordnung schöpfen wir das höchste Gut, nach welchem Religion und Philosophie streben: Die Ruhe des Gemüths!

---

6. Unter Gemüths- oder Seelenruhe verstehen wir aber nicht jenen Zustand absoluter Unerregtheit, wie ihn die Stoiker priesen; die Athambie, welche über nichts in Erstaunen geräth, die Apathie, welche gegen Lust und Schmerz gleichermaßen indifferent ist, sind ebenso unnatürlich wie die gerühmte

Ataraxie, die durch nichts in Aufregung versetzt werden kann. Nicht minder verwerfen wir die von den Quietiesten und von Schopenhauer empfohlene Herabdrückung alles Eigenwillens und Strebens, welche den Menschen befähige, allmählich durch Verneinung seines Lebewillens in Gott, in das Nirwana, zu versinken. Das sind alles mehr oder weniger ungesunde Phantastereien. So wenig es im Meer völligen Stillstand, so wenig giebt es für das Herz absolute Ruhe. Nicht vernichten, zerstören, ausrotten sollen wir die von Gott in unsre Brust gepflanzten Empfindungen, Gefühle und Triebe, sondern sie durch die Vernunft in den Dienst des Guten zwingen.

7. Die Hauptfeinde der Gemüthsruhe sind nun ohne Zweifel die Affekte und die Leidenschaften. Über ihr Wesen haben wir schon oben S. 349 ff. gesprochen. Nicht alle Affekte sind zu meiden, ja nicht einmal alle Leidenschaften, denn es giebt auch solche, die den Menschen veredeln und über sich selbst hinausheben. Aber beherrschen sollen wir sie — doch wodurch? Offenbar durch den Charakter. Gut, aber diese allgemeine Formel genügt nicht. Das Geheimniß der Selbstbeherrschung liegt in zwei Punkten: Gewohnheit und Einsicht. Wer oft in derselben vernünftigen, d. h. sittlichen Art und Weise gehandelt hat, dem ist das Guthandeln zur Gewohnheit geworden, Affekte und Leidenschaften werden ihn nicht so leicht außer Fassung bringen. Zweitens wer durch Nachdenken, Lektüre, Erziehung u. dgl. einen Schatz von praktischen Lebensregeln und Beispielen zur Hand hat, der wird leicht die Versuchung, in die ihn eine heftige Gemüthserregung zu setzen droht, abschlagen.

8. Aber schlimmer noch wird oft unsre mühsam errungene Gemüthsruhe von außen erschüttert, durch die Übel, welche uns

betreffen, ja die uns auch nur entgegentreten. Wir wollen gar nicht von Unglück, Krankheit, Verlust u. dgl. reden: ihnen gegenüber kommt der Mensch bald durch die Einsicht, wie das Übel zu beseitigen sei, zur Ruhe. Aber wenn uns das soziale Übel entgegentritt: wenn wir überall Ungerechtigkeit erblicken, Edle unterdrückt, Unwürdige in Glück und Ansehen, wenn wir sehen, daß grade dasjenige, was den Menschen am meisten beseligen könnte, ihn am tiefsten elend macht; oder wenn wir Gelegenheit haben, die ganze Verworfenheit der menschlichen Natur zu schauen; wir zurückschaudern vor Individuen, in denen das Ebenbild der Gottheit zur Fratze, das edle Menschenthum zum Dämon verzerrt ist: sollen wir auch da noch Gemüthsruhe bewahren? — Nein, aber wir sollen sie wieder erringen. Wir sollen an den Räthseln des Daseins nicht feige vorüberschleichen oder daraus Gift saugen einer pessimistischen oder gar materialistischen Weltanschauung, sondern wir sollen versuchen, die Dinge zu betrachten mit Spinoza sub specie aeternitatis! Im Lichte der Ewigkeit, da erscheint alles Häßliche schön, alles Verworrene deutlich. Da begreifen wir, daß die menschliche Gesellschaft neben soviel Segnungen auch manche Nachtheile mit sich bringen muß; wir ahnen, daß jener Unselige, dessen Bosheit uns schaudern macht, unter den Verhältnissen, in denen er aufwuchs, kaum anders werden konnte; wir erkennen, daß der Entwickelungsgang der Menschheit, ob auch durch viele Krümmungen, vorwärts, aufwärts führt. Und wenn wir dann unser Auge von der Welt um uns her in die kleine da drinnen im Herzen richten, dann glätten sich auch die mancherlei Wellen unruhiger Fragen, Zweifel und Sorgen, wir fühlen uns eins mit Gott, schauen auch unser Dasein im Lichte der Ewigkeit, und sind ruhig, ganz ruhig!

Schluß.

Wir stehen am Ende unsrer Diätetik des Geistes. Ueberblicken wir den langen Weg, den wir durchmessen haben, so ergeben sich daraus folgende Gebote der Selbsterziehung:

1. Lebe dich aus! — d. h. genieße das Leben, aber durch allseitige Selbstbethätigung.
2. Vergiß nie, daß Du ein Mensch bist.
3. Pflege des Leibes, damit er ein tüchtiges Werkzeug des Geistes werde.
4. Strebe nach harmonischer Entfaltung aller Deiner Geisteskräfte.
5. Sei Selbstdenker! Bekämpfe Vorurtheil, Irrthum und Lüge.
6. Lebe, um zu lernen, lerne, um zu leben!
7. Liebe und übe die Kunst.
8. Handle vernünftig, d. h. frei und sittlich.
9. Strebe nach Glückseligkeit, aber nur im selbstverleugnenden Dienste der Menschheit.
10. Fühle und führe Dich stets als Bürger im Reiche Gottes!

Druck von Issleib & Rietzschel, Gera.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

FEB 8 1917		
FEB 19 1917		
MAY 18 1917		
AUG 6 - 1918		

form 410